

Russell McCloud

DIE SCHWARZE SONNE VON TASHI LHUNPO



Die Welt kurz, nach der Jahrtausendwende – der Chef der Europäischen Zentralbank wird ermordet, auf seiner Stirn prangt ein eigenartiges Brandzeichen.

Der Journalist Hans Weigert stößt im Zuge seiner Recherchen in ein Schattenreich, das er zunächst nicht begreifen kann. Der mythenumwobene Speer des Schicksais, machthungrige Logenbrüder und der geheimnisvolle Thule-Orden weben weiter an der jahrtausendealten Legende von Agartha und Schamballah, Russell McCloud ist ein Polit-Thriller gelungen, der aufhorchen läßt.

Doch das Buch ist mehr als ein Roman. Für den der es zu deuten versteht, wird nichts mehr so sein, wie es einmal war. Dafür sorgen die intensiven Recherchen des Autors über die in der Politik wirkenden esoterischen Geheimgesellschaften.

Wien, 14. März 1938

Er war heimgekehrt, heim in jene Stadt, die er vor fast 25 Jahren verlassen hatte. Gemocht hatte er sie nie, nein, er haßte sie sogar. Und doch hatte er einst fast sechs Jahre hier verbracht, eine Zeit, die er später als „die schwerste, wenn auch gründlichste Schule“ seines Lebens bezeichnete, eine Zeit, in der er sich hatte treiben lassen und die ihn getrieben hatte.

Es war bitterkalt gewesen. Der Atem der Menschen hatte kleine Nebel gebildet. Die Kragen der Mäntel waren hochgestellt gewesen, die Hände waren tief in die Taschen vergra-

ben. Der Regen, der schon seit Stunden aus den dunklen Wolken am Himmel gefallen war, war mit Schnee durchsetzt gewesen. Ein scharfer Wind war durch die Straßen gefegt, in denen die Menschen schneller gegangen waren als sonst. War es am Wetter gelegen oder nur an den Gestalten, die in der Reihe vor dem Obdachlosenasyll gestanden waren, von einem Bein auf das andere wechselnd, um die Kälte zu vertreiben? Auch er war in der Reihe gewesen. Er hatte Haß verspürt, Haß auf die Menschen, deren Blick sich abgewandte hatte, sobald er auf die ausgemergelten Gestalten getroffen war. Von der bürgerlichen Gesellschaft fühlte er sich ausgestoßen und angezogen zugleich. Doch je mehr er die Verschmähung gespült hatte, desto stärker war sein Drang geworden, ein Teil dieser Gesellschaft zu sein.

Jahre später sollten sich die Auswirkungen dessen zeigen: Er würde eine Ordnung verteidigen, die er zugleich verwarf. Und so, indem er, der Zurückgewiesene, sich die Sache des Zurückweisenden zu eigen machen würde, würde er versuchen, die erlittene Demütigung scheinbar aufzuheben. Er würde seine Schuldvorwürfe an die Welt artikulieren, um das eigene Schicksal mit ihrer fehlerhaften Ordnung zu erklären.

Damals, als er in der langen Reihe vor dem Obdachlosenasyll gestanden war, um einen Teller Suppe zu ergattern, inmitten des angespülten Strandguts der Großstadt, damals war er noch weit davon entfernt gewesen. Man schrieb den November 1909. Doch bis zum 24. Mai 1913, als er der Stadt den Rücken kehrte, sollte er sich das erworben haben, was später einer seiner Biographen als „granitene Fundament“ bezeichnen würde, freilich, ohne wirklich zu ahnen, wie zutreffend dies doch war.

Jetzt, da die Ereignisse von damals an seinem geistigen Auge vorbeizogen, stand er wieder dort, wo er 1910 das erste Mal gestanden war. Bis 1913 war er Dutzende Male hier gewesen, doch nie hatte er das Privileg genossen, allein zu sein, allein mit dem Speer des Schicksals, allein mit der Geschichte.

Heute hatten ihm seine Begleiter seinen Wunsch erfüllt. Schon mehr als eine halbe Stunde war verstrichen, seit sie die Tür hinter sich geschlossen hatten. Jetzt war er in Gedanken versunken, machte den Eindruck eines Meditierenden, der Zwiesprache mit seinem Gott hielt. Sein Kopf war nach vorne gereckt, sein stechender Blick starr auf den Speer gerichtet, der da auf rotem Samt vor ihm hingebreitet lag.

Plötzlich begann sein Oberkörper zu zittern, erst ganz leicht, dann immer stärker. Schließlich wurden seine Hände, sein Kopf, seine Beine davon ergriffen. Auf seinem Gesicht bildeten sich Schweißtropfen, die bei ihrem Abwärtsgleiten ihre salzigen Spuren auf der Haut hinterließen und die Haare seines schmalen Oberlippenbartes benetzten. Das Zittern ging in einen regelrechten Schüttelfrost über, doch sein Blick blieb weiterhin starr auf die Spitze des Speers gerichtet. Aber die Trance, die ihn überfiel, um sich seines Geistes zu bemächtigen, ließ seine Sinne nichts mehr wahrnehmen.

Sein Mund öffnete sich und heraus brach ein Schrei, der nichts Menschliches an sich hatte. Seine Arme schossen nach vorne, packten den Speer, rissen ihn in die Luft. Sein Kopf ruckte nach oben, seine dunklen Augen hefteten sich an das Stück Geschichte, das er in seinen ausgestreckten, zitternden Händen hielt. Seine Uniformmütze rutschte herab und fiel zu Boden. Eine Strähne seiner Haare hing ihm in die schweißgebadete Stirn.

Er war eins geworden mit den magischen Kräften, die der Speer ausstrahlte, deren Fluidum sich auf ihn übertrug, ihn erfüllte und ein Hochgefühl erzeugte, wie er es noch nie zuvor erlebt hatte.

Vier mal sieben Jahre – 28 insgesamt – hatte er auf diesen Moment gewartet. Jetzt, in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1938, hielt er endlich den Speer in seinen Händen. Er war eins mit dem Schicksal geworden, ja er war selbst Schicksal. Sein Schrei verebbte, lief aus in einem Röcheln, sein Oberkörper fiel nach vorne und schlug polternd auf

dem kleinen Tisch auf. Seine Finger umkrampften das Stück Metall, so, als ob sie schwören würden, es nie wieder loszulassen.

Wenige Stunden zuvor erst war er in die Stadt eingezogen. Was er 1913 still und heimlich verlassen hatte, nahm er sich jetzt im Triumph. Begeisterte Massen, Blumenmeere, Fahnenwälder, tosender Jubel, schmetternde Fanfaren, geschmückte Häuser – alles für ihn, den einst Verstoßenen.

Als die deutschen Truppen einmarschiert waren, hatte der österreichische Präsident den Befehl gegeben, die Wiener Innenstadt hermetisch abzuriegeln und vor allem die Regierungsgebäude rund um die Hofburg zu sichern. Doch als die Polizei-Einheiten dort angekommen waren, stießen sie auf bewaffnete SS-Mannschaften. Ernst Kaltenbrunner persönlich hatte die Übergabe der Schlüssel zur Schatzkammer überwacht, denn der Raum war wichtiger als alle Regierungsgebäude zusammengenommen, wichtiger als alles sonst. Er war das Ziel schlechthin. Nicht umsonst hatte man der Besetzung der Hofburg höchste Priorität eingeräumt und den Coup generalstabsmäßig geplant.

Hitler trat durch die Tür aus der Schatzkammer. Draußen warteten Wolfram von Sievers, Major Walter Buch, Ernst Kaltenbrunner sowie Heinrich Himmler. Mehr als eine Stunde war vergangen, seit sie ihn dort allein gelassen hatten. Doch diese eine Stunde hatte genügt, um etwas in ihm zu verändern. Aus dem Herrn über Deutschland war der Anwärter auf den Wanderpokal Erde geworden.

1932 hatte er zu Hermann Rauschning gesagt: „Wir werden die Welt aus ihrem Schlaf stören. Wir werden uns Aufgaben stellen, von denen sich die heutige Welt nichts träumen läßt. Deutschland ist immer nur ein Anfang. Wer es gewinnt, wird dem nächsten Zeitalter den Stempel aufdrücken.“

Jetzt war er sicher: Niemand würde ihn dabei noch aufhalten können.

Nürnberg, 30. April 1945

„Bislang erhaltene Informationen deuten daraufhin, daß der Befehl, die kaiserlichen Insignien zu einem sicheren Aufbewahrungsort zu bringen, von Himmler stammte. Abgesehen von Himmler und den Nürnberger städtischen Beamten, die mit dem Transport beauftragt waren, können nur Kaltenbrunner, der Chef des deutschen Sicherheitsdienstes, und Müller, der Leiter der Gestapo, über den wirklichen Verbleib der Insignien unterrichtet gewesen sein. Bei einem Treffen der Abteilungsleiter im Reichssicherheitshauptamt, das am 1. April in Berlin stattfand, also einen Tag nach Abholung der Insignien, meldete Müller an Kaltenbrunner: ‚Die kaiserlichen Insignien sind durch zuverlässige Agenten in einem See versenkt worden.‘ Kaltenbrunners einzige Antwort war: ‚Gut!‘ Diese Information wurde von Oberführer Spacil gegeben, der als Chef der Abteilung II des Reichssicherheitshauptamtes an der Besprechung teilnehmen mußte. Spacil folgerte aus diesem Wortwechsel, daß Kaltenbrunner über die Einzelheiten der Operation im Bilde gewesen sein müsse, weil er sich sonst nach näheren Umständen erkundigt hätte. Aus der Bemerkung Müllers dagegen kann ebenfalls geschlossen werden, daß der Gedanke, die Spuren durch die erfundene Geschichte von der Versenkung der Insignien in einem See zu verwischen, in den höchsten Kreisen der deutschen Sicherheitspolizei entstanden sein muß und daß der Befehl, einen scheinbaren Transport der Schätze in Nürnberg zu inszenieren, aus Berlin kam. Die Tatsache, daß nicht einmal die Chefs im Reichssicherheitshauptamt für würdig befunden wurden, in das Geheimnis eingeweiht zu werden, beweist, welche politische Bedeutung man ihm beimaß.

Aufgrund dieser Tatsachen und in Übereinstimmung mit Gesprächen zwischen gefangenen SS-Angehörigen, die von der Nachrichtenzentrale der dritten Armee gemeldet wurden, scheint es so, als ob die kaiserlichen Insignien nach den Vorstellungen des deut-

schen Sicherheitsdienstes das Symbol der künftigen deutschen Widerstandsbewegung werden sollten.“

(Aus den Archiven des US- Nachrichtendienstes: „Report on Recovery of Imperial German Insignia of Holy Roman Empire“, MGO, Detachment E-203, Company C, 3rd Military Government Regiment, AP 403, USA.)

Der Jeep holperte über die Trümmer, die auf der Straße verstreut lagen. Der Fahrer versuchte so gut es ging, ihnen auszuweichen. Die amerikanische Artillerie und die Bomber hatten ganze Arbeit geleistet. Zerstörung, wohin man blickte. In den Stahlgewittern aus Tausenden Tonnen Sprengstoff war der letzte deutsche Widerstand zusammengebrochen.

Hauptmann Walter Thompson befahl dem Fahrer zu halten. Als er ausstieg, ließ er sein Gewehr im Wagen liegen. Wenige Stunden zuvor hatten seine Männer in einer kleinen Gasse Nürnbergs etwas entdeckt, das er sich nun genauer ansehen wollte. Unter einem Haufen Gerumpel und Trümmern war ein Eingang zu einem Tunnel aufgetaucht. Thompson ging darauf zu. Zwei davor postierte GIs machten Meldung.

„Es ist ein altes Kellergewölbe, Sir. Da drinnen gibt es kein Licht. Aber wir haben schon Fackeln organisiert.“

Der Soldat, ein Sergeant, kaute sichtlich unbeeindruckt von dem höheren Rang Thompsons auf seinem Kaugummi. Grinsend hielt er zwei Fackeln in die Höhe.

„Gut, Sergeant. Sie kommen mit.“

Thompson nahm sich eine Fackel und zündete sie mit seinem Sturmfeuerzeug an. Er ging voraus, der Unteroffizier folgte ihm. Auf den ersten Metern mußten sie noch über die Reste von Mauerwerk steigen, die einst das Haus über dem Keller gebildet hatten, doch dann ging es leichter.

Das Licht der Fackeln beleuchtete gespenstisch die Wände des Gewölbes. Uralt, dachte Thompson. Nach einigen Metern erkannte er, daß die Wände nicht mehr gemauert waren. Der Gang war jetzt direkt in den Felsen gehauen.

Der Sergeant war dicht hinter ihm. Plötzlich fluchte er laut.

„Was ist los, Sergeant?“

Thompson drehte sich um.

„Nichts, Sir. Ich habe mir nur den Kopf an diesem verdammten Felsen angestoßen. Ganz schön eng hier.“

„Haben Sie eigentlich den Gang vorher nach Minen und Sprengfallen absuchen lassen? Es könnte sonst noch viel ungemütlicher werden hier.“

„Ja, klar. Was wir gefunden haben, haben wir weggeräumt. Und wenn noch was da ist, dann treten Sie ja als erster drauf...“

Thompson war jetzt viel zu erregt, um den Unteroffizier zurechtzuweisen. Würde er hier tatsächlich finden, worauf er hoffte?

Vor Monaten schon, lange bevor noch der erste US-Soldat deutschen Boden betreten hatte, hatte man Thompson darauf angesetzt und ihm eine eigens für diesen Zweck ge-

bildete Spezial-Einheit unterstellt. Je weiter die amerikanischen Truppen vorgerückt waren, umso mehr Informationen waren bei ihm zusammengelaufen. Die letzten Wochen hatte er nur damit verbracht, vermeintliche Verstecke der Habsburger Throninsignien abzusuchen – ohne Erfolg.

Doch hier, in Nürnberg, war der Boden heiß. Lange genug hatte man in dieser Stadt, die einst die Kulisse für die gigantoman inszenierten Reichsparteitage der NSDAP abgegeben hatte, den Speer aufbewahrt. Warum also, so fragte sich Thompson, sollte er nicht noch immer hier sein?

Da! Das Licht der Fackeln schälte die Reste einer massiven Stahltür aus dem Dunkel. Soldaten hatten sie aufgesprengt. Dahinter mußte es sein! Thompson achtete nicht mehr auf den Mann hinter ihm. Er wollte es wissen, jetzt! Er arbeitete sich hastig über das Gekrumpel, das hier überall verstreut lag, nach vorne. Dann hatte er die Stahltür passiert.

Dahinter war eine ganze Reihe von Holzkisten, abgestellt anscheinend in höchster Eile in einem für die Deutschen untypischen Durcheinander.

„Los, Mann, halten Sie mal!“

Thompson reichte dem Sergeant seine Fackel. Gleichzeitig zog er sein Kampfmesser aus der Scheide. Er machte sich über die Kisten her, öffnete eine nach der anderen. Alle enthielten Kunstschatze von unschätzbarem Wert, zusammengeraubt aus allen Teilen Europas. In jeder anderen Situation hätte sich Thompson Zeit gelassen, sie zu betrachten, doch mit jeder neuen Kiste, die er öffnete und die nicht den gesuchten Inhalt erbrachte, steigerte sich seine fieberhafte Erregung nur noch. Der Sergeant blickte verständnislos auf den wild vor sich hinarbeitenden Hauptmann.

Dann, bei der dreizehnten Kiste, wurde er endlich fündig. Erleichterung durchflutete ihn. Er hatte was er wollte, für ihn war der Krieg zu Ende, zumindest seiner.

Manchmal ist die zeitliche Koinzidenz von Ereignissen verblüffend, auch oder gerade dann, wenn sich diese Hunderte Kilometer entfernt voneinander abspielen. Ein Faden scheint beide zu verbinden, sie zu verknüpfen, sie zu Teilen eines gemeinsamen Ganzen zu machen. Zieht man an dem einen Ende des Fadens, bewegt sich etwas an dem anderen. Doch oft ist es nicht die gerade Linie, die zwei Dinge miteinander verbindet. Der Faden weicht ab, beschreibt Windungen, verknotet sich. Und nur wenigen Menschen ist es vorbehalten, diese Knoten zu lösen.

Hitler hatte um 14 Uhr, in den Tiefen des Berliner Führerbunkers, umgeben von seinen Sekretärinnen und seiner Köchin, zu Mittag gegessen. Während er seine letzte Mahlzeit zu sich nahm, hißten zwei sowjetische Soldaten auf der Kuppel des Reichstagsgebäudes die Rote Fahne. Nach dem Essen rief Hitler seine engsten Mitarbeiter zusammen. Er schüttelte Goebbels, Bormann, den Generalen Burgdorf und Krebs, seinen Sekretärinnen – Frau Jung und Frau Christian – sowie einigen Ordonnanzen die Hand. Anschließend zog er sich zusammen mit seiner langjährigen Begleiterin Eva Braun, die er kurz zuvor geheiratet hatte, in sein Zimmer zurück.

Die Uhr zeigte 15 Uhr 30. In dem Moment, als Hauptmann Walter Thompson in einem Nürnberger Keller die dreizehnte Kiste öffnete, fiel im Berliner Führerbunker ein Schuß. Adolf Hitler war tot, seine Frau hatte Gift genommen.

Während sich in Nürnberg einige GIs abmühten, die Kisten aus dem Keller zu schleppen, trugen in Berlin die SS-Wachmannschaften die Leichen von Hitler und Eva Braun nach oben in den Hof. Man übergieß sie mit Benzin, Hitlers Adjutant Otto Günsche warf einen brennenden Lappen auf die Körper.

Sieben Jahre war Hitler im Besitz des Speers gewesen. Aus dem Mann, der sich einst in Wien um eine heiße Suppe in die Schlange des großstädtischen Strandguts eingereiht hatte, war der Herr über Deutschland und schließlich ganz Europa geworden. Seine Macht hatte an ihrem Höhepunkt vom eisigen Nordkap bis in die glühende Wüste Nordafrikas, von den Wogen des Atlantiks bis in die unendliche Weite Rußlands gereicht.

Wenn einer kommen würde und sagen, Hitlers Weg habe 1910 in der Wiener Schatzkammer begonnen, man würde ihn für verrückt erklären. Doch die Weisen würden einander ansehen und wissend lächeln. Es gab keine Zufälle, höchstens Dinge, die gewöhnliche Menschen mit gewöhnlichen Gründen erklärten.

Jetzt verzehrten die Flammen das Fleisch jenes Mannes, der zum Symbol für eiskalte Vernichtung geworden war. Feuer und Eis, im ewigen Spiel der magischen Kräfte. Es schien, als ob die Flammen Tribut forderten für die Millionen Toten, die zurückgeblieben waren. Doch das Feuer würde Asche gebären, und die Asche würde der Samen sein für einen neuen Phönix, der sich in fernen Zeiten mit mächtigem Flügelschlag aus ihr erheben würde.

Wien, 18. November

Erst beim siebzehnten Mal drang das Summen des Weckers in Hans Weigerts Gehirn. Dem Wecker war dies gleichgültig. Er würde weitersummen, solange in seinem elektronischen Inneren Strom floß. Bis ans Ende aller Tage, wenn es sein mußte. Oder bis ein Meister seinen Schaltkreisen befahl, damit aufzuhören – und die mit „Off“ gekennzeichnete Taste drückte.

Nach dem zweiundzwanzigsten Ton war es an der Zeit, ihm diesen Befehl zu erteilen. Weigert wälzte sich herum und tastete mit der rechten Hand nach dem Störenfried, oder, genauer: nach jenem weißen Kunststoffknopf, über den der Meister seine Anordnungen an die Maschine übermitteln konnte.

Die ersten beiden Versuche schlugen fehl, was wohl daran lag, daß Weigert seinen Kopf im Kissen vergraben hatte und die Hand ihren Vorstoß gegen Wecker blind unternahm, angewiesen nur auf den Tastsinn ihrer Finger. Doch dann hatte sie Erfolg. Ein kurzer Druck und das Summen hörte auf. Der Meister hatte befohlen.

Weigert nahm es dem Wecker nicht übel. Für ihn war er wie ein Fährmann, der ihn jeden Morgen von einer Welt in die andere versetzte. Heraus aus dem Reich des Traums, hinein in die Wirklichkeit des Lebens. Am Morgen liefen Weigerts Körperfunktionen langsamer ab als sonst. Es war, als ob das Leben sich entschlossen hatte, durch die Herabsetzung des Tempos, in dem es fortschritt, die Zeit auszudehnen und so sich selbst zu verlängern. Doch der Trick konnte nicht gelingen. Denn die Welt draußen pulsierte in gewohnter Schnelligkeit, verlangte nach Menschen, die ihre Plätze darin einnahmen und sich dem Tempo anpaßten. Und so mußte Weigerts Körper die Geschwindigkeit seiner Abläufe täglich aufs neue mit der Welt synchronisieren.

Es war wieder einmal Zeit dazu. Dinge, die man nicht ändern konnte, mußte man eben akzeptieren. Als er sich aufrichtete, spürte er ein Hämmern in seinem Kopf. Die vorangegangene Nacht forderte ihren Tribut. Langsam sickerte die Erinnerung durch. Welches Lokal war es gewesen? Das „Foggy Dew“ mit seinen köstlichen Importen aus Irland, keiner davon unter 43 Volumenprozent? Oder war es die

„Bierflut“, dort, wo ein Dutzend Zapfhähne aus der Wand ragte, deren Ströme an Gerstensaft nie enden wollten? Nein, doch nicht. Es war wohl das „Foggy Dew“ gewesen. Das Hämmern im Kopf wurde stärker.

Nur wenig Licht drang durch die geschlossenen Jalousien des Schlafzimmerfensters. Doch es reichte völlig, um sich zurechtzufinden. Auf dem Nachtkästchen der übervolle Aschenbecher, daneben eine leere Zigarettenpackung und ein Feuerzeug. Zwei Gläser, von denen eines immer noch Reste von Whisky enthielt, machten das Stilleben perfekt. Zwei Gläser!?

Weigert wandte seinen Kopf nach rechts. Die für diese Tageszeit ungewöhnliche Schnelligkeit der Bewegung wurde mit Schmerz bedacht. Sie lag immer noch da. Ein Bein ragte unter der Bettdecke hervor – was für ein Bein! Über ihre nackten Schultern flössen Wellen langer, blonder Haare. Die Augen – gestern waren sie noch tiefblau gewesen, soweit Weigert sich erinnern konnte – waren geschlossen. Der Lidschatten hatte sich ein bißchen verwischt. Es mußte geschehen sein, als sich ihre heißen Körper ineinandergefügt hatten, um den Gipfel der Lust zu erstürmen.

Weigert hatte sie gestern kennengelernt, im „Foggy Dew“ vermutlich. Ihr Name... War er Eva? Nein, den hätte er sich gemerkt. Aber ein „E“ war dabei. Daniela vielleicht? Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Wie auch immer. Bevor er ging, würde er sie wecken müssen. Aber bis dahin war noch Zeit. Wie spät war es eigentlich? Der Wecker. Er hatte noch andere Aufgaben, als zu summen. Ein Blick informierte Weigert darüber, daß es bereits zwanzig Minuten nach neun war, Zeit, dem Tag seinen Lauf zu lassen.

Vorsichtig stieg er aus dem Bett. Er wollte sie noch nicht wecken. Die Gespräche am Morgen danach fielen meist peinlich aus. Oft schon hatte sich Weigert überlegt, wie er diese Situation vermeiden könnte. Doch eine Lösung hatte er noch nicht gefunden. Und so war er bemüht, die Kommunikation auf das Notwendigste zu beschränken.

Im Schlafzimmer herrschte das Chaos. Überall lagen Kleidungsstücke verstreut. Im Moment stand er gerade auf seinen Jeans. In der offenen Tür lag ihr Rock. Zwei Schritte weiter, noch im Vorzimmer, das schwarze Höschen, das er ihr dort ausgezogen hatte. Zusammengefaltet wäre es wohl kaum größer als eine Briefmarke. Auf halbem Weg zur Tür bedeckte sein gestern morgen noch weißes Hemd den Teppichboden. Jemand hatte abends aus Versehen Rotwein darüber gegossen, noch dazu einen dieser miesen Jahrgänge. Er würde es heute sicher nicht mehr anziehen können. Darunter lugte eine Socke hervor. Und gleich daneben lagen ihre halterlosen schwarzen Strümpfe, deren Nähte ihre langen Beine so einladend betont hatten. Eigentlich suchte Weigert nach seiner Unterhose. Aber die war nirgends zu sehen. Er beschloß, zu bleiben, wie er war: nackt.

Als er sein Gesicht im Badezimmer Spiegel entdeckte, war er positiv überrascht. Er hatte Schlimmeres erwartet. Daß er seine schwarzen Haare recht kurz trug, hatte sich wieder einmal bewährt. Sie waren nicht allzu durcheinander. Die Bartstoppel verliehen ihm einen leicht verwegenen Touch und so beschloß er, auf eine Rasur zu verzichten. Die grünen Augen machten zwar noch einen etwas verschlafenen Eindruck, doch nach einer ordentlichen Dusche und einer Kopfschmerztablette würde sich auch das geben.

Weigert drehte das Wasser auf – eiskalt – und stellte sich unter den Strahl. Das war seine Art, sich auf Tempo zu bringen und mit dem Lauf der Welt zu synchronisieren. Sein Körper hatte noch einen Hauch der Bräune des vergangenen Sommers. Es war ein schöner, heißer Sommer gewesen, wie Weigert ihn mochte. Sooft es seine Zeit zugelassen hatte, war er an den Wochenenden an einen der Seen gefahren, die recht zahlreich die Landschaft des Salzkammerguts oder Kärntens prägten.

Richtigen Urlaub hatte er nicht gemacht, den hatte er sich für nächstes Jahr aufgehoben. Fünf Wochen Schottland. Die Highlands. Neblige Täler. Lauschige Abende vor dem Kamin. Verrauchte Pubs. Dudelsäcke. Malzwhisky. Nächstes Jahr.

Das kalte Wasser plätscherte über seinen Körper und weckte das Leben darin. Man sah Weigert immer noch an, daß er – wenn auch vor vielen Jahren – reichlich Sport betrieben hatte. Doch sein Beruf hatte ihm dafür immer weniger Zeit gelassen. Und so hatte er es schließlich ganz bleiben lassen. Dafür war sein Zigarettenkonsum gestiegen, wohl eine Berufskrankheit von Journalisten.

Weigert drehte das Wasser ab und griff nach dem Handtuch. Während er sich trockenrieb, beschloß er, auf das Frühstück zu verzichten. Die Zeit würde ohnehin nicht reichen. Er würde es in der Redaktion nachholen.

Als er ins Schlafzimmer ging, um sich frische Sachen aus dem Schrank zu nehmen, wachte der blonde Engel auf, der ihm die Nacht versüßt hatte. Als sie die Augen öffnete, sah Weigert, daß ihn seine Erinnerung nicht getäuscht hatte. Sie waren wirklich tiefblau.

„Guten Morgen!“

„Morgen!“

„Wie spät ist es?“ Ihre Stimme klang recht aufgeweckt. Anscheinend gehörte sie nicht nur am Abend zur schnellen Truppe.

„Halb zehn. Ich muß leider weg. Die Arbeit ruft.“

„Beginnst du immer so spät?“

„Meistens. Journalist zu sein, hat auch seine Vorteile.“

„Das Studentenleben auch.“

Jetzt fiel es ihm wieder ein: Französisch und Geschichte, hatte sie gestern erzählt. Französisch beherrschte sie, kein Zweifel. Zur Geschichte waren sie nicht mehr gekommen.

„Das heißt, ich muß wohl raus hier?“

„Genau, mein Schatz.“

„Na dann...“ Sie schlug die Decke zurück und stieg aus dem Bett. Wäre es früher gewesen, Weigert hätte nicht widerstehen können. Aber es war halb zehn. Und das Leben draußen war längst in Gang. Er wollte es nicht warten lassen.

Sie sammelte ihre Sachen vom Boden auf.

„Hast du zufällig mein Höschen gesehen?“

„Es liegt draußen, im Vorzimmer.“

Sie lachte.

„Ach ja, stimmt.“

Eigentlich war sie sympathisch.

Sie bückte sich nach ihrem Slip. Die Grazie der Bewegung ließ erkennen, daß sie sich ihrer Wirkung bewußt war. Sie mochte ihren Körper, das hatte sie ihm bereits in der Nacht gezeigt.

„Wo kann man dich erreichen?“

„Ich schreib dir meine Telefonnummer auf.“

Sie zog das Höschen nach oben. Der durchsichtige Vorderteil reichte gerade aus, um das Allernotwendigste zu bedecken. Hinten war nichts, wenn man von einem dünnen Streifen Stoff absah. Weigert hatte eine Menge über für solche Aussichten.

Sie griff nach ihrer Handtasche und zog einen Kugelschreiber und einen Zettel daraus hervor. Während sie ihre Nummer aufschrieb, knöpfte Weigert sein Hemd zu. Er hoffte, daß ihm heute wenigstens Rotweinflecken erspart blieben.

„Da!“

Sie hielt ihm den Zettel hin. Als er danach griff, küßte sie ihn.

„Nicht wegschmeißen.“

„Ich werde ihn hüten wie meinen Augapfel. Für mich wird's jetzt langsam Zeit...“

„Alles klar.“ Sie hatten den Wink mit dem Zaunpfahl verstanden und zog sich rasch an.

„Auf bald, Stoppelbart.“

Noch ein Kuß, und sie war weg. Ihren Namen hatte sie ihm nicht aufgeschrieben.

Als Weigert die Jalousien hochzog, um den nicht mehr ganz so frischen Morgen in das Schlafzimmer zu lassen, stellte er fest, daß draußen ein herrlicher Tag am Werden war. Nur die Sonne, so kam ihm vor, stand heute etwas tiefer als sonst um diese Zeit.

Wien, 18. November

Franz Hawlicek, einer der Redaktionsboten, lief Weigert als erster über den Weg.

„Hallo Hans! Du siehst ja nicht gerade fit aus heute. Wieder mal durchgesoffen, was?“

Weigert mochte Hawlicek, aber mußte er unbedingt so laut sein?

„Jede Nacht hat ihren Preis. Wie man hört, soll deine vor zwei Tagen ziemlich teuer gewesen sein. Hätten wir nicht mehrere Redaktionsboten, dann hätten wir uns die Post selber verteilen können.“

Hawlicek hob den Finger an die Lippen, wie ein Verschwörer, der befürchtet, sein geheimer Plan könnte aufgedeckt werden.

„Aber, aber... Ich hatte schreckliche Migräne. Was soll man da schon tun außer zu Hause bleiben?“

„Na siehst du. Mit derselben Migräne schleppe ich mich auf allen Vieren in die Redaktion, um zu arbeiten. Und wie wird man empfangen?“

„Schon gut, schon gut. Trotzdem bin ich dafür, daß wir die Null-Promille-Grenze für Redakteure am Computer einführen sollten. Dann hätte die Zeitung endlich eine Chance, wirklich gut zu werden. Aber auf mich hört ja keiner.“

Hawlicek hatte gewisse Freiräume in der Redaktion, die man ihm aufgrund seiner Funktion nicht zugetraut hätte. Er, der Redaktionsbote, war gleichzeitig so etwas wie der Hofnarr der Zeitung. Er durfte Dinge sagen, die andere lieber für sich behielten. Rücksicht auf Rang oder Einfluß pflegte er dabei nicht zu nehmen. Alle wußten es, und die meisten akzeptierten es auch. Wäre er Redakteur, hätte er es nicht so leicht. Doch so war er schon oft das Sprachrohr gewesen, das hinausposaunte, was ansonsten geschluckt worden wäre, und damit der Eisbrecher für längst verhärtete Fronten. Das war seine eigentliche Funktion in jenem Soziotop aus Redakteuren, die die Mannschaft des „Blatt“ bildeten. Redaktionsbote war er auch, nebenbei.

Vor sieben Jahren hatte Hans Weigert die heiligen Hallen des „Blatt“ zum ersten Mal betreten. Wie heute, war auch damals der erste Mensch, dem er in der Redaktion begegnet war, Hawlicek gewesen.

Die beiden waren gleich an der Eingangstür zusammengeprallt. Ein riesiger Stapel Post, den der Bote getragen hatte, hatte sich gleichmäßig über den Boden verteilt.

„Schau an, schau an. Ein neues Schlipsträger-Gesicht.“ Hawliceks Begrüßung war nicht gerade respektvoll gewesen. Er hatte auf die Briefe am Boden gedeutet: „Für Sie dürfte ja wohl noch nichts dabeisein.“

Weigert war damals frisch von der John-Hopkins-Universität in Bologna, wo er im Rahmen einer Post-graduate-Ausbildung seinen Doktor in Volkswirtschaft gemacht hatte, zum „Blatt“ gekommen. Mit Journalismus hatte er bis dahin noch nichts zu tun gehabt. Doch die Vorstellung, in einem Medienbetrieb zu arbeiten, hatte ihn immer schon gereizt. Beworben hatte er sich ja eigentlich für einen Posten in der Geschäftsführung. Der Zufall wollte es, daß er als Redakteur begann. Er hatte es bisher nicht bereut.

Während er mit Hawlicek herumalberte, erinnerte sich Weigert wieder an seine ersten Minuten beim „Blatt“, damals, als sie beide die verstreute Post aufgesammelt hatten. Hawliceks Stimme unterbrach seine Erinnerungen.

„Heute mußt du aufpassen, Hans. Der Kurze ist wieder einmal ganz schön geladen.“

„Der Kurze“: Diesen Kosenamen hatten die Journalisten des „Blatt“ ihrem Chefredakteur gegeben. Betrachtete man Dr. Karl Bergmann näher, mußte man zugeben, daß die Bezeichnung zurecht gewählt war.

„Zuerst ist er durch die Gänge gelaufen und hat herumgebrüllt. Gestern hat jemand den Namen unseres wertigen Kanzlers falsch geschrieben. Niemandem ist es aufgefallen und heute steht es so in der Zeitung, zu allem Überfluß noch in einem Titel. Als er dann den Schuldigen erwischte, ging die Post ab. Ein Wirbelsturm ist ein zartes Lüftchen dagegen.“

„Und, wer war schuld?“

„Die Innenpolitik, Joe Geissler. Er hat wohl wieder einen seiner Tagträume gehabt.“

Weigert lachte. Er konnte sich seinen Kollegen Geissler gut vorstellen, wie er vor dem Computer saß, während er in Gedanken auf seinem Segelboot stand, das Ruder fest in der Hand, bereit, den Wellen des Meeres zu trotzen. Was war da schon der Kanzler?

Weigert nahm sich ein aktuelles Exemplar des „Blatt“ von dem großen Stapel, der in der Rezeption bereitlag und schickte sich an, sein Büro aufzusuchen.

„Komm' dem Chef nicht in die Quere, Hans. Wenn der dein zerknittertes Gesicht sieht, haben wir den nächsten Wirbelsturm.“

„Keine Angst, ich versteck' mich am Klo.“

„Da ist jetzt schon kein Platz mehr!“

Während Weigert über den Gang schlenderte, warf er einen Blick auf die erste Seite der Zeitung. Die beiden Titelzeilen des Aufmachers las er zuerst: „Rußland in die EPU? Neue Gespräche in Moskau.“

Die EPU oder Europäische Politische Union war vor vier Jahren als letzte Stufe der Europäischen Gemeinschaft entstanden. Auch Österreich gehörte, nachdem es nach langwierigen Verhandlungen 1995 der damaligen EG beigetreten war, der EPU an. Die europäische Einigung war inzwischen so weit gediehen, daß der EPU-Rat quasi als europäische Regierung in weiten Bereichen die nationale Gesetzgebung ersetzt hatte. Brüssel war jetzt das wahre Herz Europas, die anderen Hauptstädte hatten eigentlich nur noch Statistenrollen.

Die Revolutionen in den osteuropäischen Staaten am Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre hatten zum Zusammenbruch dessen geführt, was man bis dahin unter dem Begriff „Ostblock“ subsumiert hatte. Binnen kürzester Zeit waren immer mehr dieser Länder auf demokratisch-marktwirtschaftlichen Kurs eingeschwenkt.

Noch einmal hatten in der auseinanderbrechenden UdSSR orthodoxe Kommunisten 1991 versucht, das Rad der Zeit zurückzudrehen. Doch nachdem es ihnen gelungen war, den Initiator der sowjetischen Reformpolitik, Michail Gorbatschow, abzusetzen, war der Putsch in nur wenigen Tagen zusammengebrochen. Als Folge war die alte Garde aus ihren letzten Machtpositionen entfernt worden. Die Sowjetunion überlebte diesen Prozeß nicht. Sie war in ihre Teilrepubliken zerfallen, die heute zum Teil nur noch von den losen Bändern einer Föderation zusammengehalten wurden.

Eine immer noch anhaltende rasante wirtschaftliche Aufholjagd war die Folge. Was noch zu Beginn der achtziger Jahre niemand für möglich gehalten hatte, war geschehen: Rußland und die meisten anderen Republiken waren nach kapitalistischen Grundsätzen funktionierende, demokratische Staaten geworden. Karl Marx rotierte wohl immer noch in seinem Grab.

Die Wirtschaft des Westens, sofern der Begriff „Westen“ überhaupt noch etwas taugte, schickte sich an, den nun zugänglich gewordenen riesigen Markt zu erobern. So war es auch nicht weiter verwunderlich, daß die aus der UdSSR hervorgegangenen Republiken, allen voran Rußland, ein immer stärkeres Interesse zuerst an der EG und später an der EPU gezeigt hatten. Absichtserklärungen über eine Eingliederung gab es bereits seit ein paar Jahren. Seit einigen Monaten aber wandelten sie sich hin zu richtigen Beitritts Verhandlungen. Die Welt rückte immer mehr zusammen.

Weigert öffnete die Tür zu seinem Büro, das er mit drei anderen Kollegen teilte. Einer davon war schon da.

„Guten Morgen allerseits!“

„Ob der Morgen gut ist, muß sich noch zeigen.“

Heinz Tolmein hatte zumindest eine Eigenschaft, die den gelernten Österreicher auszeichnete: das Raunzen. Immer fand er etwas, das ihm nicht paßte. Weigert hatte ihn noch nie wirklich gelöst und zufrieden erlebt. Man sah es schon an seinem Gesicht: Es lag eine Spur Bitterkeit darin, die freilich zu schwach war, um wirklich gegen als bedrückend Empfundenes anzukämpfen. Er wollte es wahrscheinlich auch gar nicht. Der Österreicher

in Tolmein brauchte diese Zwiespältigkeit des Leidens und gleichzeitigen Klagens darüber. Das war die masochistische Essenz seines Lebens.

Weigert mochte ihn nicht besonders, doch er respektierte ihn als guten Journalisten. Er setzte sich gegenüber von Tolmein an seinen Schreibtisch.

„Wo ist denn der Rest der Belegschaft?“

„Erich ist auf einer Pressekonferenz des Außenministers der Maghreb-Republik und Wolfgang ist heute zu seiner Dienstreise nach Japan aufgebrochen. Das wenigstens hättest du dir merken können. Ich sitze allein hier und spiele Telefonfräulein für euch drei. Du hättest ruhig früher kommen können.“

Tolmein hielt inne, schaute Weigert an und meinte: „Deinem Gesicht entnehme ich, daß der Ausnüchterungsprozeß nicht früher abzuschließen war.“

Schön langsam reichte es. Als er morgens in den Spiegel geblickt hatte, war es ihm gar nicht so schlimm vorgekommen. Jetzt war Weigert kaum zehn Minuten in der Redaktion, und schon hatten ihn zwei Leute darauf angesprochen.

„Und deinem Gesicht entnehme ich, daß bei dir der linke Fuß beim Aufstehen grundsätzlich Vorrang genießt.“

Weigert griff in die Hosentasche, um seine Zigaretten hervorzuholen.

„Das kannst du gleich bleiben lassen.“

„Warum das denn? Habt ihr über Nacht ein Rauchverbot erlassen? Da kann ich ja gleich kündigen.“

„Kein Rauchverbot. Hillgruber will dich sehen.“

Der Ressortchef war als militanter Nichtraucher bekannt. Am Gang vor seinem Büro stand ein Aschenbecher mit einem Schild, auf dem eine Zigarette aufgezeichnet war, die ein dicker roter Strich in zwei Hälften teilte. Darüber stand: „Ich muß draußenbleiben.“ Eines Tages hatten sie sich alle Zigarren gekauft und waren damit eingetreten. Das Schild zeigte ja nur eine Zigarette. Seither hingen drei Schilder: eines für Zigaretten, eines für Zigarren und eines für Pfeifen. Vielleicht würden sie sich demnächst Wasserpfeifen anschaffen.

„Was will Hillgruber denn?“

„Keine Ahnung, ich bin schließlich nicht deine Sekretärin. Frag' ihn selbst.“

„Schon gut.“

Weigert steckte die Zigaretten wieder weg und machte sich auf den Weg.

„Guten Tag, Herr Weigert. Folgendes Problem...“ Dr. Werner Hillgruber kam immer gleich zur Sache. Lange Vorreden waren nicht sein Fall. Hillgruber war ein Journalist reinsten Wassers und einer der bekanntesten und besten des Landes dazu. Wenn er auch manchmal hart mit seinen Mitarbeitern umsprang, so konnte man ihm doch eine gewisse Fürsorglichkeit nicht absprechen. Wenn es zu Auseinandersetzungen mit dem Chefredakteur kam, stellte er sich voll und ganz vor „seine“ Redakteure. Er schützte sie, wo er konnte. Seine Hühnchen mit ihnen rupfte er selbst. Und so war er, trotz der enormen

Leistungen, die er seinen Leuten unerbittlich immer wieder abverlangte, in seiner Abteilung beliebt.

Die Redakteure akzeptierten ihn aber auch aufgrund einer einfachen Tatsache: Nicht irgendein obskurer Mehrheitsbeschluß hatte ihn an die Stelle des Weltpolitik-Ressortleiters gebracht, sondern ein Umstand, der diesem noch allemal überlegen war: Er war ganz einfach der beste von ihnen. Niemand zweifelte daran.

„Die Rittmeier aus dem Wirtschaftsressort hatte für heute einen Interview-Termin mit Bernhard Volker, dem Präsidenten der Europäischen Zentralbank. Wie Sie ja wissen, hält er sich für zwei Tage zu Gesprächen in Wien auf.“

Weigert wußte es nicht. Aber wer las schon den Wirtschaftsteil?

„Ja, natürlich.“

„Sie muß nun leider einen anderen Termin besetzen. Irgendein Symposium in der UNO-City. Da die Wirtschaft im Moment äußerst knapp mit Leuten ist, müssen wir Volker übernehmen.“

Wenn Hillgruber von „wir“ sprach, konnte er nur ihn, Weigert, damit meinen. Da kam es auch schon.

„Könnten Sie das machen? Der Termin ist für 18 Uhr ausgemacht, im Hotel ‚Imperial‘, wo Volker wohnt. Die Zimmernummer ist...“

Hillgruber kramte auf seinem hoffnungslos vollgeräumten Schreibtisch. Endlich hielt er triumphierend einen Zettel in der Hand.

„Da ist es: Zimmernummer 1717. Leicht zu merken.“

„Alles klar. Bringen wir die Geschichte noch in die Spätausgabe?“

„Wenn Sie sich beeilen, ja. Ich werde dafür sorgen, daß wir in der Frühausgabe einen Füller haben, der dann rausfliegen kann. Sollten Sie es nicht mehr schaffen, dann eben morgen. Wir haben den Termin exklusiv, es eilt also nicht allzusehr.“

Weigert schickte sich an zu gehen. Als er in der Tür war, hörte er hinter sich Hillgruber.

„Geht es Ihnen nicht gut, Herr Weigert? Sie sehen ein bißchen angeschlagen aus.“

Als Weigert sich umdrehte, sah er, daß Hillgruber lächelte.

„Sie sind jetzt schon der Dritte, der sich Sorgen macht. Vielleicht sollte ich einen Gesichtschirgen aufsuchen.“

„Ob das die Damen der Zeitung zu schätzen wüßten? Spaß beiseite, Weigert, vielleicht könnten Sie sich eine Krawatte umbinden, wenn Sie den Eurofed-Präsidenten aufsuchen. Sonst liegt mir wieder der Chef in den Ohren.“

Wien, 18. November

Während Hans Weigert die Tiefen seines Schreibtisches nach einer Krawatte durchwühlte, band Bernhard Volker die seine gerade um. Er stand im Badezimmer seiner Hotelsuite.

Immer, wenn er in Wien war, pflegte er im „Imperial“ abzustiegen. Dort kannte man ihn schon, und man beeilte sich, seinen Wünschen nachzukommen.

Schließlich war Volker einer der wichtigsten Männer Europas. Als Präsident der Europäischen Zentralbank war er der Herr über den ECU, der vor einigen Jahren die nationalen europäischen Währungen abgelöst hatte. Jetzt war dieses ursprüngliche Kunstgebilde die stärkste Währung der Welt, bedeutender noch als der amerikanische Dollar. Und so hing von der Politik der Eurofed, wie man die Bank in Anlehnung an ihr amerikanisches Vorbild nannte, viel ab – Staaten, Unternehmen, Menschen, Schicksale.

Die Macht des kleinen Mannes aus Deutschland, dessen Kopf nur noch sehr spärlich mit Haaren bedeckt war, basierte nicht auf realen Werten, sondern einzig und allein auf einem künstlichen Gebilde, das sich wie ein Schleier – einem Spinnennetz gleich – über die Wirtschaften der Neuzeit gelegt hatte: dem Geld. In diesem Netz verfang sich alles. Es war der Brennpunkt des Lebens und der Sehnsüchte, der Motor der modernen Gesellschaft. Und Bernhard Volker war der Maschinist.

Mit geübten Fingern schlang er die Krawattenenden ineinander, um sie zu einem Knoten zu binden. Im Spiegel betrachtete er kritisch das Ergebnis. Er war Perfektionist bis ins Detail. Einen schlecht sitzenden Krawattenknoten hätte er sich nicht verziehen.

Ein kurzer Blick auf die Santos von Cartier an seinem Handgelenk sagte ihm, daß es langsam Zeit war: 11 Uhr 11. In einer Dreiviertelstunde würde er den österreichischen Finanzminister treffen. Er haßte diesen kleinen Provinz-Schatzmeister, der nicht einsehen wollte, daß die Währungspolitik Europas in Luxemburg gemacht wurde, dort, wo die Eurofed ihren Sitz hatte. Immer hatten diese Österreicher Klagen und Sonderwünsche. Konnten sie sich nicht einfach unterordnen? Viel zu sehr dachten sie noch in den Kategorien des Nationalstaats. Doch diese Kategorien waren längst überholt. In Österreich gingen eben die Uhren immer ein bißchen zurück. Das war Volkers Meinung, und heute würde er es seinen Gastgeber spüren lassen.

Er trat aus dem Bad in das eine der beiden Wohnzimmer der Suite. Dort warteten bereits seine beiden Leibwächter, wie er es ihnen am Abend zuvor aufgetragen hatte.

„Guten Tag, Herr Präsident.“

Volker erwiderte ihren Gruß nicht.

„Wo ist Helmstedt? Er weiß genau, wie ich Unpünktlichkeit hasse.“

Volker war verärgert. Es ging ihm weniger um die Verspätung, sondern mehr darum, daß sein Sekretär die Frechheit besaß, ihn warten zu lassen.

Einer der Leibwächter fühlte sich bemüßigt, die aufkeimenden Wogen zu glätten.

„Ich habe ihn eben beim Frühstück gesehen. Er muß jeden Moment hier sein.“

Es klopfte.

Volker bedeutete dem Mann, er möge öffnen. Helmstedt würde jetzt eine Abreibung erhalten.

Der Leibwächter drehte am Türknauf und machte auf. Bevor noch die Überraschung ihren Weg in seine Gesichtszüge gefunden hatte, kam der Tod. Schnell, präzise und unerbittlich.

„Was suchst du eigentlich?“

Tolmein konnte nervtötend sein.

„Meine Krawatte.“

„Wozu? Willst du dich aufhängen?“

„Blödmann. Ich soll abends Volker interviewen.“

„Natürlich. Die Rittmeier hat schon wieder besseres zu tun. Und wir sollen wieder einmal einspringen.“

„Jetzt fängst du auch schon mit ‚wir‘ an. Ich bin es, an dem die Arbeit hängen bleibt, nicht du!“

„Letztes Mal war es sehr wohl ich. Du weißt schon, als...“

Weigert unterbrach ihn.

„Hast du vielleicht eine Krawatte für mich?“

„Nur die, die ich umhabe. Und die brauche ich selbst.“

„Wozu? Willst du dich etwa aufhängen?“

„Ach, hab' mich doch gern!“

Weigert würde es auch ohne Krawatte schaffen. Wenigstens hatte er bei der Suche sein Diktaphon wiedergefunden. Er vermißte es schon seit Wochen. Damit die Bänder nicht leer blieben, mußte er ein paar Fragen zusammenstellen. Volker galt unter Journalisten als schwieriger Interviewpartner. Es grenzte an ein Wunder, daß er sich überhaupt zu einem Termin hatte überreden lassen.

Weigert setzte sich an den Computer und begann, am Bildschirm die Meldungen der Nachrichtenagenturen durchzusehen. Stichwort „Volker“, Stichwort „Eurofed“, Stichwort „ECU“. Die Liste wurde immer länger und so schränkte er sie auf den Zeitraum der letzten vier Wochen ein.

24 Stunden, rund um die Uhr, jagten die Nachrichtenagenturen ihre Meldungen durch die Leitungen. Ob Associated Press, Reuters, Agence France Press oder die aus der United Press International hervorgegangene World News Agency – alle versuchten sie sich in der Jagd nach Informationen. Auch wenn diese manchmal noch so unbedeutend waren, gab es doch eine ständige, harte Konkurrenz. Hin und wieder zweifelte Weigert an der Sinnhaftigkeit dieser Jagd, deren Ergebnisse oft schon am nächsten Tag oder gar Stunden später wieder überholt waren. Aber schließlich steckte er selbst mitten drin und so verdrängte er diese Zweifel meistens so schnell, wie sie ihm kamen.

Die Agenturen lieferten die Basis für jedes Medium, „all the news that's fit to print“, wie es in der Branche hieß. Das Salz in der Suppe war aber das umfangreiche Korrespondentennetz des „Blatt“. Insgesamt 42 Männer und Frauen saßen in den wichtigsten Metropolen der Welt, um von dort aus ihre eigenen Geschichten in das Computersystem der Redaktion zu schicken. Alle Gebiete, die die Korrespondenten nicht abdecken konnten oder Ereignisse, die für einen allein zu umfangreich waren, wurden von der Hauptredaktion in Wien aus betreut. Weigert war durchschnittlich zehn bis zwölf Mal pro Jahr unterwegs,

rund um den Globus. Das war es, was er am meisten schätzte: Recherchen weit weg vom Redaktionsschreibtisch, direkt am Ort des Geschehens. Er empfand das Reisen als eine der angenehmsten Seiten seines Berufs.

Wenn er wieder einmal zu sehr auf einen neuen Auslandseinsatz drängte, geriet er bisweilen in Streit mit seinen Kollegen. Obwohl nicht alle so reisefreudig waren wie er, blieb an ihnen dann doch die tägliche Knochenarbeit hängen: Agenturmeldungen umschreiben, Seiten layouten, Kommentare ausdenken, Korrespondenten ansetzen. Letztendlich waren es ja die Leute in Wien, die die Fäden koordinierten und schließlich, Tag für Tag, das Endprodukt herstellten: das „Blatt“.

Der Vormarsch der elektronischen Medien hatte die Boulevardzeitungen in den letzten Jahren stark zurückgedrängt. An den qualitativ hochwertigen Blättern jedoch war die elektronische Informationsrevolution – manche sprachen auch von Desinformationsrevolution – weitgehend spurlos vorübergegangen. Diese konnten ihren Platz behaupten, ja vielfach sogar noch ausbauen. Das „Blatt“ gehörte dazu.

Vor dem Beitritt Österreichs zur Europäischen Gemeinschaft war es eine der beiden seriösen und ernstzunehmenden Zeitungen des Landes. Die Zielgruppe des „Blatt“ waren nicht die Massen, sondern die Meinungsführer. Und so war sein Einfluß letztendlich größer, als es seine Auflage vermuten ließ.

Auf die neue Situation im vereinten Europa hatte man sich beim „Blatt“ besser als erwartet eingestellt: Statt Marktanteile zu verlieren, eroberte man auch in Deutschland und später in der Schweiz ein Stück des Kuchens, wenn auch ein relativ bescheidenes. International betrachtet rangierte das „Blatt“ freilich unter „ferner liefen“.

Rund drei Dutzend Meldungen hatte Weigert ausgedruckt. Gerade wollte er beginnen, diese zu ordnen, als die Tür aufgerissen wurde und ein aufgeregter Hillgruber hereinstürmte. Der Ressortchef pflanzte sich vor Weigerts Schreibtisch auf. Tolmein hörte auf, die Tasten seines Computers zu bearbeiten.

„Sie können sich die Krawatte sparen, Herr Weigert.“

„Wie nett. Hat man die Bekleidungs Vorschriften für Interviews geändert? Oder beliebt Herr Eurofed-Präsident, mich im Schlafmäntelchen zu empfangen?“

„Hören Sie auf mit dem Unsinn. Volker kann Sie nicht mehr empfangen. Man hat ihn im ‚Imperial‘ erschossen.“

Tolmein meldete sich: „Was ich dir gesagt habe. Es bleibt immer an uns hängen.“

Erschossene Opfer von Attentaten, von Sprengsätzen zerfetzte Leiber, grausam massakrierte Leichen, zu Bergen aufgetürmt: Für Journalisten der Weltpolitik verging kein Tag ohne solche Meldungen. Manchmal war man selbst vor Ort. Der Tod war fixer Wegbegleiter politischer Ereignisse. Und der Zynismus gehörte zur Grundausstattung für diesen Beruf.

Auch Hillgruber war keinesfalls deshalb aufgereggt, weil man Volker erschossen hatte. Er war aufgereggt, weil er eine Story witterte.

„Die Chronik hat den Polizeifunk abgehört. Es muß vor rund 20 Minuten passiert sein. Schnappen Sie sich ein Taxi und fahren Sie sofort ins ‚Imperial‘. Finden Sie soviel heraus wie möglich! Ich rede inzwischen mit dem Chef, damit wir Platz auf der Seite eins bekommen.“

„Ist das nicht eigentlich Sache der Lokalredaktion?“

Weigert verspürte nicht gerade große Lust, sich mit ein paar Polizisten herumzuärgern.

„Ich habe dem Chronik-Chef gesagt, wir übernehmen die Recherchen. Die waren ohnehin froh, weil ein Großteil ihrer Leute immer noch an dem großen Giftmüllskandal dranhängt.“

Das war typisch für Hillgruber: Mehr Stories, die sein Ressort bearbeitete, bedeuteten schließlich auch mehr Ansehen und damit

Einfluß für ihn. Wo immer es ging, schlug er zu und riß Themen an sich. Schließlich war er auf dem Weg, Bergmann als Chefredakteur abzulösen. Auch wenn bereits zwei Versuche fehlgeschlagen waren, einmal würde er es sicher schaffen. Bergmann hatte nicht mehr lange bis zu seiner Pensionierung.

„Machen Sie schnell. Vielleicht können Sie dort sein, bevor die Meute eintrifft. Und Sie, Herr Tolmein, stellen inzwischen einen Nachruf auf Volker zusammen.“

Weigert winkte sich ein Taxi herbei, riß die Tür auf und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen.

„Hotel ‚Imperial‘, aber möglichst schnell!“

Der Fahrer blickte ihn mißmutig an und setzte sein Fahrzeug ohne besondere Eile in Gang. Weigert hielt ihm einen Geldschein vor die Nase.

„Wollen Sie ein bißchen was extra verdienen? Dann drücken Sie ordentlich drauf!“

„Übernehmen Sie auch die Polizeistrafen?“

„Machen Sie sich da mal keine Sorgen. Die Polizei hat im Moment alle Hände voll mit einer Großfahndung zu tun.“

Weigert wußte nicht, was den Fahrer mehr überzeugte. Jedenfalls gab er sein Bestes. Es war kurz nach halb zwölf. Um 16 Uhr 30 war Redaktionsschluß. Er würde also genügend Zeit haben, um eine brauchbare Geschichte aufzustellen. Weigert wußte aus Erfahrung, daß ein politischer Mord – wenn es ein solcher gewesen sein sollte – an einem Mann vom Kaliber Volkers ihn mindestens für die nächsten Tage oder gar Wochen beschäftigen würde. Und das bedeutete für Weigert, daß sein Name in dieser Zeit täglich auf Seite eins des „Blatt“ zu lesen sein würde. Eigentlich keine schlechten Aussichten, um sich wieder einmal ein bißchen zu profilieren.

Von weitem schon konnte man die zuckenden Blaulichter der Polizeifahrzeuge erkennen. Als sein Taxifahrer in die Nebenfahrbahn der Ringstraße, an der das ‚Imperial‘ lag, einbiegen wollte, wurde der Wagen von zwei Polizisten gestoppt. Beide trugen Maschinenpistolen. Ihr Blick verhieß wenig Freundlichkeit. Der Fahrer ließ die Fensterscheibe nach unten.

„Was ist denn los hier?“

„Sehen Sie nicht, daß Sie nicht zum Hotel zufahren können? Schieben Sie wieder zurück und machen Sie, daß Sie weiterkommen.“

Weigert war schon aus dem Wagen gesprungen und reichte dem Fahrer einige Scheine. Das versprochene Trinkgeld war dabei.

„Stimmt so!“

„Zu Fuß dürfen Sie hier genausowenig durch!“

Jetzt hatte der zweite Polizist, der kleinere der beiden, das Wort ergriffen. Weigert hatte Erfahrung mit solchen Beamten, weniger in Österreich, mehr im Ausland. Aber der Typus war im Prinzip immer der gleiche.

„Kennen Sie das?“

Weigert hatte seinen Presseausweis gezückt und hielt ihn den beiden Uniformierten unter die Nase.

„Ich bin vom ‚Blatt‘. Die Presse wird doch hoffentlich Zutritt haben? Schließlich will die Öffentlichkeit ja informiert werden.“

Der Ton des Polizisten wurde plötzlich um mindestens zwei Stufen freundlicher.

„Sie sind also Herr Weigert. Ich lese Ihre Artikel sehr...“

„Das freut mich. Wenn Sie morgen wieder etwas lesen wollen, dann lassen Sie mich bitte durch. Ich muß mich beeilen.“

„Selbstverständlich. Für Presse und Fernsehen ist Hauptmann Warda zuständig. Sie finden ihn im Hotel.“

Weigert drängte sich vorbei und hastete auf den Eingang zu.

Aus den Augenwinkeln sah er, wie ein Übertragungswagen einer Fernsehstation auf das Hotel zusteuerte. Die Meute war auf der Jagd.

Auch den Kriminalbeamten in Zivil, die am Eingang standen, zeigte Weigert seinen Ausweis. Er stieg in den Aufzug und fuhr nach oben. Die Lifttür ging auf. Weigert stellte fest, daß er keinesfalls der erste Vertreter seiner Zunft war. Auch anderswo wurde offensichtlich der Behördenfunk abgehört. Ein Polizeioffizier, offenbar der Einsatzleiter, war bereits von fünf Journalisten – drei Männern und zwei Frauen – umringt. Zwei der Kollegen kannte Weigert.

„Hallo, Margarete! Auch schon da?“

„Na klar, oder denkst du, wir schlafen?“

Seine Kollegin hatte einen Bleistift gezückt, in der Rechten hielt sie einen Block, aus ihrer Handtasche ragte ein Diktiergerät.

„Hat er schon was gesagt?“

Weigert deutete auf den Polizisten.

„Nein, bisher nicht. Mit der Fahndung hat er nicht viel zu tun. Er soll den Leuten draußen nur den neuesten Stand der Ermittlungen durchgeben. Dazu wird er wohl in eines der

Zimmer gehen, damit wir ja nichts mitkriegen. Und die Beamten von der Mordkommission sind gerade erst eingetroffen.“

„Hans, altes Haus!“

Es war Tim Jacobs von BBC-Radio in Wien. Vor ein paar Monaten war Weigert mit ihm und einigen anderen Journalisten auf Einladung der Vereinten Nationen in Afrika unterwegs gewesen. Seine feuerroten Haare konnte man kaum übersehen. Wie ein Leuchtturm, dachte Weigert.

„What’s new, Tim?“

„In zehn Minuten wird hier die Hölle los sein.“

Jacobs’ Deutsch war beinahe akzentfrei.

„Da hast du ohne Zweifel recht.“

Weigert schaute sich um. Es ging schon los. Zwei Fotografen knipsten, was das Zeug hielt. Das Fernseheteam, das Weigert zuerst hatte vorfahren sehen, entstieg gerade dem Lift: ein Kameramann, ein Tontechniker, zwei Reporter. Der Kameramann hatte sein Gerät schon im Anschlag und filmte die beiden Polizisten, die wenige Meter entfernt vor einer Zimmertür Aufstellung genommen hatten. Vermutlich der Eingang zu Volkers Suite, dachte Weigert. Quer über den Gang war eine wohl aus Hotelbeständen stammende Kordel gespannt. Sie sollte die Journalisten davon abhalten, dem Tatort zu nahe zu kommen. Ein paar Uniformierte, die sich davor aufgebaut hatten, unterstrichen dies noch.

Der Zufall führt manchmal eine ganz brauchbare Regie. Man mußte ihn nur zu nutzen wissen. Weigert kannte einen der Polizisten. Walter Müller und er hatten gemeinsam die Schulbank gedrückt. Nach der Matura hatten sich ihre Wege getrennt. Während Müller sein Glück auf der Polizeischule versucht hatte, hatte es Weigert auf die Universität gezogen. Wenige Wochen nachdem er aus Bologna zurückgekehrt war, um beim „Blatt“ anzufangen, hatte er Müller zufällig wiedergetroffen. Ein Bier gab das andere und sie hatten sich auf Anhieb wieder so gut verstanden wie in alten Schulzeiten. Seitdem trafen sich die beiden ein paar Mal im Jahr um zu plaudern und Billard zu spielen.

„Walter!“

Der Angesprochene drehte sich um.

„Du hast mir ja gerade noch gefehlt hier!“

Weigert zog Müller etwas zur Seite.

„Wie sieht’s aus da drinnen?“

Er deutete auf die Tür mit der Nummer 1717.

„Du willst wohl ein paar Spezialinformationen?“

„Klar, wozu kennen wir uns denn?“

„Ich kann dir nicht mehr sagen, als dies Warda schon getan hat.“ Warda war der Mann, den Weigert für den Einsatzleiter gehalten hatte.

„Ich war noch nicht da, als er seine ersten Weisheiten zum besten gegeben hat.“

„Tja, wir haben da drinnen drei Tote. Offensichtlich diesen Oberbankier Bernhard Volker und seine beiden Leibwächter. Gefunden hat die Leichen Volkers Sekretär, ein gewisser Helmstedt. Alle drei sind erschossen worden, das steht fest.“

„Und?“

„Nichts und. Das war's auch schon wieder.“

„Wie steht es mit der Fahndung nach den Tätern?“

„Soweit ich weiß, negativ. Aber die Sache ist erst eine halbe Stunde her. Wir haben vielleicht noch eine Chance, sie zu kriegen.“

„Könntest du mich einen kurzen Blick auf die Toten werfen lassen?“

„Du weißt doch, daß das nicht geht.“

„Wie ich das überblicke, bist du im Moment noch der Ranghöchste hier, gemeinsam mit diesem Warda da drüben. Also, Müllerchen. Du weißt ja, daß ich ein bißchen Farbe für meine Geschichte brauche.“

„Der Polizeipräsident wird jeden Moment hier sein, Hans!“

„Ganz schöner Auftrieb. Aber noch könntest du die Chance nutzen.“

„Ich weiß nicht...“

„Dafür lasse ich dich das nächste Mal auch beim Billard gewinnen. Na, ist das ein Angebot?“

„Also gut. Komm schon und sieh zu, daß deine Kollegen nichts spitzkriegten. Sonst wollen alle rein.“

„Die sind vollauf mit diesem Warda beschäftigt.“

„Hast du einen Fotoapparat dabei?“

„Nein, vergessen.“

„Gut so. Den hätte ich dir ohnehin vorher abgenommen.“

„Traust du mir etwa nicht?“

„Wer traut schon einem Journalisten?“

Müller hob die Kordel und Weigert schlüpfte unten durch. Einer der Pressefotografen sah es, stürmte herbei und wollte ebenfalls mitkommen. Müller hielt ihn zurück.

„Tut mir leid.“

Gut, daß ihn der Fotograf nicht kannte, dachte Weigert. Er hielt ihn wohl für einen Polizisten in Zivil. Hätte er gewußt, daß er für das „Blatt“ arbeitete, hätte es einen Aufstand gegeben.

Müller öffnete die Zimmertür und trat zur Seite, damit Weigert einen Blick in den Raum machen konnte. Die Experten der Spurensicherung waren bereits an der Arbeit. Sie blickten kurz auf. Als sie sahen, daß niemand Anstalten machte, das Zimmer zu betreten, arbeiteten sie weiter.

Der erste der Leibwächter lag in unmittelbarer Nähe der Tür. Ein Schuß hatte ihn genau zwischen die Augen getroffen. Ihn mußte es als ersten erwischt haben, ohne auch nur die geringste Chance, zur Pistole zu greifen, die jetzt, da sich das Sakko zurückgeschoben hatte, unter seiner linken Achsel hervorschaute.

Der zweite Leibwächter saß zusammengesunken in einem Sessel im hinteren Teil des Raums. Eine Kugel war direkt in sein Herz gedrungen. Sie hatte so die Bewegung abrupt gebremst, mit der der Bodyguard die neben ihm auf einem kleinen Beistelltisch liegende Maschinenpistole hatte ergreifen wollen.

Volker selbst lag im Durchgang zum Bad. Weigert erkannte ihn sofort. Er hatte ihn schon oft genug auf Fotos oder im Fernsehen gesehen. Der oder die Täter hatten ihn von hinten erschossen, als er in das angrenzende Bad hatte fliehen wollen. Volker lag auf dem Rücken. Ein Polizist zog gerade einen weißen Kreidestrich rund um die Konturen seines seltsam verkrümmten Körpers.

Das Auffälligste an Volkerts Leiche war jedoch seine Stirn. Weigert blickte genauer hin.

„Das darf doch nicht wahr sein!“

Jetzt schaute auch Müller, der bislang den Gang unter Beobachtung gehalten hatte, herein. „Was ist denn?“ „Siehst du das?“ „Was?“

„Da! Auf Volkerts Stirn! Die müssen ihm das direkt eingebrannt haben!“

„Kann schon sein.“

Müller konzentrierte sich wieder auf den Gang.

Weigert starrte Volkerts Leiche an. Irgendetwas mußte seine Stirn verschmort haben, um einen häßlichen, schwarz-verbrannten Abdruck zu hinterlassen. Es war eine Art Sonne mit zwölf an ihren Enden abgewinkelten Strahlen, die so etwas wie ein Rad bildeten.

Weigert prägte sich das Zeichen genau ein. Wenn er gewußt hätte, daß dieser Moment seinem Leben eine radikale Wendung geben sollte, hätte er es gleich wieder vergessen. Doch ab jetzt würde für ihn nichts mehr so sein, wie es einmal war.

Wien, 18. November

Es war kurz nach halb neun. Das Lokal war zu etwa zwei Drittel gefüllt, doch laufend drängten weitere Menschen herein. Es war heiß. Rauchschwaden durchzogen die Luft und bildeten eine Nebeldecke, die an einen Urwald nach einem Regenguß erinnerte. Die Belüftung war schlecht, wie man bei jedem Atemzug spüren konnte.

Musik kam aus zwei Lautsprechern, die oberhalb der Bar angebracht waren. Der dumpf dröhnende Rhythmus der Bässe erfüllte den Raum und ließ Mensch und Einrichtung ein leichtes, beinahe unmerkliches Vibrieren verspüren. Dazu eine Stimme, die unverkennbar einer Schwarzen gehörte – tief, rau und voll.

Das Lokal war eines jener, von denen in der Stadt laufend neue aus dem Boden schossen. Obwohl sich diese in Einrichtung, Musik und Publikum mitunter deutlich unterschieden, bezogen sie doch ihre Existenzberechtigung aus der gleichen Quelle: Sie waren Pseudo-Heimat und Lebensmittelpunkt für die Vielen. Die Wenigen würden nur höchst selten einen Fuß über deren Schwelle setzen und dabei nur ihre Haltung bestätigt finden.

Weigert lehnte sich mit dem Rücken an die Bar und betrachtete die Leute. Sie waren jung. Mit Masse zwar keine Teenies, sondern zwischen zwanzig und dreißig die meisten. Er schätzte, daß nicht ganz die Hälfte Frauen oder Mädchen waren. Ein paar davon auffallend hübsch, einige von abstoßender Häßlichkeit, die meisten Durchschnitt. Mit den Männern dürfte es sich nicht anders verhalten, dachte er. Doch fehlte Weigert hier der sichere Blick dafür.

Die Leute standen oder saßen in kleineren oder größeren Gruppen beisammen. Einige unterhielten sich, was die Lautstärke der Musik, im Gegensatz zu vielen anderen Lokalen dieser Art, noch einigermaßen ermöglichte.

Zombies – lebende Tote. Weigerts Freund Peter Villiger, auf den er jetzt wartete, hatte diesen Ausdruck auf die Menschen rundum angewandt, als die beiden einmal hier gestanden waren. Zuerst hatten die beiden es lustig gefunden und über den Einfall gelacht. Doch dann hatten sie den Gedanken weitergesponnen und ihr Lachen war dem Ernst gewichen. Villiger hatte den Kern der Sache getroffen.

Natürlich traf es nicht auf alle zu. Aber die Spezies der Zombies breitete sich unaufhaltsam aus. Ihre Hüllen schienen lebendig, doch die Seelen darin waren tot.

Und trotzdem trugen sie nach außen eine bemerkenswerte Vitalität zur Schau, eine Vitalität freilich, die dem Auf- und Ablaufen von Raubtieren in Käfigen ähnelte. Es war ein blindes Reagieren auf Außenreize, dem keine eigene Persönlichkeit Schranken auferlegte.

Die Zombies pendelten zwischen ihren In-Lokalen, schicken Boutiquen und überfüllten Fitneßstudios. Sie hechelten den Trends hinterher, die ihnen der Zeitgeist via Medien vorsetzte. Doch die Trends waren nichts anderes als geschickte Marketingstrategien. Sie änderten sich laufend und vermittelten so die Illusion von Fortschritt, wo in Wahrheit Stillstand herrschte. Wer im Wettlauf der Moden zurückblieb, lief Gefahr, als Aussätziger behandelt zu werden. Doch in den Augen der Zombies lohnte es sich trotzdem, an den Start zu gehen. Der Preis war wertvoll, denn er vermittelte etwas, das sie sich selbst nicht zu geben vermochten, da ihre innere Kraft längst verloschen war: Lebensinhalt und Identifikation.

So vital sie auch schienen, waren die Zombies nichts anderes als eine tote Hülle für die Waren, die man in sie hineinstopfte. Es war ein künstliches Leben, das sie sich einhauchen ließen, um sich aus der Agonie ihrer Mittelmäßigkeit vermeintlich hervorzuheben.

Die Zombies gefielen Weigert nicht. Und doch fürchtete er, vom Expansionsdrang dieser Spezies angesteckt zu werden. Die Verlockungen waren zahlreich. Bisher hatte er ihnen noch widerstanden.

Manchmal, wenn Weigert sie wahrnahm, amüsierte er sich über sie. Manchmal beschlich ihn Unmut. Und manchmal blitzte ein Funken Haß durch, weniger auf die Zombies selbst, sondern mehr auf das System dahinter, das ihnen ihr wirkliches Leben genommen hatte, um es gegen ein künstliches Placebo auszutauschen.

Obwohl die Zombies nur die angepaßten Rädchen in einer bunt glitzernden Maschine waren, hatten sie längst die Hauptrolle auf der Bühne der Gesellschaft übernommen. Doch

im Gegensatz zu früher schien es in dem Stück keine einsamen Helden mehr zu geben, sondern nur noch den Chor der Vielen.

Peter Villiger war selten pünktlich, das wußte Weigert und so bestellte er noch ein Bier, um die Wartezeit zu verkürzen. Er war ziemlich geschlaucht, doch zufrieden. Nachdem er in die Redaktion zurückgekehrt war, hatte er seinen Artikel in den Computer getippt. Jetzt prangte dieser als Aufmacher auf Seite eins des „Blatt“. Der oder die Täter waren nicht gefaßt worden. Es war wohl nicht anders zu erwarten gewesen. In den Fernseh- nachrichten der verschiedenen Sender war der Mord an dem Eurofed-Präsidenten und seinen beiden Leibwächtern natürlich Spitzenmeldung gewesen und auch die anderen Zeitungen brachten ihn ganz groß, wie Weigert sich in den Abendausgaben überzeugen konnte.

Doch Weigert war allen anderen um eine Nasenlänge voraus: Der Blick durch die Tür hatte ihm einen Informationsvorsprung verschafft, den die anderen erst morgen würden einholen können, wenn die Polizei ihre ersten offiziellen Statements abgab. Er hatte als einziger Journalist die Leiche Volkerts gesehen und damit auch das, was man ihr angetan hatte.

Immer wieder tauchte in Weigerts Gedanken das Zeichen auf, das die Stirn des Ermor- deten verunstaltet hatte: ein Kreis in der Mitte, davon ausgehend zwölf an ihren Enden ab- gewinkelte Strahlen, die wiederum von einem Kreis umschlossen waren – eine Sonne? Jetzt, da sich Weigert zurückerinnerte, fiel ihm auch auf, daß es in dem Zimmer eigenar- tig gerochen hatte. Schwarzverbranntes Fleisch. Deshalb. Eine schwarze Sonne? Doch wozu? Wenn es sich um einen politischen Mord handelte – und die Umstände sowie die Person Volkerts sprachen durchaus dafür – dann wäre ein Bekennerbrief wohl einfacher gewesen.

Er wußte, er konnte es jetzt nicht lösen. Morgen würde die Polizei das unersättliche In- formationsbedürfnis der Medien befriedigen müssen. Dann würde er weitersehen. Doch heute war er hier, um seinen Freund zu treffen. Weigert schaute auf die Uhr: 15 Minuten zu spät, das ging noch.

Er ließ seinen Blick durch das Lokal schweifen. Die Zombies fielen ihm wieder ein. Und noch etwas: Flüchtlinge, dachte er, ja, die Zombies sind Flüchtlinge. Sie haben Angst, sich ihren Verfolgern zu stellen: der Einsamkeit, der Eintönigkeit, der Sinnlosigkeit. Und wenn die Zombies Flüchtlinge sind, dann ist dieses Lokal ein Flüchtlingslager, eines von vielen.

So, wie die Starken auseinander streben, streben die Schwachen zueinander. Sie können die Stille der Einsamkeit nicht ertragen, die auf den Gipfeln herrscht, die nur die Wenigen erklimmen können. Die Zombies drängen sich aneinander, so wie die Herde aus Angst vor dem Wolf.

Weigert nahm einen großen Schluck von seinem Bier, trotzig beinahe, so, als ob er damit irgend etwas ändern könnte.

Ein neuerlicher Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß die Verspätung Villigers mittlerweile auf 20 Minuten angewachsen war.

An der Bar links von ihm standen zwei Mädchen und ein Mann. Das eine der beiden Mäd- chen, eine Blonde, war schick gekleidet. Sie erinnerte ihn ein kleines bißchen an die, die er heute morgen in seinem Bett vorgefunden hatte. Ihre weiße, hochgeschlossene Bluse ließ erkennen, daß sich darunter zwei wohlgeformte Brüste verbargen. Deren Umrisse zeichneten sich durch den leichten Stoff mehr als deutlich ab. Ihr schwarzer, lederner Minirock klebte förmlich an ihrem Körper. Dort, wo er zu Ende war, und das war – ein

bißchen hochgerutscht – verdammt knapp unter dem Gürtel, konnte man am rechten Bein den Rand ihrer Strümpfe erkennen.

Weigert mochte so etwas. Und er mochte es auch wieder nicht. In seinem tiefsten Inneren gab es einen Graben, der zwei Seelen in ihm trennte. Auf der einen Seite des Grabens war die Welt der Vielen, eine Welt mit weiten Ebenen und ohne Hindernisse. Auf der anderen Seite des Grabens war das Reich der Wenigen, mit hohen, schneebedeckten Gipfeln, von denen herab es sich trefflich in die Landschaft auf der anderen Seite des Grabens blicken ließ. Und doch war dieser Graben keine absolute Grenze. Er ordnete nur, was sich in Weigert als Duplizität fand. Er war die Trennlinie zwischen den beiden Seiten. Weigerts Kopf wußte noch nichts davon. Sein Herz sehr wohl.

Das Spiel war doch immer das gleiche, dachte Weigert, als er das Mädchen musterte. Die Uniformen und Rituale der Nacht ebenso.

Ihr Gesicht war zwar nicht gerade von auffallender Schönheit, doch sie hatte versucht, das mit Schminke, Lidschatten und Rouge zu verbessern. Das und ihre sorgfältig zurechtfrisierten Haare ließen erkennen, daß sie wohl mindestens eine halbe Stunde vor dem Spiegel zugebracht hatte, ehe sie sich in das Dunkel dieser Nacht flüchtete.

Die Blonde und ihre Freundin lauschten aufmerksam, manchesmal lächelnd, dem Mann, der bei ihnen stand. Er erzählte gerade von seinem letzten Urlaub auf irgendeiner Insel, beschrieb den Surfkurs, den er dort gemacht hatte und das Hotel mit seinen allmorgentlichen Aerobic-Stunden. Es war nicht gerade eine begeisterte Erzählung, keine wirklichen Erlebnisse, sondern mehr eine Aufzählung dessen, was er konsumiert hatte.

Weigert betrachtete den Mann mit zunehmender Belustigung. Während dieser erzählte, war er fast krampfhaft darum bemüht, eine möglichst lässige Haltung einzunehmen. Einmal steckte er die rechte Hand in die Hosentasche und stützte sich mit der Linken an der Theke auf. Dann wieder zog er einen Autoschlüssel aus der Tasche, um mit ihm zu spielen. Styling war eben alles, auch wenn es hier nur bei einem Versuch blieb. Der Mann erinnerte an jemanden, der sich das Rauchen abgewöhnen will und – mangels Zigarette in der Hand – sich ein Ersatzobjekt sucht. Am Schlüsselbund war ein Anhänger angebracht. Darauf prangte, kaum zu übersehen, das Firmenzeichen einer bekannten Nobel-Automarke.

Weigert hatte den Mann schon vorher gesehen, draußen auf der Straße, als dieser seinen Wagen eingeparkt hatte. Soweit er sich erinnern konnte, war es ein älterer Kleinwagen gewesen. Die Blonde schien das noch nicht zu wissen, sonst wäre ihr Lächeln möglicherweise verblaßt.

Ohne es zu merken, überschritt Weigert den Graben in sich und blickte vom Gipfel der Wenigen hinunter in das Tal der Vielen: Und dort sah er Menschen wie den Mann mit dem Autoschlüssel. Diese Menschen, die glaubten, die Gewinner im großen Spiel des Lebens zu sein, waren die wahren Verlierer. Denn sie hatten ihre Seele verloren, verkauft für bunten Narrentand. Und in ihrer Arroganz glaubten sie dabei noch, ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Die Zeit der verächtlichsten Menschen war gekommen, jener, die sich selbst nicht mehr verachten konnten. Aber sie waren keine schlechten Menschen. Sie glaubten zu leben, aber an ihnen haftete schon der Geruch des Todes. Trotz allem, sie blieben, was sie waren.

Der Barkeeper, der ihm auf die Schulter tippte, riß ihn aus seinen Gedanken. Er deutete auf Weigerts mittlerweile leeres Glas.

„Noch eines?“

Weigert nickte stumm. Während der Mann hinter der Theke das Bier zapfte, betrachtete er ihn näher. Er war etwas älter als die meisten seiner Gäste. Das Gesicht hatte ein bißchen von der Sonne Südamerikas, etwas von den Steppen Asiens und einen Schuß von der Kühle des herbstlichen Europa.

Seine langen, schwarzen Haare waren hinter dem Kopf zu einem Zopf zusammengebunden. Er trug eine schwarze Hose, die kurz unter dem Knie zu Ende war. Dazu ein lila Hemd und eine Fliege, deren Farbenpracht kaum zu beschreiben war. Durch das linke Ohrläppchen hatte er sich einen dünnen, goldenen Ring gesteckt.

Weigert mußte lächeln und er tat es von einem schneebedeckten Gipfel aus. Alle Nonkonformisten bewiesen zumindest in einem Konformität, dachte er: in der Zurschaustellung ihrer äußeren Individualität, die doch nur Hülle und nicht Inhalt war. Währenddessen stellte ihm der Barkeeper sein Bier hin.

Weigert wurde langsam zornig, wie immer, wenn Peter Villiger sich zu sehr verspätete. Doch sein Zorn verflog gleich wieder, als er daran dachte, daß dies heute für lange Zeit sein letztes Treffen mit ihm sein würde.

Peter hatte die Nase voll, er wollte weg aus diesem Land, das sagte er zumindest. In Wirklichkeit wollte er weg von dieser Gesellschaft. Zahllose Nächte hatten sich die beiden Freunde um die Ohren geschlagen – gesoffen, geschwärmt, verdammt oder einfach nur geredet.

Immer schon war Villiger ein unsteter Charakter gewesen, „immer auf dem Sprung“, wie er es selbst nannte. Doch ohne wirkliches Ziel, wie Weigert ihm manchmal vorgeworfen hatte.

Kennengelernt hatten sich die beiden beim Militär, im feuchten Dreck von Übungsplätzen, auf dem harten Asphalt der Exerzierhöfe, in den muffigen Räumen der Kaserne, in die sie beide eingerückt waren. Zehn Jahre war es nun her, daß sie – unter den ersten Freiwilligen nach Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht in Österreich – sich trotzdem für ein Jahr zur Armee gemeldet hatten. Trotzdem – das war immer ihr Wort gewesen, ihr ganz persönlicher Widerstand gegen das, was gerade in Mode war, ihr Schwimmen gegen den Strom, ihre Suche nach einer Quelle, die sie wahrscheinlich nie erreichen würden.

Das Phänomen Krieg, irgendwann einmal als Vater aller Dinge bezeichnet, schien längst keine wirkliche Bedrohung mehr zu sein. Armeen wurden abgebaut, Waffen verschrottet, Kasernen geschleift. Der Ausbruch des Friedens war nicht mehr aufzuhalten gewesen, seitdem sich Anfang der neunziger Jahre der Warschauer Pakt aufgelöst und der sowjetische Bär als zahnlos erwiesen hatte.

Doch der Krieg hatte eine Metamorphose durchgemacht, keine neue freilich: Der blutgetränkte und von Einschlägen zernarbte Boden der Schlachtfelder war dem glatten Parkett der Börsensäle gewichen; der spartanische Gefechtsstand unter der Erde, von wo aus die Schlacht geführt wurde, war zum durchgestylten Büro einer Konzernzentrale geworden, und die Krämerseele der Broker hatte das Ethos des Kriegers abgelöst.

Weigert und Villiger hatten sich trotzdem zur österreichischen Armee gemeldet, die seit den neunziger Jahren stark geschrumpft war und jetzt nur noch aus einem ganz kleinen Kader und wenigen Tausend Freiwilligen, die sich jeweils für ein Jahr verpflichteten, bestand. Dort hatte eine jener altmodischen Männerfreundschaften begonnen, bei der ein Blick oder ein Handschlag mehr sagt als tausend Worte.

Rechts von Weigert redete ein Mann, der sich eine Zigarette nach der anderen ansteckte, auf eine Frau ein. Er: unauffällige Beamten-gestalt; sie: Sekretärinentyp. Das Gespräch war ernster als jenes, das er zuvor belauscht hatte. Der Mann versuchte offenbar gerade sein Herz auszuschütten. Irgendwelche Probleme in seiner Arbeit, Schwierigkeiten mit dem Chef, soviel war zu verstehen. Sie schien sich zu langweilen, nippte ab und zu an ihrem Drink und warf hin und wieder einen Blick in die Runde. Erst als er das Thema wechselte, seine Hand auf die ihre zu legen versuchte, die sie ihm jedoch immer wieder entzog, und er mit irgend etwas wie „mit nach Hause kommen“ begann, wich die Lange-weile in ihrem Gesicht kühler Ablehnung.

Weigert wandte sich ab. So standen sie also da. Ein Glas in der Hand, und versuchten die letzten Reste ihrer in ihren Tiefen schlummernden Sehnsucht zu ertränken. Sie suchten Geborgenheit und fanden Sex. Sie suchten Freundschaft und fanden Verrat. Sie glaubten, frei zu sein. Doch ihre Freiheit war nichts anderes als das billige Recht, im Leeren herum-zuirren.

Mittlerweile war das Lokal voll geworden. Eine Gruppe von sieben oder acht Leuten war schon reichlich angetrunken. Sie bestellten gerade eine neue Runde und lachten ausge-lassen, schon eine Spur zu schrill, als daß man es noch wirklich als lustig hätte bezeich-nen können. Zwei von ihnen versuchten, mit ihren Gläsern anzustoßen. Ein Teil des In-halts ergoß sich über den Tisch. Ein anderer der Gruppe sprach gerade ein Mädchen an, das an ihm vorbei auf die Toilette wollte. Sie drehte sich weg und drückte sich an ihm unter dem Gelächter der anderen vorbei.

Hinter ihr schob sich Villiger durch die Menge. Unverkennbar: 1,90 groß, kräftig, lange blonde Haare, die bis auf die Schultern reichten. Ohne eine Begrüßung deutete er auf die Gruppe, die Weigert beobachtet hatte, und grinste dabei.

„Die meisten Menschen lecken nur die Teller sauber und hinterlassen nichts als einen Haufen Abfall. Aber vielleicht dient ihr Abfall als Dünger für die Felder, auf denen die wahren Menschen wachsen.“

„Eines deiner 25 auswendig gelernten Zitate! Samuel Butler, wenn ich mich nicht irre.“

„Ganz recht, alter Junge. Tut mir leid, daß ich ein bißchen spät dran bin. Aber du kennst mich ja. So hattest du wenigstens Gelegenheit, mir ein Bier voraus zu sein.“

„Falsch. Zwei!“

„Verdammt!“

Villiger schwenkte eine Zeitung in seiner Hand. Es war das „Blatt“.

„Hast ja wieder mal kräftig zugeschlagen heute. Und gleich auf Seite eins.“

Sein Freund orderte bei dem „Clown“ an der Bar, wie er ihn wegen seiner Kleidung nann-te, ein Bier und ließ sich von Weigert die ganze Geschichte in allen Einzelheiten erzählen.

„Klingt ja ganz schön seltsam, das mit dieser schwarzen Sonne, wie du sagst. Hast du schon eine Spur, wer hinter dem Anschlag stehen könnte?“

„Keine Ahnung. Morgen früh geht's weiter. Da werden einmal die Polizei und der Innen-minister gelöchert.“

„Gleich der Innenminister?“

„Volker war kein gewöhnlicher Sterblicher. Da herrscht öffentliches Interesse, wie man das so schön ausdrückt. Aber lassen wir das. Weißt du schon genau, wann es bei dir losgeht?“

„Ja, kommenden Sonntag. Ich habe mir heute das Ticket geholt.“

„Dann ist das wohl das letzte Bier, das wir für einige Zeit zusammen trinken?“

„Werd' jetzt bloß nicht sentimental. Du kommst mich ja spätestens nächstes Frühjahr besuchen.“

Weigert musterte seinen Freund. Villiger war zwar ein unsteter Charakter und hatte schon vieles in seinem Leben begonnen, was er dann doch nicht beendet hatte. Aber diesmal schien es ihm ernst zu sein.

Bis vor kurzem war er Leiter der PR-Abteilung eines großen Unternehmens gewesen. Dort war er in kürzester Zeit nach oben gekommen. Doch je höher er die Karriereleiter gestolpert war, denn darauf angelegt hatte er es nie, desto mehr Zweifel hatte er bekommen. Die Menschen in diesem Land, so wie Villiger sie sah, waren ihm schon lange suspekt. Manchmal hatte Weigert den Eindruck, sein Freund haßte fast alle, manchmal aber dachte er auch, er sei unfähig für soziale Beziehungen.

Vor wenigen Monaten hatte Villiger dann den Entschluß gefaßt, ein neues Leben zu beginnen. Weigert hatte es zuerst nicht glauben wollen. Villiger hatte schon zu lange nur kritisiert, als daß er ihm zugetraut hätte, wirklich die Konsequenzen aus seiner Kritik zu ziehen. Doch an dem Tag, als sein Freund ihm eröffnet hatte, daß er ein Blockhaus inmitten der norwegischen Wildnis gekauft hatte, war sein Zweifel erloschen. Die Wohnung in Wien wollte er noch für ein Jahr behalten, um sich ein letztes Schlupfloch für eine Rückkehr offen zu lassen. Weigert sollte hin und wieder nach ihr sehen. Mehr ließ Villiger nicht zurück. Keine Frau, kaum Freunde und auch keine Heimat, denn die hätte mehr sein müssen als nur der Ort, an dem er geboren worden war. Gespart hatte er genug, daß er, wenn er bescheiden sein würde, einige Jahre davon würde leben können. Daneben würde er weiter ein bißchen arbeiten, doch nur soviel, wie unbedingt nötig. Am kommenden Sonntag also war es dann soweit.

„Und, wie fühlt man sich als baldiger Aussteiger?“

„Bestens. Du weißt doch, was Egger immer gesagt hat? Drehen Sie sich nie um. Wenn Sie einmal in der Maschine sitzen, dann springen Sie auch.“

Egger war einer ihrer Ausbildner beim Militär gewesen, und zwar jener, der den Fallschirmspringerkurs geleitet hatte, zu dem sich Weigert und Villiger freiwillig gemeldet hatten.

„Hier hast du den Zweitschlüssel für meinen Fallschirm.“

Peter reichte ihm seine Wohnungsschlüssel.

„Aber keine Orgien dort!“

„Ich hoffe, du hinterläßt wenigstens eine volle Hausbar.“

„Ich habe extra für dich noch eine Flasche Malzwhisky reingestellt.“

„Rührend. Da kann ich ja wohl nicht nein sagen. Hast du eigentlich schon ein Telefon in deinem Knusperhäuschen?“

„Ja. Diese Woche haben die mir die Nummer mitgeteilt. Hier.“

Er kramte ein Stück Papier aus der Tasche, das er von irgendeinem Block abgerissen hatte. Weigert steckte es ein.

Sie tranken noch einige Gläser Bier. Gegen zwei Uhr morgens schließlich winkten die beiden den Clown herbei, um zu zahlen. Dann standen sie sich draußen, in der kühlen Herbstnacht gegenüber. Alles, was es zwischen ihnen zu sagen gab, war in den vergangenen Jahren ihrer Freundschaft gesagt worden. Es blieb nichts, als sich zu verabschieden.

„Also, mach's gut, Hans.“

Villiger schlug ihm kräftig auf die Schulter.

„Mach's besser! Bis zum Frühjahr.“

Weigert boxte ihm die Faust in die Rippen.

Ein fester Händedruck noch und ihre Wege trennten sich.

San Francisco, 19. November

Die Morgensonne schickte ihre kräftigen Strahlen gegen die gläserne Fassade des riesigen Wolkenkratzers. Das Licht, welches durch das Fenster drang, wurde von den Jalousien zerlegt in viele kleine, scharf abgegrenzte Sonnenstrahlen, die den Raum mit ihrem Muster durchzogen.

Dort, wo sie die Luft durchschnitten, konnte man schwebende Staubteilchen erkennen, die um die Wette tanzten, als gelte es allein damit, die Gunst des Lichts zu erringen.

Der Raum war so groß, daß selbst die monströsen Ausmaße des Schreibtisches in seiner Mitte beinahe klein wirkten. Die wenigen Gegenstände auf dem Tisch verloren sich nahezu auf der rotbraunen Ebene des Mahagoni-Holzes: eine zarte Jugendstil-Lampe, deren Preis ihre Größe vermutlich um ein Vielfaches überstieg; ein schlankes, schwarzes Bildtelefon; ein kleiner steinerner Kubus aus Granit, der als Briefbeschwerer diente und dessen eine Hälfte völlig glatt zugeschliffen war während die andere ihre natürliche Rauheit behalten hatte; ein schlichter, goldener Kugelschreiber; eine braune Ledermappe, deren Inhalt aus zu unterschreibenden Dokumenten bestand; einige Briefe und zwei kleine Stöße mit Computerausdrucken.

Hinter dem Schreibtisch stand ein schwarzer, hochlehniiger Ledersessel mit Armstützen, dessen Größe eine Ahnung von der Bedeutung seines Besitzers vermittelte. Dieser Sessel war jedoch gerade nicht dem Schreibtisch zugewandt, sondern so gedreht, daß er in Richtung Fenster wies. Der Blick des Mannes, der darin saß, war nachdenklich dorthin gewandt.

Die Stille, die in dem Raum herrschte, hatte etwas Sakrales an sich, nur durchzogen und unterstrichen vom ruhigen Atmen des Mannes.

Thomas Becketts Reichtum war im selben Ausmaß gestiegen, wie jener der Vereinigten Staaten von Amerika gesunken war. Das Land, das jahrzehntelang als Inbegriff wirtschaftlicher Prosperität gegolten hatte, hatte ab Mitte der achtziger Jahre begonnen, gigantische Handelsdefizite zu machen. Es war vom größten Gläubigerland zum größten Schuldnerland der Welt geworden. Seine Unternehmen, einst die größten und mächtig-

sten der Erde, hatten längst ihre Spitzenstellung verloren und waren schließlich in die Hände von Japanern, Deutschen und anderen übergegangen.

Die Wall Street erlebte noch einmal einen Höhenflug, doch es war ein Boom, der keineswegs mehr auf reale Werte gegründet war, sondern nur auf das Potemkinsche Dorf von Aktienkursen, die in keiner Relation mehr zur wahren Kraft eines Unternehmens standen.

Die neunziger Jahre hatten gezeigt, daß der amerikanische Traum vom grenzenlosen Wachstum ein Alptraum war.

Und es kam, wie es kommen mußte: Kurz vor der Jahrtausendwende erschütterte ein Crash, gegen den sich der Schwarze Freitag von 1929 und die darauffolgende Depression beinahe unbedeutend ausnahmen, die Grundfesten der US-Wirtschaft und damit die letzten Reste amerikanischer Illusionen. Und, wie in jeder Krise, hatte es auch diesmal einige wenige Spekulanten gegeben, die daran Unsummen verdient hatten.

Thomas Beckett war einer von ihnen. Obwohl Staatsbürger der USA, war es ihm gleichgültig, was sein Land und dessen Bevölkerung hatten durchmachen müssen. Für ihn waren Grenzen nichts anderes als bestenfalls Demarkationslinien zwischen konkurrierenden Konzernen. Er spielte ein Spiel, dessen Spielfeld der Globus, dessen Figuren Menschen, Unternehmen, Rohstoffe, Produkte und Völker waren. Der Preis war auch Reichtum, doch, mehr noch als das, Macht. Und er spielte das Spiel in einer Zeit, in der die Könige des Goldes längst die Herzöge des Krieges verdrängt hatten.

Aber Beckett war keiner jener hemdsärmeligen Typen, die es vom Tellerwäscher zum Milliardär gebracht hatten. Er stammte aus einer hochangesehenen und seit Generationen äußerst wohlhabenden Familie an der Ostküste. Er hatte dank seiner überdurchschnittlichen Intelligenz Harvard als Jahrgangsbester absolviert. Und obwohl sein Vermögen für gewöhnliche Verhältnisse gigantisch war, fand sich sein Name nicht in der jährlich veröffentlichten „Hitliste“ der 500 Reichsten der Welt. Doch seine Macht war größer, als es ein Platz darin hätte ausdrücken können. Aber das hatte Gründe, die eben nicht an seinem Vermögen lagen.

Im Moment waren Becketts Gedanken anderswo. Vor wenigen Stunden war Tausende Kilometer entfernt in Wien ein Mann erschossen worden, der sein Freund gewesen war; mehr als das: ein Mann, der ihm brüderlich verbunden gewesen war. Es war aber nicht allein der Verlust eines Freundes, um den Beckett trauerte, es war die Idee, die weit mächtiger war als sie beide, um die er jetzt fürchtete.

Die in das Bildtelefon integrierte Gegensprechanlage summte. Beckett wandte seinen Blick vom Fenster ab und drehte sich in Richtung Schreibtisch.

Die Stimme seiner Sekretärin meldete sich.

„Mister Kipling ist jetzt da, Sir.“

„Danke, Vanessa. Bitten Sie ihn nach oben.“

Das Arbeitszimmer von Beckett besaß keine sichtbare Tür. Man gelangte über eine Wendeltreppe, die von einem Zimmer neben dem seiner Sekretärin aus nach oben führte, direkt in den Raum.

Der Ausgang lag im vorderen Viertel des Zimmers, dem Schreibtisch von Beckett gegenüber, sodaß ein Besucher – noch halb auf der Treppe – meist zuerst in die grünen Augen Becketts blickte. Rechts und links dieses Treppenaufgangs standen, völlig frei im Raum,

wie am Eingang eines Tempels, zwei steinerne, rund zweieinhalb Meter hohe Säulen von anmutiger Schlichtheit.

Joe Kiplings massiger Körper, der immerhin satte 110 Kilo auf die Waage brachte, keuchte die Treppe hinauf. Noch bevor sein verschwitztes Gesicht sichtbar wurde, konnte Beckett seine schwarzen, dichten Locken am Ausgang erkennen. Jegliche körperliche Anstrengung bedeutete für Kipling lästige und schwer bewältigbare Pflicht.

Der Mann, der die größte Anwaltskanzlei in San Francisco führte, war ein vorrangiger Herzinfarkt-Kandidat, nicht zuletzt der rund vier Dutzend Zigaretten wegen, die er täglich zu inhalieren pflegte.

„Hallo, Thomas.“

Kipling wischte sich mit einem Seidentaschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Hallo, Joe. Bitte setzen Sie sich.“

Er machte eine Handbewegung in Richtung der Leder-Sitzgruppe, die in einer Ecke des Raumes stand. Nachdem Kipling sich in einen der Sessel hatte fallen lassen, setzte auch Beckett sich.

„Ich nehme an, Sie haben schon davon gehört.“

Kipling kam ohne Vorreden zur Sache. Dabei steckte er sich eine Zigarette an.

„Falls Sie den Tod Volkens meinen, ja.“

„Tod? Die haben ihn eiskalt umgelegt! Nach dem Mord an Garakin ist er die Nummer zwei. Und ich sage Ihnen, das Töten wird weitergehen.“

Die Worte sprudelten nur so aus Kipling heraus, was für ihn jedoch keineswegs unüblich war. Egal, was er auch tat, er erweckte ständig den Eindruck, in großer Eile zu sein.

„Sind Sie sich da sicher?“

„Ja, Thomas. Kein Zweifel. Garakin war russischer Wirtschaftsminister, Volker der Präsident der Europäischen Zentralbank. Das sind keine Ziele, die irgendein X-Beliebiger aufs Korn nehmen kann. Dazu bedarf es Profis, hinter denen eine gut funktionierende Organisation stecken muß. Beide gehörten zu uns, beide sind tot, und beiden hat man dieses verdammte Zeichen auf die Stirn gebrannt.“

Kipling schöpfte nach Luft und nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

Beckett blickte ihn nachdenklich an.

„Sie bleiben also bei Ihrer Theorie, Joe?“

„Was heißt hier Theorie? Wieviele von uns müssen noch sterben, damit Sie es endlich glauben?“

Beckett mochte sein Gegenüber nicht, obwohl er dessen Fähigkeiten in gewissen Dingen anerkannte. Doch seine Selbstdisziplin hatte ihn das noch nie zeigen lassen. Schließlich gab es Wichtigeres, als persönliche Animositäten.

„Thomas, Sie wissen genausogut wie ich, daß wir seit Jahrzehnten damit gerechnet haben, daß diese Leute wieder aus ihren Löchern kriechen. Wir hatten so gut wie nichts, außer hie und da ein kleines Anzeichen. Wir waren nie in Zugzwang und viele von uns haben geglaubt, daß sich dieser Spuk nie wiederholen wird. Wenn die noch einmal mitspielen wollen, dann müssen sie es jetzt tun. Es ist ihre letzte Chance. Deshalb schlagen sie zu. Und deshalb wird es nicht bei zwei Toten bleiben. Begreifen Sie das denn nicht?“

Beckett blickte kurz hinüber zum Fenster. Er schien mit seinen Gedanken ganz woanders. Dann faßte er sich und schaute wieder auf Kipling, dessen Feuerzeug gerade die nächste Zigarette entzündete.

„Was macht Sie so sicher?“

„Zwischen Garakin und Volker gibt es keine Gemeinsamkeiten, die darauf hindeuten würden, daß ein- und dieselbe Terrorgruppe hinter den Anschlägen steht. Wäre es nur einer gewesen, hätte es Gründe genug gegeben. Garakin als Opfer irgendwelcher nationalistischer Gruppen in Rußland. Volker als Zielscheibe für extreme Linke, die ihm die Folgen seiner Währungspolitik nicht nachsehen wollen. Zum Beispiel. Aber es gibt nichts, was auf alle beide zutrifft. Außer, daß sie beide zu uns gehörten. Aber wer konnte das sonst noch wissen und vor allem, wer hätte dem irgendeine Bedeutung zugemessen, wenn er es gewußt hätte? Und beiden hat man die schwarze Sonne auf die Stirn gebrannt.“

„Sehen Sie außer den beiden Morden noch irgendwelche Anzeichen, die Ihre Theorie bestätigen?“

„Ich gebe zu, daß das ein Schwachpunkt ist. Wir kennen einige ihrer Schläfer, das wissen Sie ja. Die sind jetzt zum größten Teil in aussichtsreiche Positionen aufgestiegen. Aber das ist nur rund ein Dutzend, zu wenig, um wirklich etwas auszurichten. Organisatorische Strukturen, die darauf hindeuten, daß es wieder losgeht, lassen sich beim besten Willen keine ausmachen. Entweder sind wir blind, was ich bei unseren Möglichkeiten einmal ausschließen will, oder die stecken noch in den Kinderschuhen. Trotzdem, wir müssen etwas unternehmen, Thomas!“

Wenn er nur wüßte, was, dachte Beckett. Aber Kipling hatte recht. Es mußte etwas geschehen.

„Gut, Joe. Wir werden den Rat einberufen. Aber das wird ein, zwei Wochen dauern, wie Sie wissen.“

„Egal. Es ist jedenfalls notwendig.“

„Doch da ist noch etwas, das Sie vielleicht noch nicht wissen. Bei Garakin haben wir es als Eifersuchtsmord seiner Frau dargestellt. Schade um sie, daß sie sich deswegen jetzt hinter schwedischen Gardinen befindet. Aber bei Volker gibt es eine Kleinigkeit, die möglicherweise ein Problem werden könnte.“

Beckett ging zu seinem Schreibtisch und nahm einen Zettel, den er Kipling hinhielt. Der Anwalt griff danach und stellte fest, daß es ein Telefax war. Es zeigte die Seite eins des „Blatt“.

„Ich weiß nicht, wie das passieren konnte, aber ein Journalist in Wien hat die Leiche gesehen. Er beschreibt das Zeichen, das man Volker auf die Stirn gebrannt hat. Natürlich wird er mehr über dessen Bedeutung und die Hintergründe für den Mord erfahren wollen. So ist diese Meute nun einmal. Er muß schon verdammt viel Glück haben, um nur zu ein paar richtigen Schlußfolgerungen zu gelangen. Aber trotzdem, vielleicht könnten Sie da-

für sorgen, daß man ihn im Auge behält. Sie haben doch beste Kontakte nach Österreich, oder?“

Kipling überflog Weigerts Artikel. Sein Deutsch war gut genug, um den Inhalt zu verstehen.

„Ich denke, das wird sich arrangieren lassen.“

„Das allein wird nicht genügen. Der offizielle Polizeibericht darf keinen Hinweis auf das Zeichen enthalten. Das heißt, daß Sie schnell handeln müssen.“

„Das heißt aber auch, daß man alle, die die Leiche gesehen haben, zum Schweigen animieren muß.“

„Soviele können das nicht sein. Volkerts Sekretär hat die Leiche gefunden. Soviel ich weiß, ist auch er einer von uns. Er ist also kein Problem. Dann sind da noch die Leute von der Mordkommission, die, die den Toten weggebracht haben, und der Gerichtsmediziner. Es muß möglich sein. Denn wenn die näheren Umstände des Mordes bekannt werden, jagt nicht nur ein Journalist nach weiteren Informationen, sondern die ganze Meute. Das wäre nicht in unserem Sinn.“

Kipling dachte kurz nach.

„Ich denke, ich habe da eine Lösung.“

„Wie auch immer sie aussieht, ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.“

Beckett wußte, daß solche Streicheleinheiten manchmal nötig waren. Bei Kipling waren sie sogar angebracht, auch wenn er ihn nicht mochte.

„Das können Sie auch. Sie hören von mir.“

Als Kipling draußen war, betätigte Beckett die Sprechanlage, um seiner Sekretärin zu sagen, daß er in der nächsten Stunde von niemandem gestört werden wollte. Er ging zur hinteren Wand des Raumes und drückte auf eine bestimmte Stelle. Ein Schrank schwenkte zur Seite und gab den Eingang in das dahinterliegende Zimmer frei. In der Mitte des schwarzen Marmorbodens war ein roter Kreis aus einem anderem Stein eingelassen. In dessen Mitte lag ein kleines Kissen.

Als Beckett eingetreten war, schloß sich die geheime Tür hinter ihm wieder. Er ließ sich auf dem Kissen nieder, überkreuzte die Beine, legte seine Hände auf die Oberschenkel und schloß die Augen.

Wien, 20. November

Das Zeichen ging ihm nicht aus dem Kopf. Weigert hatte gestern bis tief in die Nacht hinein und heute vormittag versucht, herauszubekommen, was das Mal bedeutete, das man dem ermordeten Eurofed-Präsidenten auf die Stirn eingebrannt hatte. Immer noch gab es kein Bekenntnis einer Organisation zu dem Attentat.

Weigert hatte viele Stunden im Archiv des „Blatt“ gewühlt, alte Zeitungsartikel durchgesehen und Bücher gewälzt. Er hatte unzählige Telefonate geführt, mit der Polizei, mit Terrorspezialisten, mit Nahostspezialisten, mit Fachleuten für Links- und Rechtsextremismus. Das Ergebnis war gleich null. Es hatte zwar vor rund zehn Jahren einen Anschlag auf einen amerikanischen Botschafter in Algier gegeben, dem man ebenfalls etwas in die

Stirn eingebrannt hatte. Aber diese Spur war im Sand verlaufen, da das Zeichen ein ganz anderes gewesen war und sich wenige Monate nach dem Anschlag herausgestellt hatte, daß es sich dabei um eine persönliche Racheaktion gehandelt hatte.

Dann wieder hatte Weigert daran gezweifelt, daß er auf der richtigen Fährte war. Vielleicht war es gar kein politischer Mord? Vielleicht gab es auch bei Volker nur persönliche Gründe dafür? Aber schließlich waren auch seine beiden Leibwächter erschossen worden. Das waren Profis gewesen, von einem Amateur hätten sich die beiden sicher nicht überraschen lassen.

Was Weigert jedoch am meisten irritiert hatte, war, daß seine Nachforschungen bei der Polizei auf eine undurchdringliche Mauer gestoßen waren. Es war zwar durchaus üblich, daß man bei Attentaten auf so hochrangige Persönlichkeiten wie Volker offiziell äußerst zurückhaltend war, bevor man nicht konkrete Spuren in der Hand hatte. Aber meistens gab es dann doch irgendeinen Informanten in den Behörden, der einem über den Fortgang der Ermittlungen berichtete. Dies freilich nur unter der Zusicherung, nicht in der Zeitung zitiert zu werden. Diesmal hatte sich niemand gefunden.

Und wie es schien, hatte auch keine andere Zeitung, keine Fernseh- oder Radiostation und auch kein Journalist einer Nachrichtenagentur einen Informanten gefunden. Alle stützten sich in dem kleinen, aber wichtigen Detail des Attentats nur auf das „Blatt“, also auf Weigerts Beobachtungen durch die geöffnete Tür des Hotelzimmers. Diesmal schien die Informationssperre eigenartigerweise wirklich zu funktionieren.

In wenigen Minuten würde er mehr wissen. Der Innenminister hatte gemeinsam mit dem Vertreter der Europäischen Polizei in Wien eine Pressekonferenz angekündigt. Weigert war schon zwanzig Minuten vor dem angekündigten Beginn in das Pressezentrum der Europäischen Polizei, die ihre Österreich-Zentrale gleich neben der UNO-City hatte, gekommen. Der Saal war schon fast voll. Rund 80 bis 90 in- und ausländische Journalisten sowie zahlreiche Kamerateams hatten sich eingefunden. Weigert kannte viele der Kollegen von ähnlichen Anlässen. Ein solch geballtes Medieninteresse hatte es schon lange nicht mehr gegeben.

„Grüß Gott, Herr Weigert.“

Es war Dieter Steinberg vom österreichischen Fernsehen. Er war Redakteur und Moderator in der großen Abendnachrichtensendung. Bei den Zusehern war er beliebt. Doch in der Branche galt er wegen seiner Arroganz als Enfant terrible.

„Ich habe Ihren Artikel über das Attentat mit Interesse gelesen, und ich denke, ich war nicht der einzige. Da Eichler, den wir ins ‚Imperial‘ geschickt hatten, wieder einmal geschlafen hat, waren wir leider gezwungen, Sie – oder besser: das ‚Blatt‘ – zu zitieren. Sie wissen ja, wie peinlich so etwas mitunter sein kann.“

„Ich hatte eben Glück. So ist die Branche nun einmal: heute ich, morgen Sie.“

„Ja, natürlich. Doch, sagen Sie...“

Steinberg senkte seine Stimme.

„Niemand wollte mir bei meinen Recherchen das bestätigen, was sie gesehen haben. Höchst ungewöhnlich, denn uns Fernsehleuten gibt man üblicherweise so leicht keinen Korb, finden Sie nicht auch?“

Ich würde dir jederzeit einen Korb geben, dachte Weigert. Steinberg und die meisten seiner Fernsehkollegen hielten sich für etwas Besseres und betrachteten die Zeitungsjournalisten nur von oben herab.

„Und?“ Weigert blickte ihn fragend an.

„Nun ja, vielleicht hat man Ihnen etwas mehr gesagt...“

Natürlich wollte Steinberg darauf hinaus. Es war zwar durchaus üblich, daß man sich untereinander ein bißchen unterstützte und Informationen austauschte. Vor allem dann, wenn es sich nicht gerade um die unmittelbare Konkurrenz handelte. Eine Hand wusch die andere. Schließlich konnte man auch nicht immer alles selbst in Erfahrung bringen. Doch Fernsehritzen wie Steinberg würde er nie etwas sagen. Um keinen Preis, auch wenn er etwas wüßte.

„Tut mir leid, Herr Steinberg. Alles, was ich weiß, können Sie dem ‚Blatt‘ entnehmen.“

„Sie sind nicht gerade kooperativ.“

Weigert suchte nach einer Möglichkeit, das Gespräch einigermaßen höflich zu beenden. Die Ereignisse kamen ihm zu Hilfe.

Plötzlich wurde es ruhig im Saal. Der Innenminister, gefolgt von zwei hochrangigen Beamten, und der Vertreter der „Eurocops“, wie man die Leute von der Europäischen Polizei nannte, schritten zielstrebig auf die vorne aufgestellten Tische zu.

Steinberg lief zu seinem Kameramann, um ihm Anweisungen zu erteilen. Doch der drehte, wie zahlreiche andere auch, ohnehin schon. Rundherum tobte das Blitzlichtgewitter der Fotografen.

Die vier ließen sich nieder. Innenminister Löser ergriff als erster das Wort. Nach der üblichen kurzen Begrüßung kam er ohne Umschweife zur Sache:

„Meine Damen und Herren, wir haben uns dazu entschlossen, Ihnen heute einen Überblick über den Stand der Ermittlungen im Fall des Attentats auf den Präsidenten der Europäischen Zentralbank, Bernhard Volker, zu geben. Volker wurde am 18. November gemeinsam mit seinen beiden Leibwächtern im Wiener Hotel ‚Imperial‘ erschossen. Alle drei Männer wurden mit derselben Waffe getötet. Dabei handelt es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um eine Pistole der Marke Heckler & Koch, Kaliber neun Millimeter Parabellum. Verwendet wurde gängige hülsenlose Munition. Unmittelbare Zeugen für den Mord gibt es keine, auch die Schüsse wurden von niemandem gehört. Dies, sowie ballistische Analysen sprechen für die Verwendung eines Schalldämpfers. Der oder die Täter konnten trotz einer sofort eingeleiteten Großfahndung bisher nicht gefaßt werden. Auch eine Überprüfung der Hotelgäste hat bis jetzt leider kaum Anhaltspunkte geliefert. Einziges Ergebnis ist die Beobachtung eines Angestellten des ‚Imperial‘, der einen Mann gesehen hat, der zur Tatzeit -etwa um 11 Uhr 15 – sehr eilig das Hotel verließ. Der Mann wird wie folgt beschrieben: Ungefähr 1,80 groß, blondes Haar. Nach den Angaben des Hotelangestellten trug er einen hellen Mantel. Aufgefunden wurden die Leichen wenige Minuten später vom Sekretär Volkers, Herrn Friedrich Helmstedt.“

Innenminister Löser mochte solche Auftritte in der Öffentlichkeit, ganz besonders vor den Medien. Seine Worte waren präzise gewählt, der Tonfall vermittelte Kompetenz und Übersicht. Die Journalisten schrieben eifrig mit, die Photographen knipsten, die Kameraleute filmten.

Den Knüller hatte sich Löser für den Schluß seines Statements aufgespart.

„Vor wenigen Stunden hat uns ein Bekennerschreiben erreicht. Unterschrieben ist es von der Islamischen Volksfront, einer fundamentalistischen Terrorgruppe, die, wie Sie wissen, bereits mehrfach in Europa in Erscheinung getreten ist. Soweit wir das in den wenigen Stunden bis jetzt feststellen konnten, besteht an der Echtheit des Schreibens aufgrund von Vergleichen mit früheren Bekennerbriefen der Gruppe kein Zweifel. Folglich konzentrieren sich unsere Ermittlungen im Moment auf diese Kreise. Der Vertreter der Europäischen Polizei in Wien, Monsieur Francois Benoist, sowie meine beiden Kollegen und ich stehen Ihnen jetzt für weitere Fragen zur Verfügung.“

Weigert war verblüfft. Löser hatte kein Wort über jenes Zeichen verloren, das man Volker auf die Stirn eingebrannt hatte, kein Wort über das, was Weigert in den vergangenen zwei Tagen keine Ruhe gelassen hatte. Und noch etwas fiel ihm ein: Natürlich hatte auch er sich bei seinen Recherchen die Islamische Volksfront vorgenommen, doch deren Symbol sah völlig anders aus als jenes, das Weigert sich bei seinem Blick durch die Hotelzimmertür eingeprägt hatte.

Er sah, wie sich die Köpfe einiger seiner Kollegen ihm zuwandten. Sie erwarteten, daß er den ersten Vorstoß übernahm. Weigert hob seine Hand, um damit anzuzeigen, daß er eine Frage an den Minister stellen wollte. Einige andere Journalisten hatten ebenfalls ihre Hände erhoben. Löser, der sich kurz flüsternd mit Benoist unterhalten hatte, blickte auf, als suche er etwas im Saal.

„Bitte, Sie zuerst. Ja, da in der dritten Reihe.“

Er zeigte auf Weigert. War es Zufall? Egal, jetzt konnte er nicht darüber nachdenken. Er mußte seine Frage stellen.

„Herr Minister, auf der Stirn des Ermordeten befand sich ein Symbol, daß man ihm vermutlich darauf eingebrannt hat. Dieses Symbol stellt eine Art Sonne mit zwölf an ihren Enden abgewinkelten Strahlen dar. Könnten Sie uns bitte über die Bedeutung dieser doch eher ungewöhnlichen Handlung des beziehungsweise der Täter aufklären? Und zweitens: Inwieweit steht dieses Zeichen im Zusammenhang mit dem Bekenntnis der Islamischen Volksfront zu dem Attentat?“

Alle Anwesenden schienen auf diese Frage gewartet zu haben.

„Sie sind Herr Weigert vom ‚Blatt‘ wenn ich mich nicht irre?“

„Ganz recht.“

„Nun, ich habe Ihre Artikel gelesen. Mir ist dabei jedoch unklar, woher Sie Ihre Informationen beziehen. Ich kann Ihnen nur folgendes dazu sagen: Keiner der Ermordeten, weder Volker noch seine beiden Leibwächter, weisen mit Ausnahme der Schußwunden irgendein besonderes Kennzeichen auf, das mit dem Attentat in Zusammenhang steht.“

Weigert war sprachlos. Sein sichtlich ungläubiger Gesichtsausdruck ließ Löser noch einmal nachsetzen.

„Die Berichte über ein eingebranntes Zeichen auf der Stirn des Eurofed-Präsidenten sind schlichtweg falsch.“

Ein Raunen ging durch den Saal. Aus den Augenwinkeln sah Weigert, wie der Fernsehmann Steinberg abfällig lächelte.

Wien, 20. November

Heinz Tolmein bearbeitete die Tasten seines Computers. Beobachtete man ihn, so hatte man den Eindruck, daß er eine gestörte Beziehung zu dem Gerät hatte. Es wirkte so, als ob er ihn strafen wollte, wie eine Domina ihren Sklaven. Je unartiger er war und je mehr Befehlen er sich widersetzte, desto härter hämmerte Tolmein auf das Keyboard ein. Der moderne Mensch in ihm wußte, daß diese Behandlung nicht von Erfolg gekrönt sein würde. Der archaische Homo sapiens dagegen forderte die Unterwerfung mit Gewalt. Er marschierte, so wie jetzt, in Tolmeins Blick auf und ab und jubilierte über sein Dasein.

Weigert schlug die Bürotür zu und ließ sich auf seinen Sessel fallen. Tolmein unterbrach den Kampf Mensch gegen Maschine.

„Und? Was hat Löser von sich gegeben?“

„Völlige Scheiße.“

„Das wäre soweit nichts Neues. Deinem Gesichtsausdruck nach kann es nicht sehr erfreulich gewesen sein.“

Weigert kramte die Mitschriften aus seiner Mappe hervor.

„Paß auf: Dieses Zeichen, das Volker auf der Stirn hatte...“

„Was ist damit?“

„Löser behauptet, es gebe so etwas überhaupt nicht!“

Tolmein pfiff durch die Zähne.

„Das könnte peinlich werden.“

„Wie meinst du das?“

„Wenn Löser oder die Polizei lügt und man kann es ihnen nachweisen, dann stehen sie ganz schön im Regen. Wenn nicht, dann stehen wir blöd da.“

„Man sollte dir einmal die Bedeutung des Wörtchens ‚wir‘ näher erklären. Ich stehe dann blöd da!“

„Indirekt ja. Aber zuerst einmal das ‚Blatt‘ Dann wird der Chef rotieren. Und dann wird er sich dich vornehmen.“

Tolmeins Logik war unbestechlich.

„Was hast du jetzt vor?“

„Zuerst einmal werde ich mir jemanden suchen, der meine Angaben bestätigen kann. Schließlich war ich nicht der einzige, der Volkers Leiche zu Gesicht bekommen hat. Und dann muß ich herausbekommen, was es mit diesem Ding auf Volkers Stirn für eine Bewandnis hat.“

„Mit dem ersteren wird es nicht ganz leicht sein. Wenn Löser davon weiß, dann wird er Vorsorge getroffen haben, daß es niemand sonst ausplaudert. Schließlich ist er Minister.“

Es stehen ihm also durchaus einige Möglichkeiten offen. Wenn er von seinen Leuten falsch informiert wurde, dann hast du es etwas einfacher.“

„Du vergißt eine dritte Möglichkeit.“

„Die wäre?“

„Vielleicht wollen sie nicht, daß die Ermittlungen gestört werden. Angeblich verfolgen sie eine konkrete Spur.“

„Was denn für eine?“

„Löser hat erklärt, daß heute morgen ein Bekennerschreiben der Islamischen Volksfront eingelangt ist. Er sagt, daß das Schreiben authentisch ist.“

„Wozu will er dann die Verunstaltung Volkers verschweigen?“

„Keine Ahnung.“

Der Peiniger Tolmein wandte sich wieder dem Objekt seiner Begierde zu. Immer, wenn er in dieser Stimmung war, dachte Weigert, das Keyboard würde auseinanderbrechen. Aber bis jetzt hatte es Tolmein standgehalten.

„Ich gehe zu Hillgruber, um die Angelegenheit mit ihm abzusprechen. Vielleicht will er einen Kommentar dazu schreiben.“

„Hillgruber ist noch nicht da.“

Während Tolmein das sagte, blickte er nicht auf. Seine Gesichtszüge waren verbissen. Die Finger bearbeiteten konsequent die Tasten.

Weigert zündete sich eine Zigarette an. Jemand mußte ihm bestätigen, was er gesehen hatte. Er brauchte einen Zeugen, den er – wenn auch ohne Namensnennung – zitieren konnte. Walter Müller hatte ihm den Blick auf die Leiche Volkers ermöglicht. Müller hatte es ebenfalls gesehen. Und er war sein ehemaliger Schulkamerad und Freund.

Weigert griff zu seinem elektronischen Notizbuch, um die Telefonnummer abzufragen. Zuerst versuchte er es bei Müllers Dienststelle. Da war er nicht. Er hatte in der Nacht zuvor Dienst gehabt und daher frei. Also zu Hause.

„Müller...“

Die Stimme klang verschlafen.

„Hans Weigert hier. Tut mir leid, daß ich dich geweckt habe. Aber ich muß dich leider mit ein paar Fragen in der Volker-Sache beschäftigen.“

„Und wenn du mich im Billard die nächsten hundert Mal gewinnen läßt, die Geschichte ist tabu.“

Müllers Stimme war plötzlich munter. „Das kann doch nicht dein Ernst sein!“ „Ist es aber.“ „Darf man fragen, warum?“

„Nein, darf man nicht. Oder willst Du, daß ich meinen Job verliere?“

Das klang ziemlich ernst.

„Paß auf, Walter. Ich verspreche dir hiermit hoch und heilig, daß ich niemandem deinen Namen in diesem Zusammenhang nennen werde. Er wird nicht in der Zeitung stehen und ich werde ihn auch keinem in der Redaktion nennen. Klar?“

„Du bringst mich in des Teufels Küche, Hans.“

„Du weißt doch, was wir beide gesehen haben. Ich meine dieses komische Zeichen auf der Stirn von Volker. Löser hat vor einer Stunde behauptet, es existiert nicht. Wenn es bei seinen Aussagen bleibt, denkt jeder, ich habe fantasiert. Mein Chef wird mich in der Luft zerreißen, so wie es die Konkurrenz mit dem ‚Blatt‘ machen wird. Verstehst du das denn nicht!?“

„Ich kann dir wirklich nichts, aber auch schon gar nichts dazu sagen, was mit der Leiche von Volker los war.“

„Walter, alter Junge. Du kannst einen alten Schulkameraden doch nicht einfach so hängen lassen?“

Am anderen Ende der Leitung war es still.

„Und? Was ist?“

„Zur Leiche von Volker hörst du nichts von mir.“

Weigert war drauf und dran, aufzulegen. So ein Arschloch! Doch dann sprach Müller weiter.

„Ich darf nichts sagen. Gestern waren zwei Burschen vom UNO-Geheimdienst bei mir. Soweit ich gehört habe, haben sie nicht nur mich, sondern alle, die die Leiche Volkers gesehen haben, genauestens vernommen. Und dann haben sie jedem das Versprechen abgeknöpft, niemandem darüber zu erzählen. Nicht über die Leiche, nicht über die Befragung. Wenn doch, dann hätte das sehr ernste Konsequenzen, haben sie gesagt.“

„Sieh mal einer an! Das ist doch schon eine ganze Menge.“ „Versprich mir, Hans, daß du keinem davon erzählst. Und bring es auch nicht in der Zeitung, auch nicht ohne meinen Namen. Der Kreis jener, die die Leiche gesehen hat, ist zu klein. Diese überheblichen Mächtegern-James-Bonds von der UNO würden es rauskriegen, von wem du die Information hast.“

Weigert wußte, daß Müller nicht gut auf den Geheimdienst der Vereinten Nationen zu sprechen war. Dieser war vor ein paar Jahren gegründet worden. Die Gründung war eine Folge der starken Aufwertung der UNO gewesen, die immer mehr internationale Aufgaben übernahm. Die Zeit des Kalten Krieges, in der die Supermächte die Weltorganisation mit ihren Vetos weitgehend blockiert hatten, war längst vorbei. Jetzt griffen die Vereinten Nationen rund um den Globus immer stärker gestaltend ein.

Der UNO-Geheimdienst lief in vielen Ländern zunehmend den nationalen Diensten, aber auch der Polizei, den Rang ab. Seine Befugnisse waren sehr umfangreich. So kam es in Wien häufig zu Reibereien zwischen den UNO-Leuten und den österreichischen Behörden sowie der Europäischen Polizei. Und Müller war schon einige Male mitten drinnen gestanden.

Aber wenn Weigert seinem Schulfreund jetzt versprach, daß er nichts darüber schreiben oder erzählen würde, was hätte er damit gewonnen?

„Du mußt mir das versprechen, Hans!“

Was blieb ihm schon anderes übrig? Erstens war Walter Müller sein Freund, und zweitens wäre jeder Journalist schlecht beraten, der seinen Informanten in den Rücken fiel. Denn dann würde er nie wieder etwas gesteckt bekommen.

„Also gut, versprochen.“

„Sieh zu, daß du vielleicht sonstwo was rauskriegen kannst. Ich würde mich sehr freuen, wenn man diesen arroganten Kosmopoliten eins auswischen könnte. Und Löser dazu. Denn der Fisch beginnt bekanntlich am Kopf zu stinken.“

„Ich werde mich bemühen. Danke dir, Walter. Die nächsten Biere beim Billard gehen auf meine Rechnung.“

„Ich komme darauf zurück.“

Weigert legte auf.

„Was war?“

Tolmein begann ihm wieder einmal, auf die Nerven zu gehen.

„Nichts von Bedeutung.“

„Das klang aber ganz anders.“

„Wolltest du nicht deine Geschichte schreiben?“

„Schon gut.“

Sein Kollege schwieg und setzte seinen Kampf gegen die Technik fort.

Müller hatte recht. Der Fisch stank. Daß sich der UNO-Geheimdienst eingeschaltet hatte, war an sich nicht weiter verwunderlich. Bernhard Volker war eine überaus wichtige Persönlichkeit des internationalen wirtschaftlichen und politischen Lebens gewesen. Als Präsident der Europäischen Zentralbank, also einer Institution der Politischen Union, wären zwar eigentlich die Eurocops zuständig gewesen. Doch nach dem Bekennerschreiben der Islamischen Volksfront hatte das Ganze eine über Europa hinausgehende Dimension erlangt. Also war es nur logisch, daß sich die Vereinten Nationen einschalteten.

Alles andere als logisch war jedoch, daß der UNO-Geheimdienst ein bestimmtes Detail des Mordes an Volker verheimlichen wollte. Welchen Sinn machte das?

Und vor allem: Wie sollte sich Weigert gegen die Kritik verteidigen, die ohne Zweifel kommen würde? Hillgruber und der Chef würden Beweise für seine Story verlangen. Schließlich stand der Ruf des ‚Blatt‘ als seriöse Zeitung auf dem Spiel. Keine schönen Aussichten für ihn.

Weigert beschloß, zuerst seine Recherchen nach der Bedeutung dieses ominösen Zeichens fortzusetzen. Vielleicht würde ihn das voranbringen. Er begann, in den auf seinem Schreibtisch aufgetürmten Zeitungsausschnitten herumzukramen. Dabei fand er ein Buch, das er sich gestern aus dem Archiv geholt hatte: „Allahs Weltreich – Islamischer Terror in Europa und den USA“. Weigert blätterte darin herum.

Das Geräusch, das Tolmein, seine Finger und sein Keyboard verursachten, verstummte.

„Du warst gestern bis nach Mitternacht hier und hast dieses Zeug da durchgeschaut.“

Sein Kollege machte eine Handbewegung in Richtung von Weigerts vollgeräumten Schreibtisch.

„Und wenn ich es noch zehnmals durchlese, das kann dir doch egal sein!“

Konnte ihn Tolmein nicht für wenigstens eine Stunde mit seiner Raunzerei verschonen?

„Na, na! Nicht so aufgeregt. Du suchst nach der Bedeutung des Zeichens, das du bei Volker gesehen hast.“

„Danke, ich weiß, was ich tue.“

Tolmein ignorierte Weigerts Ärger.

„Und du glaubst, weil es ein politisches Attentat war, mußt du dein Glück bei Terrorgruppen versuchen. Richtig?“

„Äußerst scharfsinnig.“

„Und dabei hast du festgestellt, daß die Islamische Volksfront, die es laut Löser gewesen sein soll, dieses Zeichen noch nie verwendet hat. Ihres sieht völlig anders aus.“

„Ja.“

Weigert seufzte. Wann würde ihn Tolmein endlich in Ruhe lassen?

„Ich kann mich an etwas erinnern, das vielleicht dich und damit auch das ‚Blatt‘ weiterbringen könnte.“

„Und, was ist das?“

Er war nicht gerade interessiert an den Ausführungen seines Kollegen.

„Vor ein paar Monaten haben wir in einer Beilage eine Sonderseite über politische Symbolik gebracht. Dafür haben wir einen Gastautor herangezogen. Ich glaube, es war ein Professor oder Dozent an der Uni in Wien. Du könntest dir die Seite im Archiv suchen.“

Manchmal war Tolmein doch zu etwas zu gebrauchen.

„Du hast deinen guten Tag heute.“

„Was heißt heute?“

„Ich bin im Archiv, wenn mich jemand sucht.“

„Wer sollte dich schon suchen?“

„Professor Meciar?“

„Ja, bitte?“

Weigert hatte im Archiv gleich gefunden, was er suchte. Vaclav Meciar war ein Professor aus der Slowakei, der an der Universität in Wien Geschichte lehrte. Er hatte damals den Artikel geschrieben. Weigert hatte ihn gleich angerufen.

„Hier spricht Hans Weigert vom ‚Blatt‘.“

„Was kann ich für Sie tun, Herr Weigert?“

Die Stimme mit dem unverkennbaren Akzent klang freundlich und kooperativ.

„Sie haben für uns vor einigen Monaten einen Artikel über politische Symbole geschrieben. Jetzt stehe ich gerade vor einem Problem, bei dem ich dachte, daß Sie mir vielleicht helfen könnten.“

„Bitte sehr. Worum geht es denn?“

„Wie Sie sicher gelesen oder gehört haben, wurde der Präsident der Europäischen Zentralbank in Wien ermordet. Einige Leute behaupten nun, auf seine Stirn habe man ein Zeichen eingebrannt.“

„Oh, ja. Ich habe Ihren Artikel gelesen, Herr Weigert. Eine schlimme Sache.“

„Ganz recht. Nun, ich bin bei meinen Recherchen nicht weitergekommen, da dieses Zeichen meines Wissens bisher noch von keiner Terrorgruppe oder politischen Gruppierung verwendet worden ist.“

„Könnten Sie mir dieses Zeichen bitte noch einmal genau beschreiben? Ich habe Ihren Artikel zwar gelesen, kann mich aber daran nicht mehr gut genug erinnern.“

Weigert sah vor seinem geistigen Auge, wie die Leiche Volkers in der Tür zum Bad des Hotelzimmers gelegen war.

„Also, in der Mitte hat es einen vollen Kreis. Von diesem ausgehend, in regelmäßigen Abständen, gehen zwölf Strahlen weg. Jeder der Strahlen ist an seinem oberen Ende zweimal um 90 Grad abgewinkelt. Das Ganze wird wiederum von einem Kreis umschlossen.“

„Entschuldigen Sie, Herr Weigert. Darf ich Ihnen vorschlagen, daß Sie es aufzeichnen und es mir per Fax schicken? So können wir eventuellen Mißverständnissen vorbeugen.“

„Das ist eine gute Idee. In ein paar Minuten haben Sie es.“

Weigert ließ sich die Nummer geben. Der Professor versprach, sich zu melden, sobald er etwas herausgefunden hatte.

Drei Stunden und 52 Minuten später summte Weigerts Telefon. Vaclav Meciar war fündig geworden.

„Hier ist es.“

Der Professor reichte Weigert ein Buch, das schon reichlich abgegriffen war. Auf einem nüchternen Schwarz-Weiß-Foto prangte ihm das entgegen, was Löser geleugnet hatte, und was Weigert seither nicht mehr aus dem Kopf ging.

Die Fotografie war in einem großen Saal aufgenommen. Im Hintergrund sah man eine Tür, die von zwei Säulen eingerahmt war. Die schwarze Sonne, wie Weigert sie genannt hatte, war hier als Ornament in den Boden eingelassen. Sie nahm mehr als die Hälfte des Bildes ein, das über die ganze Buchseite ging.

Weigert las den Bildtext: „Der Gruppenführersaal mit künstlerischer Bodenornamentik. Dieses Bild verdeutlicht anschaulich den Rundbau des Saales. Ungeklärt ist bis heute die Zahl 12, die sich unter anderem in den zwölf Speichen des Sonnenrades, den zwölf Säulen und Nischen des Gruppenführersaales sowie in den zwölf Podesten in der Walhalla wiederholt.“

Kein Zweifel, es war das Zeichen, das man dem Eurofed-Präsidenten auf die Stirn gebrannt hatte.

„Das ist ein Buch über die SS-Schule in Wewelsburg. Der Band ist gut zwanzig Jahre alt.“

Weigert betrachtete den Umschlag. „Himmlers Festung“ war darauf in roten Lettern zu lesen. Der Autor war ein gewisser Pierre Martin.

„Wie sind Sie darauf gekommen?“

„Als ich das Fax mit Ihrer Zeichnung sah, wußte ich, daß es sich um ein Sonnenrad handeln muß. Das Sonnenrad ist ein jahrtausendealtes Symbol. Es läßt sich in seinen verschiedensten Formen in zahlreichen Kulturen nachweisen. So, wie Sie es mir aufgezeichnet haben, schien es mir ein Symbol aus der jüngeren Geschichte zu sein. Da durch die Nationalsozialisten das Sonnenrad in seiner Abwandlung als Hakenkreuz zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, habe ich dort zu suchen begonnen. Zuerst habe ich nichts gefunden, denn das Parteizeichen der NSDAP und spätere Symbol des Dritten Reichs schaut ganz anders aus. Ich wollte schon bei den südamerikanischen Indianerkulturen weitermachen, als mich ein Assistent auf dieses Buch aufmerksam machte. Er hat es erst vor kurzem gelesen.“

Weigert war verwirrt. Himmler und die SS, natürlich waren das Begriffe, mit denen er etwas anfangen konnte. Schließlich war der Geschichtsunterricht in der Schule nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Aber was hatten das und diese Burg mit dem Mord an Volker zu tun?

„Wissen Sie vielleicht etwas über diese... Wewelsburg?“ „Tut mir leid, Herr Weigert. Mein Fachgebiet ist das Mittelalter. Bei solchen Details der Zeitgeschichte kann ich Ihnen wohl kaum weiterhelfen.“

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mir das Buch für ein paar Tage ausleihe?“

„Bitte, tun Sie das ruhig. Hier braucht es ohnehin kaum jemand.“ „Herzlichen Dank, Herr Professor. Sie haben mir sehr geholfen.“ Hilfe, ja, aber Weigert wußte nicht so recht, was er damit anfangen sollte.

Zurück in der Redaktion hängte er sich wieder ans Telefon. Zwanzig Minuten später hatte er die Adresse des Autors. Ein Anruf bei dem Verlag, der das Buch herausgegeben hatte und der zum Glück immer noch existierte, hatte genügt. Pierre Martin, ein Franzose, wie ihm die Verlagssekretärin erklärt hatte, wohnte direkt in Wewelsburg. Der kleine Ort, der „Himmlers Festung“ den Namen gegeben hatte, lag mitten in Deutschland, rund 60 Kilometer westlich von Kassel und etwa 15 Kilometer südlich von Paderborn.

Es war eine höchst abstruse Spur, die Weigert da hatte, doch seine einzige. Was blieb ihm also anderes übrig, als sie weiterzuverfolgen?

„Wollen Sie noch etwas Kuchen, Herr Weigert?“

Die Frau von Pierre Martin blickte ihn erwartungsvoll an und hielt ihm den Teller hin. Sie war etwas rundlich, Anfang sechzig, mit einer warmherzigen Ausstrahlung, die Weigert an seine Mutter erinnerte.

„Bitte, gerne.“

Gleich nachdem er die Adresse von Pierre Martin herausbekommen hatte, war Weigert bei Hillgruber gewesen. Dieser hatte zuerst gezögert, ihn wegen einer solchen „Kleinigkeit“, wie er sich ausgedrückt hatte, nach Wewelsburg auf Dienstreise zu schicken. Weigert war enttäuscht gewesen, doch dann hatte er es wenigstens geschafft, daß ihm Hillgruber zwei Tage Urlaub genehmigte.

Er war früher als sonst aus der Redaktion verschwunden, hatte bis tief in die Nacht das Buch von Martin gelesen und am Morgen die erste Maschine von Wien nach Frankfurt genommen. Dort hatte er sich ein Auto gemietet und war nach Wewelsburg gefahren.

Wenn er an die Kosten für das ganze Unternehmen dachte, wurde ihm unwohl. Sollte nichts dabei herauskommen, mußte er sie aus der eigenen Tasche bezahlen. So lautete die Vereinbarung, die Weigert mit Hillgruber getroffen hatte. Doch er war optimistisch, zumindest redete er sich das ein.

Wohlige Wärme durchflutete Weigert, als er einen Schluck aus der Tasse nahm, die vor ihm auf dem Tisch stand. Den Kaffee konnte er jetzt wirklich gut gebrauchen. Schließlich hatte er nur wenig mehr als vier Stunden geschlafen.

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, wollen Sie also etwas mehr über die Wewelsburg wissen?“

Pierre Martin sprach perfekt Deutsch, obgleich man an seinem Akzent unschwer seine französische Herkunft erkennen konnte. Er war 77 Jahre alt und lebte seit 1972 in Deutschland. Das hatte Weigert erfahren, während die Frau von Martin den Kaffee zubereitet hatte.

„Ja, ganz recht. Ich habe gestern Ihr Buch gelesen, oder besser überflogen. Der Zusammenhang, in dem ich darauf gestoßen bin, ist etwas eigenartig. Es handelt sich um den Mord an dem Präsidenten der

69Europäischen Zentralbank, Bernhard Volker. Sie haben sicher davon in den Zeitungen gelesen oder im Fernsehen gehört?“

Martin war etwas verwundert. Er strich sich mit der Rechten über die wenigen Haare, die noch seinen Kopf bedeckten.

„Ja, ich habe beiläufig etwas davon mitbekommen. Aber ich kann nicht ganz verstehen, was das mit meinem Buch und der Wewelsburg zu tun hat.“

„Es gibt Berichte, wonach man Volker ein Zeichen auf die Stirn eingebrannt hat.“

Weigert nahm an, daß Martin die Angelegenheit nicht sonderlich genau verfolgt hatte. Er würde zumal hier in Deutschland kaum wissen, daß das „Blatt“ als einzige Zeitung unmittelbar darüber berichtet hatte und alle anderen Medien in dieser Sache nur Weigert zitiert hatten.

„Als ich recherchiert habe, was dieses Zeichen bedeuten könnte, hat mich ein Professor an der Universität Wien auf Ihr Buch aufmerksam gemacht. Darin ist ein Foto eines Saales in der Wewelsburg, in dessen Boden genau dieses Zeichen eingelassen ist. Deshalb bin ich hier.“

Die Augen von Martin fixierten Weigert.

„Soweit ich weiß, hat nur Ihre Zeitung über diesen doch etwas eigenartigen Aspekt des Attentats berichtet. Alle anderen haben sich nur darauf bezogen. Ist das richtig?“

Martin schien die Dinge mehr als nur beiläufig – wie er selbst sagte – zu verfolgen.

„Ja, das stimmt.“

„Und jetzt erwarten Sie, daß ich Ihnen weiterhelfen kann?“

„Ich hoffe es zumindest.“

„Lassen Sie uns nach dem Kaffee einen kleinen Spaziergang machen. Wenn Sie gestatten, zeige ich Ihnen die Burg. Dabei können Sie sich selbst ein Bild davon machen und Ihre Fragen stellen. Ob Ihnen das allerdings bei Ihren Recherchen weiterhilft, kann ich nicht versprechen.“

Langsam schritten sie über die Brücke in den Burghof. Martin hatte sich eine schwarze Baskenmütze aufgesetzt. Beim Gehen stützte sich der Franzose auf einen Spazierstock. Eine alte Knieverletzung, wie er sagte, zwang ihn dazu. Weigert wollte nicht weiter danach fragen, da es ihn nicht interessierte, doch Martin erzählte von selbst.

„Eine Kugel hat mich erwischt, in Algerien.“

„In Algerien?“

Weigert blickte ihn fragend an.

„Ja, bevor ich nach Deutschland kam, war ich Offizier in der französischen Armee. Eingen Algeriern hat das nicht sonderlich gefallen.“ Martin lächelte.

„Ich dachte, Sie sind Historiker?“

„Wenn Sie darunter verstehen, daß ich universitäre Weihen genossen habe, muß ich Sie enttäuschen. Sie dürfen mich getrost als Hobby-Historiker bezeichnen. Nach meinem Abschied von der Armee habe ich begonnen, Bücher zu schreiben. Anfangs war es nicht leicht, davon zu leben. Doch ich hatte das Glück, ein bißchen zu erben. Das half mir solange über die Runden, bis sich meine Bücher begannen, auch ordentlich zu verkaufen.“

Der Franzose rückte die Baskenmütze zurecht.

„Kommen Sie, hier ist der Eingang.“

Weigert und Martin traten durch ein großes Tor in eines der Gebäude der Burg. Diese war bestens renoviert, wie Weigert sich bereits von außen hatte überzeugen können.

Ihr dreieckiger Grundriß wurde von je einem Turm begrenzt: zwei kleinere an der West- und Ostseite, ein größerer im Norden. Die Burg war ebenso wie der kleine Ort, der sich – nach ihr benannt – rund um sie gebildet hatte, auf einem kleinen Hügel über dem Alme-

tal erbaut. Ihre ungewöhnliche Dreiecksform resultierte aus den natürlichen Bebauungsmöglichkeiten: Eine Bergzunge aus Kalkgestein, die vermutlich schon in vorgeschichtlicher Zeit zum Aufbau von Wehranlagen angeregt hatte, schob sich in das Tal vor. Nachzuweisen war eine Wallburg jedoch erst im neunten Jahrhundert. In der jetzigen Form war die Anlage 1604 bis 1607 erbaut worden.

Doch die alte Geschichte der Burg, die Weigert bereits dem Buch von Martin entnommen hatte, interessierte ihn nur am Rande. Er wollte mehr über deren jüngere Vergangenheit wissen.

„Wie ist eigentlich Himmler auf diese Burg gekommen?“

„Nun, die Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte nicht nur für Deutschland und in weiterer Folge für die ganze Welt Konsequenzen, auch die Wewelsburg war schon sehr bald davon betroffen.“

Martin erzählte, während sie durch die Gänge spazierten.

„Im November 1933 besichtigte Heinrich Himmler die Anlage, der zu diesem Zeitpunkt auf der Suche nach einem geeigneten Ort für eine Art geistiges Zentrum seiner SS war. Er war begeistert und beschloß, die Wewelsburg, die zu diesem Zeitpunkt ziemlich heruntergekommen war, zu restaurieren. Man erzählt sich, daß auch einer Ihrer Landsleute an der Auswahl der Wewelsburg beteiligt war, ein gewisser Oberst Wiligut, der in der SS allerdings unter dem Namen Weisthor bekannt war – eine höchst zweifelhafte Figur. Er soll über eine Art zweites Gesicht verfügt haben und Himmler diesen Ort empfohlen haben. Aber was soll man schon von solchen Geschichten halten? Geplant war schließlich eine riesige Anlage, eine SS-Stadt, von der die Burg selbst nur noch ein kleiner Teil, wenn auch deren Zentrum, gewesen wäre. Ein Teil der Anlage hätte die Form eines Speers bekommen sollen, dessen vorderste Spitze dann der Nordturm der Burg gebildet hätte. Zu einer Verwirklichung dieser Pläne, mit Ausnahme der Restaurierung, ist es aber aufgrund des Krieges nie gekommen.“

„Sie sprachen von einem geistigen Zentrum für die SS. Was meinen Sie damit?“

Weigert war begierig, mehr zu erfahren. Die Jagdleidenschaft hatte ihn gepackt. Er wollte seine Story und er glaubte, ganz dicht daran zu sein.

„Wie Sie wahrscheinlich wissen, war die SS – zumindest von der ursprünglichen Idee her – so etwas wie ein Orden. Die Wewelsburg sollte ihr weltanschauliches Zentrum schlechthin werden. 1935 begann man mit dem Aufbau einer Bibliothek. Am Anfang waren es nur einige Hundert Bücher, doch rasch wurden es immer mehr: Ur-, Vor- und Frühgeschichte, Abteilungen für Religion und Mythenforschung, aber auch Kunst-, Literatur- und Rechtsgeschichte. 1939 übernahm ein gewisser Bernhard Frank die Leitung der Bibliothek. Doch schon bald nach Kriegsausbruch verließ er die Wewelsburg wieder, um schließlich 1943 Kommandeur der Waffen-SS-Einheiten auf Hitlers Obersalzberg zu werden. Nachdem auch einige andere Mitarbeiter zum Kriegsdienst einberufen wurden, war dies praktisch das Ende der Arbeiten an der Bibliothek. Daneben gab es noch den Aufbau eines vor- und frühgeschichtlichen Museums unter Wilhelm Jordan. In diesem Zusammenhang wurden in der Umgebung der Burg mehrere archäologische Ausgrabungen vorgenommen. Ach ja, und dann war da noch der Sippenforscher Rudi Bergmann. Er hat an der Erstellung verschiedener Ahnentafeln gearbeitet.“

Martin hielt inne. Sie hatten gerade den Gruppenführersaal im Obergeschoß des Nordturms betreten.

„Hier ist das, wonach Sie suchen.“

Da war es also: Jenes Zeichen, das Weigerts Besuch ausgelöst hatte, war, wie er es bereits auf dem Foto gesehen hatte, in der Mitte des Saales in den Boden eingelassen. Weigert blieb stehen und starrte es an.

„Was bedeutet es eigentlich?“

Weigert erhoffte sich von der Frage die Lösung seines Rätsels. Doch Martin mußte ihn enttäuschen.

„Niemand weiß genau, was es gerade hier in diesem Saal soll. Ohne Zweifel stellt es, wie ja auch das Hakenkreuz, ein Sonnenrad dar. Doch diese Form, mit den zwölf Speichen, findet man in der NS-Ära sonst nirgends. Auch auf der Burg kommt es kein zweites Mal vor. Das einzige, was mir aufgefallen ist, ist die mehrmalige Wiederholung dieser Zahl – der Zwölf – an anderen Stellen in der Burg.“

Endstation, dachte Weigert. Vor drei Tagen hatte man den Eurofed-Präsidenten erschossen. Und jetzt stöberte er in Dingen, die Jahrzehnte zurücklagen. Wo war die Brücke? Oder gab es sie überhaupt nicht?

„Halten Sie es für möglich, daß irgendwelche Rechtsradikale Volker ermordet und dabei dieses Zeichen verwendet haben?“

„Das müßte ich eigentlich Sie fragen, Monsieur Weigert. Sie sind doch der Journalist von uns beiden. Ich bin nur Hobby-Historiker. Was ich über Politik wissen will, entnehme ich den Zeitungen.“

Martin hatte recht: Diese Dinge zu klären, lag an Weigert. Doch welchen Grund sollten ein paar rechtsradikale Wirrköpfe haben, den Präsidenten der Europäischen Zentralbank zu töten? Ein solches Attentat erforderte eine effiziente Organisation. Weigert kannte keine Gruppe dieser Seite des politischen und terroristischen Spektrums, der so etwas zuzutrauen wäre. Ein Brandanschlag auf ein Asylantenheim, das ja. Aber die Ermordung einer so bekannten und bedeutenden Persönlichkeit?

Martin riß ihn aus seinen Gedanken.

„Kommen Sie, jetzt zeige ich Ihnen sozusagen das Herz der Wewelsburg, die Walhalla.“

Weigert folgte ihm. Sie traten aus dem Gebäude, durchschritten den Burghof, um schließlich über die Brücke, die den ehemaligen Wehrgraben überspannte, die Anlage zu verlassen. Ein kleiner Weg führte an der Außenseite der Burg zum Nordturm, dessen Zugang deutlich unter dem Niveau des Innenhofs lag.

Die Tür war versperrt, doch Martin hatte einen eigenen Schlüssel dafür, den ihm die Verwaltung überlassen hatte. Schließlich beschäftigte er sich seit Jahrzehnten mit der Wewelsburg und war mit fast allen, die in dem kleinen Ort damit zu tun hatten, per Du.

Nachdem Martin aufgesperrt hatte, stiegen die beiden über eine enge Treppe hinab in das Kellergeschoß des Turms. Ein kleines Gittertor verwehrte den Eintritt in den dahinterliegenden Raum. Doch der Franzose hatte auch dafür einen Schlüssel. Er trat vor Weigert ein und schaltete die Lampen an, die drinnen an den Wänden angebracht waren. Der Journalist folgte ihm.

Ein riesiges Kellergewölbe, kuppelförmig, vielleicht zehn oder fünfzehn Meter im Durchmesser und etwa ebenso hoch, bot sich seinem Blick dar.

Martin erklärte.

„Die Halle ist direkt in den gewachsenen Felsen gehauen. Niemand weiß genau, wozu sie der SS gedient hat. Nach dem Umbau dieses Raums war es nur noch einem ganz kleinen Kreis an Menschen vorbehalten, die Walhalla zu betreten. Der Ausdruck Walhalla stammt übrigens nicht von der SS, wie man eigentlich annehmen würde. So nennt sie nur der Volksmund hier in Wewelsburg.“

„Aber es wird doch zumindest Spekulationen geben, was sich hier abspielte?“

Weigert blickte Martin erwartungsvoll an. Der musterte ihn, so, als ob er überlegte, was er Weigert jetzt erzählen sollte.

„Ja, natürlich. Spekulationen gibt es. Einige Leute sagen, daß Himmler hier begraben werden wollte. Doch dazu ist es aufgrund der Ereignisse nie gekommen. Andere wieder sprechen von irgendwelchen Kulthandlungen. Aber wie gesagt, das sind Spekulationen. Nichts, worauf ein ernsthafter Historiker bauen könnte.“

Verschwieg Martin etwas? Er gab zwar präzise historische Informationen, wenn man ihn fragte, aber bei allen Dingen, die über die reinen Fakten hinausgingen, schien es, als ob er abblockte. Es mochte sein, daß Spekulationen ihn, den Mann der Geschichte, nicht interessierten. Doch für Weigert, den Mann des Journalismus, waren auch diese interessant. Aber vielleicht hat Martin auch nur Scheuklappen, dachte Weigert. Wie ein zerstreuter Professor, der nur in sein Studienobjekt verbohrt war und alles, was darüber hinausging, einfach nicht wahrnahm.

„Ist hier jemand?“

Die Stimme kam, gedämpft durch die dicken Mauern, von der Tür am oberen Ende der Treppe.

„Entschuldigen Sie mich, bitte. Sicher einige Touristen, die auch die Walhalla besichtigen wollen.“

Martin hinkte auf seinen Stock gestützt nach oben.

Weigert blickte sich um. Der Raum war kreisrund. An der Wand waren einige Podeste aus Stein, jedes etwa vierzig Zentimeter hoch. Er begann zu zählen: eins, zwei, drei,... zwölf. Soviele, wie das Sonnenrad im Gruppenführersaal Speichen hatte. In der Mitte war eine ebenfalls kreisrunde Vertiefung, wie eine Art Brunnen, etwa sieben Meter im Durchmesser, schätzte Weigert. Über die Kante konnte man gerade noch hinunter steigen, wie über eine zu groß geratene Stufe. Im Zentrum dieser Vertiefung mußte einmal irgendetwas gestanden haben. Das konnte man ganz deutlich erkennen. Die Stelle war jetzt, statt mit den sonst in dem Raum üblichen Steinplatten bedeckt zu sein, mit Beton ausgegossen.

Weigert ging darauf zu und bückte sich, um den Boden näher zu untersuchen. Doch er konnte nichts Auffälliges erkennen. Da war nur die raue Oberfläche des Betons. Als er sich aufrichtete, stand er genau im Zentrum des Gewölbes. Da passierte es.

Weigert hatte geseufzt, teils aus Enttäuschung, nichts von Belang entdeckt zu haben, teils seiner Müdigkeit wegen, die ihm jetzt wieder so richtig bewußt geworden war. Plötzlich war da ein Hallen in seinem Kopf. Mit einem Schlag fühlte er sich ganz leicht. Sein Körper schien nur mehr eine schwerelose, unbedeutende Hülle zu sein. Es kam ihm vor, als ob sein Schädel ins Unermeßliche wachsen würde.

Erschrocken hielt Weigert inne. Das Gefühl wurde schwächer, ohne jedoch völlig aufzuhören. Er stieß versuchsweise noch einen Laut aus. Da war es wieder! Ein Schritt zur Seite,

noch ein Laut. Nichts. Weigert stellte sich wieder genau in die Mitte. Der Effekt war durchschlagend wie vorhin.

Sein Schreck ließ etwas nach. Er hatte in Kirchen, die er auf seinen Reisen immer gerne besichtigte, schon einiges an akustischen Phänomenen von Bauwerken erlebt. Aber das übertraf alles. Weigert beschlich ein ungutes Gefühl, nicht Angst, eher etwas, das ihm seine Kleinheit und Unbedeutsamkeit bewußt werden ließ. War es das, was man den SS-Männern hier hatte zeigen wollen? Ein akustischer Trick? Oder war es mehr als das gewesen? Weigert war sich nicht sicher. Er zog es vor, das Gewölbe zu verlassen.

Draußen vor dem Eingang zum Turm stand Martin und unterhielt sich mit einem Mann, vermutlich dem, der zuerst gerufen hatte. Der Mann war Mitte vierzig. In seinem eleganten grauen Anzug wirkte er wie ein wohlhabender Geschäftsmann.

Als Weigert hinzukam, hatte sich Martin gerade verabschiedet.

„Wie ich es mir gedacht habe: ein Tourist, der sich das Gewölbe ansehen wollte. Ich habe ihn auf die nächste Führung verwiesen. Die beginnt ohnehin in einer Viertelstunde.“

Martin machte eine kurze Pause, um in seiner Hosentasche nach den Schlüsseln zu kramen.

„Und, haben Sie noch etwas entdeckt?“

Weigert zögerte.

„Nein, nichts von Bedeutung.“

„Aber die kleine Öffnung, oben an der Wand, genau im Norden, wird Ihnen doch aufgefallen sein?“

Jetzt erinnerte sich Weigert. Man hatte ein rechteckiges Loch in die dicke Mauer des Turms geschlagen. Als er sich umblickte, hatte er gesehen, daß man den Himmel dahinter erkennen konnte. Doch er hatte dem keine weitere Beachtung geschenkt.

„Ein kleiner Kniff des Architekten.“

Martin schmunzelte.

„Alle paar Jahre, wenn die Wintersonnenwende mit dem Vollmond zusammentrifft, fällt ein Strahl des Mondlichts genau in die Mitte des Gewölbes. Vorausgesetzt natürlich, es gibt keine Wolken.“

Nachdem Martin abgeschlossen hatte, machten sich die beiden auf den Rückweg. Als sie wieder an der Brücke, die über den Wehrgraben führte, vorbeikamen, deutete der alte Franzose nach links.

„In diesem Gebäude ist die traurige Seite der Wewelsburg untergebracht. Man brauchte damals Arbeiter für die Restaurierung. Dafür nahm man sich Gefangene eines Konzentrationslagers. Eine Außenstelle dieses Lagers befand sich dort drüben.“

Martin zeigte mit der Hand in die Richtung.

„Jetzt kann man davon nichts mehr erkennen. In dem Haus da ist ein Museum eingerichtet, wo diese Seite der Wewelsburg näher beleuchtet wird.“

Diese Schweine, dachte Weigert. Nicht einmal das Grab Himmlers hatten sie alleine bauen können.

Weigert wendete den Wagen und fuhr langsam aus dem Ort hinaus. Die Sonne machte sich gerade daran, hinter einer Hügelkette zu verschwinden. Ihr Licht tauchte diese in ein schmutziges, dunkles Orangerot. Links von ihm lag die Burg, von der er nur mehr die Umrisse ausmachen konnte, majestätisch und auch ein wenig bedrohlich. Sollte sie ein Geheimnis bergen, das mit Weigerts Story zusammenhing, so hatte sie es bewahrt. Aber Weigert glaubte kaum noch daran. Der Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart war mißglückt. Er war so in Gedanken versunken, daß er nicht merkte, daß ihm in gebührendem Abstand ein Wagen folgte.

So leicht würde Weigert es ihnen aber nicht machen. Er war nicht verrückt, noch nicht. Auf Volkers Stirn war ein Zeichen eingebrannt worden, daran gab es keinen Zweifel. Er, Hans Weigert, hatte es gesehen. Walter Müller hatte es bestätigt. Und er hatte auch bestätigt, daß es Leute gab, die das geheimhalten wollten. Warum, zum Teufel?

Er mußte es herausfinden, nicht nur der Berichterstattung wegen. Die Story begann langsam, ihn selbst hineinzuziehen.

San Francisco, 22. November

„Dieser Wiener Journalist scheint uns mehr Schwierigkeiten zu bereiten, als wir angenommen haben.“

Joe Kipling hatte Thomas Beckett aufgesucht, um ihn über den Fortgang seiner Bemühungen zu unterrichten.

„Ich habe mich mit dem UNO-Geheimdienst in Wien in Verbindung gesetzt. Wie Sie ja wissen, ist uns eine ganze Reihe der Köpfe des World Intelligence Service brüderlich verbunden.“

Kipling steckte sich die nächste Zigarette an, die dritte, seit er Becketts Büro betreten hatte. Er schwitzte, wie er es immer tat, wenn er aufgeregt war. Beckett betrachtete ihn und einen kurzen Augenblick lang spiegelte sich Mißfallen in seinen Augen.

„Die UNO-Leute haben diesen Weigert bei seinen Recherchen unter die Lupe genommen. Wie es scheint, hat er eine Spur. Wir wissen nicht, wie er es geschafft hat, aber er war auf der Wewelsburg.“ Kipling schaute auf Beckett, doch als dieser fragend die Augenbrauen hob, setzte der Rechtsanwalt zu weiteren Erklärungen an.

„Die Wewelsburg liegt in Deutschland und – jetzt wird es interessant – sie sollte während der Nazi-Zeit das weltanschauliche Zentrum der SS werden.“

Becketts Augen blickten weiterhin ruhig, doch sein Gehirn lief auf Hochtouren. Die Sache schien heiß zu werden.

„Was hat Weigert dort gemacht?“

Becketts Kopf neigte sich etwas nach vorne, nicht viel, doch genug, um seine zunehmende Erregung anzuzeigen.

„Das ist der springende Punkt.“

Kipling überschlug sich geradezu vor Eifer, seinem Gegenüber berichten zu können.

„Er hat die Burg besichtigt, wie ein stinknormaler Tourist. Aber er hat es nicht allein getan. Ein gewisser Pierre Martin hat ihn dabei begleitet. Martin ist Franzose und wohnt in dem Ort neben der Burg. Er ist Hobby-Historiker und hat als solcher einige Bücher geschrieben, darunter eines über die Wewelsburg.“

Der dicke Rechtsanwalt zog sein Taschentuch aus der Hose und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Dabei sprach er weiter. „Ich habe sofort überprüfen lassen, ob wir etwas über Martin in unseren Computern haben. Das war natürlich der Fall. Schließlich bürgt allein schon sein Hobby für ein File bei uns.“

„Die Wewelsburg... Jetzt erinnere ich mich wieder. Sie sollte damals eines der Zentren werden, natürlich. Aber was hat sie heute für eine Bedeutung?“

„Zu 99 Prozent keine. Sie ist ein ganz normales Touristenziel. Gleich daneben befindet sich ein KZ-Museum. Das ist alles. Unsere werten Freunde wären auch verdammt blöd, wenn sie sich auf solche Orte verlegen.“

„Sie sagen zu 99 Prozent. Was ist mit dem einen verbleibenden Prozent?“

„Das ist genau der Punkt, der mir Sorgen bereitet. Ich habe veranlaßt, daß Martin näher durchleuchtet wird, natürlich ohne daß er es merkt. Die UNO-Leute haben sich seine Bücher vorgenommen. Sie haben bei den Verlagen nachgefragt, die sie herausgebracht haben. Sie haben sich unter Vorwänden ein bißchen in Wewelsburg umgehört. Aber da gibt es nichts, was für uns von Bedeutung wäre. Und dann sind sie auf die Idee gekommen, im zentralen Buchungscomputer für Flüge herumzusehen, um eventuelle Reisen von Martin ausfindig zu machen. Das ist nicht ganz einfach und es läßt auch aufgrund der Aufzeichnungsrichtlinien eine lückenlose Überprüfung nicht zu. Aber sie sind trotz allem auf etwas gestoßen. Und das ist es, was mich beunruhigt. Martin war im Juni für etwa zwei Wochen in Tibet.“

Beckett zog seinen vorgereckten Kopf wieder zurück.

„Tibet. Das ist es also...“

„Ja, und was das bedeuten könnte, brauche ich Ihnen wohl nicht weiter zu erklären.“

„Haben Sie Nachforschungen in Tibet veranlaßt?“

„Selbstverständlich. Sie sind bereits angelaufen. Aber, ehrlich gesagt, ich sehe ziemlich schwarz, daß sie auch verwertbare Ergebnisse liefern. Denn was für Spuren sollte Martin dort schon hinterlassen haben? Er schnappt sich ein paar Sherpas und zieht los. Und diese Sherpas jetzt, vier Monate später, ausfindig zu machen, ist so gut wie unmöglich.“

„Joe, halten Sie es für denkbar, daß dieser Martin nur zufällig in Tibet war? Ich meine als reiner Tourist?“

„Grundsätzlich besteht diese Möglichkeit natürlich. Doch was sollte ein alter Mann mit 77 Jahren dort tun? Tibet ist schließlich nicht Hawaii. Und dann sind da noch seine Forschungen über die Wewelsburg...“

Beckett legte den Kopf in den Nacken und blickte an die Decke seines Büros, als ob er dort die Lösung finden könnte.

„Sie meinen also, dieser Journalist hat möglicherweise eine Spur gefunden, die auch für uns von Bedeutung sein könnte?“

„Ja, das glaube ich. Die Spur ist aber nicht die Wewelsburg, sondern sie führt über Martin nach Tibet. Der Franzose könnte uns sicher mehr darüber sagen.“

„Weiß Weigert etwas davon?“

„Schwer zu sagen. Geschrieben hat er jedenfalls bis jetzt noch nichts darüber. Ich jedenfalls würde mich sehr wundern, wenn Martin ihm etwas von Bedeutung erzählt hätte. Auch das Buch, das er über die Wewelsburg geschrieben hat, enthält absolut nichts von Relevanz. Selbst wenn Martin wirklich etwas weiß, hat er wohl kein Interesse daran, es veröffentlicht zu sehen.“

„Haben Sie irgendwelche Vorschläge, wie wir weiter vorgehen sollen?“

Kipling hatte mit der Frage gerechnet.

„Nun, ich denke wir haben es vorerst einmal mit zwei sichtbaren Problemen zu tun: diesem Journalisten und Martin. Der Journalist könnte zwar unangenehm werden, doch letzten Endes ist er ein kleines Würstchen. Egal, was er herausfindet, er wird niemals begreifen können, was hier wirklich gespielt wird. Um jedoch mögliche Schwierigkeiten zu vermeiden, könnte sein Chefredakteur alles wieder ins Lot bringen. Wie ein Telefonat mit Wien ergeben hat, ist auch er ein Glied der Kette, wenn auch ein unbedeutendes.“

„Und Martin?“

„Wenn wir mehr von ihm wissen wollen, werden wir ihn wohl, nun ja... befragen müssen. Je nachdem, was er antwortet, werden wir weitersehen.“

„Wäre es nicht besser, wenn wir noch abwarten? Vielleicht führt uns Martin ans Ziel?“

Kipling schüttelte energisch seinen massigen Kopf.

„Garakin ist tot, Volker ist tot. Wenn es so ist, wie ich vermute, haben wir keine Zeit mehr. Wir müssen etwas unternehmen, Thomas!“

Beckett stand auf und sah Kipling von oben herab an.

„Also gut. Ich möchte aber, daß Sie das persönlich in die Hand nehmen.“

„Alles klar. Ich werde noch heute nach Europa fliegen. Sie hören von mir.“

Wien, 25. November

Der Chefredakteur des „Blatt“ hatte gerade seinen Mantel geholt, als er hinter sich eine Stimme hörte, die seinen Namen rief. Er drehte sich auf der Suche nach dem Rufer um.

„Es tut mir leid, daß ich Sie nicht schon vorher begrüßen konnte. Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“

Die lange, hagere Gestalt kam mit großen Schritten auf ihn zu, um schließlich knapp vor ihm stehenzubleiben. Hans-Jörg Schneider hielt ihm seine Hand hin. Bergmann ergriff sie.

„Oh danke, ich kann mich nicht beschweren.“

Bergmann rang sich ein Lächeln ab. Es fiel ihm nicht leicht. Denn immer wenn er Schneider traf, fühlte er sich etwas unbehaglich. Er war ein mächtiger Mann im Land, mächtiger, als seine Funktion als Vorstandsdirektor der größten österreichischen Bank ahnen ließ.

„Wie geht es Ihrer reizenden Frau Gemahlin?“

„Besser als mir, wie es scheint. Sie liegt mir gerade mit ihren Wünschen in den Ohren. Sie wissen ja, die neueste Herbstmode.“

Schneider lachte.

„Ja, ja, das ist bei mir nicht anders. Wie sich die Dinge doch gleichen.“

Bergmann mußte seinen Kopf heben, um in das kantige Gesicht seines an die zwei Meter großen Gegenübers blicken zu können. Die beiden Männer waren die perfekte Verkörperung von Gegensätzen. Der große, schlanke Bankdirektor bezog seine Autorität aus seiner Ausstrahlung. Man hätte ihn ohne Probleme für eine Werbung seines Instituts verwenden können. Dynamisch und erfolgreich, hätte vielleicht der Slogan dazu gelautes. Er war ein Mann, dem man etwas zutraute, der es verstand, Loyalität zu erzeugen, weil er Kompetenz und Aufstieg verkörperte.

Der kleingewachsene Bergmann dagegen verschanzte sich gewöhnlich hinter seiner Funktion. Er war schließlich Chefredakteur einer der seriösesten Zeitungen des Landes. Und als solcher pflegte er auch aufzutreten. Wenn das nichts nutzte, war er hilflos. Hier, an diesem Ort, nutzte es nichts. Denn die Hierarchien von draußen hatten keine Gültigkeit in diesen Hallen. Eine andere Rangordnung zählte hier, eine, die der wirklichen Macht entsprach. Schneider stand über Bergmann, und Bergmann wurde, des Schutzschildes seiner beruflichen Funktion beraubt, verlegen.

„Ihre Zeitung hat beim Mord an Bernhard Volker eine etwas unkonventionelle Linie in der Berichterstattung verfolgt, wenn ich das so sagen darf.“

Bergmanns Verlegenheit wuchs. Er war in den letzten Tagen schon mehrere Male darauf angesprochen worden. Und mit jedem Mal hatte sich sein Ärger über Hans Weigert vergrößert. Der Chefredakteur versuchte ein Lächeln.

„Sie sind nicht der erste, der mir das sagt. Aber so ist es leider: Selbst den besten Journalisten unterlaufen manchmal Fehler.“

Bergmann haßte es, Weigert verteidigen zu müssen. Aber was im „Blatt“ gedruckt wurde, war ja auch eng mit dem Namen seines Chefredakteurs verknüpft.

„Ich verstehe. Aber ich darf doch wohl annehmen, daß das bei einer so seriösen Zeitung wie dem ‚Blatt‘ nicht gerade angenehm ist. Die Zeitung ist doch in gewisser Weise geradezu staatstragend, nicht wahr?“

Bergmann trat von einem Fuß auf den anderen, wie ein Schuljunge, den man beim Kirchenstehlen erwischt hatte.

„Ich habe Hans Weigert, der in dem Fall recherchiert hat, bereits den Kopf gewaschen. Ich denke, er hat eingesehen, daß er einen Fehler gemacht hat.“

Das Hirn des Chefredakteurs beschäftigte sich mit den Möglichkeiten, die es gab, um das unerfreuliche Gespräch zu beenden. Doch Schneider machte diesen Überlegungen einen Strich durch die Rechnung und zog ihn vertraulich zur Seite.

„Genau darüber wollte ich mich mit Ihnen unterhalten. Ich habe mit einigen Brüdern in den USA sowie in den Vereinten Nationen hier in Wien darüber gesprochen. Sie meinten, es wäre wohl besser, diese Sache auf sich beruhen zu lassen. Ein Mann wie Weigert, und ich gebe jetzt nur die Meinung meiner Freunde wieder, könnte mit seinen Phantastereien sehr viel Schaden anrichten.“

Jetzt wußte Bergmann, woher der Wind wehte. Nichts einfacher als das. Weigert war ihm ohnehin ein Dorn im Auge. Und schließlich

waren die Freunde seines Gegenübers, wenn er sie auch nicht alle persönlich kannte, auch seine Freunde. Manchmal trug man eben auf diese Weise Bitten an ihn, den Zeitungsmann, heran. Sie abzuschlagen, daran hatte er noch nie gedacht, selbst wenn er ihren Sinn nicht verstanden hatte. Und fallweise hatte auch er schon von den Verbindungen profitiert. Leistung und Gegenleistung, letztendlich zum Wohle aller, nicht nur der unmittelbar Beteiligten. Bergmann hatte oft darüber nachgedacht, doch er konnte nichts Schlechtes daran entdecken. Es ging um eine größere, edle Sache. Da mochten die Wege ruhig im Dunkel bleiben.

„Ich werde noch einmal mit Weigert sprechen und ich hoffe, es wird sich eine befriedigende Lösung finden lassen.“

Bergmann strich sich verlegen mit der Hand über den Kopf. Er hoffte, sein Gegenüber zufriedengestellt zu haben.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Es wäre doch schade, wenn ein so guter Journalist wie Herr Weigert aufgrund seiner unseriösen Berichterstattung nicht mehr tragbar für das ‚Blatt‘ wäre. Finden Sie nicht auch?“

Hieß das etwa, er sollte Weigert feuern, wenn dieser weiter in der Sache recherchierte? Bergmann war etwas verwirrt. Er wollte schließlich keinen Fehler machen, wenn es um Schneiders Wünsche ging.

„In welchem Fall würden Sie einen Mann wie Weigert für nicht mehr tragbar halten, Herr Schneider?“

„Eine schwierige Frage. Ich verstehe ja nichts vom Zeitungsgeschäft und will Ihnen da selbstverständlich nichts dreinreden. Aber ich könnte mir vorstellen, wenn man gewisse Aspekte des Volker-Attentats immer wieder aufwärmte...“

„Sie meinen die Sache mit dem Zeichen, das man Volker, laut Weigert zumindest, eingebrannt haben soll?“

„Ja, genau das meine ich.“

„Ich verstehe. Doch ich kann Ihnen versichern, es wird nicht geschehen. Weigert hat hier deutlich das Maß des für das ‚Blatt‘ noch Tragbaren überschritten. Wie ich schon sagte: Ich habe ihm klargemacht, daß wir uns derartige Revolvergeschichten nicht leisten können.“

„Es freut mich zu sehen, daß eine für das Land so bedeutende Zeitung wie das ‚Blatt‘ in so guten und verantwortungsbewußten Händen wie den Ihren liegt.“

Bergmanns Haltung straffte sich. Das Lächeln fiel ihm nun etwas leichter als zuvor.

Schneider reichte dem Chefredakteur die Hand.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor. Es war nett, mit Ihnen zu plaudern. Einen schönen Gruß an die Frau Gemahlin.“

„Danke, gleichfalls. Auf Wiedersehen.“

Gewisse Wünsche schlug man eben nicht aus, das wußte Bergmann. Und was diesen Weigert anlangte, störte es ihn auch in keinster Weise, daß er das Ziel dieser Wünsche war. Es gab schließlich Grenzen, auch im Journalismus und gerade für das „Blatt“. Bergmann zog seinen Mantel an und trat durch das Tor hinaus auf die Rauhensteingasse.

Wewelsburg, 26. November

Die Digitaluhr des Wagens zeigte 19 Uhr 33. Die Nacht hatte bereits ihr Kleid der Dunkelheit über die Landschaft ausgebreitet. Nur die Scheinwerfer fraßen sich mit ihren gleißenden Lichtkegeln durch das Schwarz und ließen die regennasse Straße erglänzen. Weigert hatte die Heizung angestellt, da es ziemlich kalt geworden war.

Es gab keine Neuigkeiten in den Ermittlungen zum Attentat auf Volker. Folglich war auch die Berichterstattung darüber eingeschlafen und von der Seite eins des „Blatt“ weiter nach hinten gerutscht und dabei vom Umgang her kräftig geschrumpft. Es gab auch nichts, worüber es wirklich zu schreiben lohnte. „Es wird ermittelt“, hieß es seitens der Polizei, was soviel bedeutete wie: „Wir haben keine Spur.“

Das einzig Relevante war, daß man den Nachfolger des ermordeten Eurofed-Präsidenten bestellt hatte. Doch darüber hatte ein Kollege Weigerts aus dem Wirtschaftsressort geschrieben. Der Chefredakteur hatte ihm den Auftrag dazu gegeben.

Weigert hatte die Ruhe in dem Fall genutzt, um sich eine Woche Urlaub zu nehmen. In dieser Zeit wollte er nicht etwa ausspannen, sondern weiterrecherchieren, auf eigene Faust. Er war gereizt, denn jetzt ging es nicht mehr nur um eine Story, sondern um seinen Ruf. Und den wollte er wiederhergestellt wissen. Das Problem dabei war, daß er niemandem etwas von seinem Vorhaben erzählt hatte. So etwas hatte er schon einmal gemacht, damals freilich ohne den dahinterstehenden Zwang, sich von vermeintlichen Fehlern entlasten zu müssen.

Vor ein paar Jahren hatte er es als einziger europäischer Journalist geschafft, in das bürgerkriegsgeschüttelte China einzudringen. Alle beim „Blatt“ hatten ihn an einem griechischen Strand geglaubt. Die Überraschung war nicht zu knapp ausgefallen, als er sich per Satellitentelefon aus Peking gemeldet hatte. Damals war er beinahe als Held zurückgekehrt. Der Chefredakteur hatte ihm vor versammelter Mannschaft Lob und Anerkennung ausgesprochen. Die anderen Zeitungen hatten aus seinen Artikeln abgeschrieben oder zitiert. Noch kurz vor seinem angeblichen Urlaubsantritt hatte ihm Bergmann erklärt, man könne niemanden nach China schicken, zu gefährlich. Wieder einmal waren sein oberster Chef und er in Streit geraten. Doch nach Weigerts Rückkehr war plötzlich wieder alles eitel Wonne gewesen.

Weigert hatte es sehr genossen. Für einige Tage war er ein gefeierter Mann gewesen. Er war im Mittelpunkt des Interesses gestanden, beinahe so, als ob er selbst an den Ereignissen beteiligt gewesen war. Er hatte für einen kurzen Moment lang den Puls der Weltgeschichte gefühlt, der in jenen Tagen und Wochen in Peking schneller geschlagen hatte als sonst. Das war es wert gewesen.

Doch wenn er es so recht betrachtete, und das tat er jetzt, war aus ihm kein wirklich erstklassiger Journalist geworden. Er war jetzt 35 und gehörte immer noch zur zweiten Garnitur. Dessen war er sich bewußt. Doch es lag an ihm selbst, daran gab es keinen Zweifel.

Einerseits war er froh, daß er diesen Job hatte. Es gefiel ihm sicher besser, als in der mittleren Management-Etage irgendeines Unternehmens sein Dasein zu fristen. Glücklicherweise hatte er es gleich nach dem Studium noch rechtzeitig geschafft, diesem Schicksal zu entgehen.

Doch andererseits empfand er seinen jetzigen Beruf – und wenn er es sich genau überlegte, auch sein Leben – als immer langweiliger. Es passierte einfach nichts. Die Aussicht, bis zu seiner Pension seine Geschichten abzuliefern, dazwischen vielleicht einmal zu heiraten und Kinder zu haben, und die restliche Zeit damit zu verbrauchen, um sein passables Gehalt zu verkonsumieren, ließ ihn bisweilen erschauern.

Oft hatte er darüber mit seinem Freund Villiger gesprochen. Und ebenso oft waren sie wieder auseinandergegangen, ohne auch nur einen Schritt weitergekommen zu sein. Bis Villiger schließlich alles hingeschmissen hatte, um sein Leben zu leben, wie er es nannte. Gestern hatte er noch einmal mit ihm telefoniert, um sich zu verabschieden. Heute würde Villiger wohl schon in Norwegen auf dem Weg zu seinem Blockhaus sein. Das Gespräch war nicht sehr lange und eher verkrampft gewesen. Sie hatten ihre alten Scherzchen Wiederaufleben lassen, um sich zum Schluß zu versichern, daß sie sich im kommenden Frühjahr bei einer ganzen Menge Bier wiedersehen wollten.

Weigert hatte sich nicht gerade wohl gefühlt, als er den Hörer aufgelegt hatte. Sein engster Freund, vielleicht der einzige, der ihn wirklich verstand, war weggezogen. Doch das allein war es nicht.

Weigert dämmerte, daß er versagt hatte. Villiger hatte seinem Traum ein Leben gegeben, ein Schritt, zu dem Weigert bisher der Mut gefehlt hatte. Wenn er doch nur wüßte, wo sein Traum blieb. Er streckte die Hände danach aus, doch sie griffen immer wieder ins Leere.

Noch rund achtzig Kilometer bis zur Wewelsburg, schätzte er. In einer Stunde würde er dort sein, um Pierre Martin noch einmal ein paar Fragen zu stellen. Es war die einzige Spur, die er hatte. Und diesmal würde er nicht locker lassen.

Der Regen wurde immer stärker und bildete jetzt große Lacken auf der Fahrbahn. Weigert reduzierte die Geschwindigkeit. Gleich war es 20 Uhr. Routinemäßig stellte er das Radio lauter. Wie jedem Journalisten war es auch ihm zur Angewohnheit geworden, regelmäßig Nachrichten zu hören oder zu sehen. Es gab zwar selten etwas von Bedeutung, doch man wollte sie trotzdem nicht versäumen. Es war wie eine Sucht, die der Beruf neben erhöhtem Nikotin- und Kaffeekonsum mit sich brachte. Weigert hatte es oft genug verflucht. Bis zu diesem Zeitpunkt.

Ein Gong tönte aus dem Radio. Dann die Stimme der Sprecherin.

„Es ist jetzt zwanzig Uhr. Wir bringen Weltnachrichten. New York. In New York wurde vor etwa einer Stunde John Greenspan, ein Mitglied des UN-Sicherheitsrats, auf offener Straße erschossen. Die Täter, vermutlich zwei Männer, konnten unerkant entkommen. Die sofort eingeleitete Großfahndung blieb bisher erfolglos. Hinweise auf das Motiv gibt es keine. Augenzeugen berichteten, die Täter hätten Greenspan eine Art Mal auf die Stirn tätowiert, bevor sie flohen. Wir werden unser Programm in der kommenden Stunde für einen ausführlichen Bericht unseres Korrespondenten aus New York unterbrechen. Brüssel. Der Außenminister der Europäischen Union...“

Weigert wurde abwechselnd heiß und kalt. Das war es! Das war seine Rehabilitierung! Wenn es das gleiche Zeichen wie bei dem Eurofed-Präsidenten war – und daran zweifelte Weigert keine Sekunde – dann mußte man ihn wieder ernst nehmen! Greenspan war vor Zeugen auf offener Straße erschossen worden. Diesmal würde niemand mehr etwas vertuschen können!

Plötzlich stoppten seine Gedanken. Was aber hatte dann diese verdammte Burg, zu der er unterwegs war, mit der Sache zu tun? Der Innenminister hatte bei Volker behauptet, es gebe ein authentisches Bekennerschreiben der Islamischen Volksfront. Was bei dem Eurofed-Präsidenten wenig Sinn machte, tat es sehr wohl bei Greenspan. Dieser wurde schon lange von den islamischen Fundamentalisten angegriffen, wenn auch bisher nur verbal. Schließlich sprang der UN-Sicherheitsrat in letzter Zeit nicht gerade freundlich um mit den Moslems. Die Vertreter im Rat wurden seit einigen Jahren nicht mehr von ihren Staaten entsandt, denen sie bis dahin verpflichtet gewesen waren, sondern von der Bevölkerung in den einzelnen Regionen der Welt gewählt. Die Araber durften nur einen Vertreter wählen, während die USA beispielsweise vier Mitglieder stellten. Diese Männer und Frauen gehörten durch die seit den neunziger Jahren erfolgte rapide Aufwertung der Vereinten Nationen und der Ausweitung ihrer Aufgaben zu den mächtigsten der Welt. Und Greenspan, ein Amerikaner, hatte sich zum Wortführer gegen das rapide Umsichgreifen des Islam gemacht.

Weigerts Triumphgefühl ließ etwas nach. Jetzt würde man ihm zwar glauben, daß er bei Volker keine Halluzinationen gehabt hatte. Aber die Wewelsburg-Spur schien im Sand zu verlaufen. An der Islamischen Volksfront könnte doch etwas dran sein. Immer vorausgesetzt natürlich, es handelte sich um dieselben Täter wie bei Volker und um dasselbe Zeichen.

Einen Moment lang dachte Weigert daran, umzukehren. Was sollte er jetzt noch bei Martin und der Burg? Sollte dieser doch seine SS-Geschichten von vorgestern für sich behalten. Aber schließlich war er eigens dafür nach Frankfurt geflogen und hatte dort den Wagen gemietet. Wenn er schon so weit war, dann wollte er wenigstens die Möglichkeit nutzen, doch noch einige Fragen zu stellen. Der Ausflug würde zwar vergeblich sein, doch umsonst war er nicht gewesen. Schließlich hatte er ja das Ticket und den Wagen aus der eigenen Tasche bezahlt.

Vorsichtig parkte Weigert den Wagen ein. Bis zum Haus von Martin waren es hundert Meter. Es regnete jetzt in Strömen und er hatte keinen Schirm dabei. Doch näher am Haus war nichts zu machen gewesen, kein Platz.

Vor zwanzig Minuten hatten sie im Radio eine Sondersendung gebracht. Doch dabei hatte es nichts Neues gegeben. Ein paar Statements von Politikern, die, wie üblich nach solchen Ereignissen, in Betroffenheit machten, sowie eine Schilderung des Tatorts und des Tathergangs, soweit bekannt. In einer belebten Straße waren angeblich zwei Männer an Greenspan und dessen Leibwächter herangetreten und hatten sofort geschossen. Auch diesmal habe man vermutlich Schalldämpfer verwendet, hieß es. Erwähnt wurden auch die Augenzeugen, die gesehen haben wollten, daß die beiden Täter in Sekundenschnelle etwas auf Greenspans Leiche, genauer dessen Stirn, tätowiert hatten. Tätowiert, so zumindest hatten sie sich ausgedrückt.

Weigert würde seinen Urlaub unterbrechen und sich morgen in der Redaktion sämtliche Meldungen der Nachrichtenagenturen über das Attentat ansehen. Dann würde er die New York-Korrespondentin des „Blatt“ anrufen. Sie war sicher schon an der Geschichte dran. Davon versprach er sich mehr. Schließlich würde er Bergmann, diesem Ignoranten, ordentlich die Meinung sagen. Und dann war da noch die Vertuschungspolitik der österreichischen Behörden, die es aufzudecken und anzugreifen galt. Eine Menge Arbeit wartete auf ihn.

Aber zunächst einmal ging es um Martin und die Wewelsburg, obgleich Weigerts Interesse daran in der letzten Stunde deutlich gesunken war.

Weigert schlug die Wagentür zu und lief durch den Regen zum Eingang von Martins Haus. Unter dem kleinen Vordach fand er Schutz vor der Nässe. Er preßte den Finger auf den Klingelknopf. Die Sekunden verstrichen, doch niemand öffnete. Weigert läutete zum

zweiten Mal. Da er sich nicht angemeldet hatte, rechnete er damit, daß Martin nicht zu Hause war. Für diesen Fall wollte er sich ein Zimmer in der kleinen Pension nehmen, die er bei seinem letzten Besuch gleich neben der Burg entdeckt hatte. Morgen würde er dann sicher mehr Glück haben.

Weigerts Augen schweiften über die Hausfront. Er sah, daß in einem Zimmer Licht brannte. Soweit er sich erinnern konnte, mußte es die Küche sein. Also doch. Er läutete ein drittes Mal. Wieder nichts. Vielleicht saßen Martin und seine Frau vor dem Fernseher. Da die beiden doch schon ein ziemliches Alter erreicht hatten, hörten sie ihn vielleicht nicht.

Weigert beschloß, ums Haus zu gehen und es an der Hintertür zu versuchen, durch die Martin und er bei seinem ersten Besuch ihren Spaziergang zur Burg angetreten hatten.

Rasch durchmaß er den dunklen Garten. Das dürrtige Licht der Straßenlaternen reichte nicht bis hierher. Der Wind peitschte die Regentropfen gegen sein Gesicht, die nasse Spuren darauf hinterließen. Weigert dachte an den herrlichen starken Kaffee, den er vor wenigen Tagen hier genossen hatte. Der Gedanke ließ ihn das Wetter und die Kälte erträglicher empfinden.

Jetzt hatte er die Hintertür erreicht. Er hob die Hand, um zu klopfen. Noch bevor seine Knöchel das erste Mal gegen das Holz schlugen, wurde die Tür plötzlich aufgerissen.

„Was...!?“

Weiter kam er nicht. Alles ging verdammt schnell. Eine Gestalt wollte aus der Tür stürmen, doch sie prallte mit voller Wucht gegen Weigert. Der wurde zurückgeschleudert, strauchelte und fiel hin. Eine zweite Gestalt kam aus der Tür. Der andere war ins Wanken geraten, doch er stand. Das Gesicht! Weigert kannte es. Es war der Mann, mit dem Martin gesprochen hatte, während Weigert sich die Walhalla angesehen hatte.

Instinktiv rollte sich Weigert zur Seite, um einem Angriff zu entgehen. Doch als er sich aus der Drehbewegung hochrappeln wollte, traf ihn mit voller Wucht ein Fußtritt in den Rücken und streckte ihn erneut nieder. Weigert hatte einst über beträchtliche Nehmerqualitäten verfügt. Villiger und er hatten sich eine Zeit lang jede Woche dreimal der harten Disziplin eine Karate-Dojos unterworfen. Doch das war schon einige Jahre her. Weigert schrie auf.

Als er benommen vom Boden aufblickte, sah er zehn Meter vor sich zwei Gestalten behende über den Gartenzaun flanken und im Dunkel verschwinden. Los, auf! Doch der Befehl, den Weigerts Gehirn gab, wurde von seinem Körper mit starken Schmerzen in der Nierengegend beantwortet. Langsam, unendlich langsam, kam Weigert hoch. Er rang nach Luft. Alles, was er noch hörte, waren die leiser werdenden Schritte, die sich rasch entfernten und mit dem Geräusch des Regens verschmolzen. Er taumelte an den Gartenzaun, aber als er den Versuch machte, hinüberzukommen, spürte er einen stechenden Schmerz in der Seite. Er beschloß, es zu unterlassen.

Jetzt erst kam der Schock des plötzlichen Überfalls. Die Angst kroch langsam aus dem Bauch hoch in Weigerts Bewußtsein. Seine Beine begannen zu zittern. Er wollte sich hinsetzen, doch sein Blick fiel auf die offene Hintertür. Martin! War der Franzose da drinnen? Oder hatten die Einbrecher bewußt seine Abwesenheit für ihren Coup gewählt?

Er schleppte sich durch die Tür, schloß sie hinter sich und legte den Riegel vor. Kurzes Verschnaufen, Tasten nach dem Lichtschalter. Da war er. Als es hell wurde, war das erste, was Weigert sah, ein unbeschreibliches Chaos. Am Gang hatte jemand eine Kommode umgestürzt. Die Laden waren herausgerissen, der Inhalt lag wild verstreut auf dem

Boden. Ein Regal daneben stand zwar noch an seinem Platz, doch die beiden Vasen, die darauf abgestellt gewesen waren, lagen jetzt zerbrochen davor. Wo war Martin?

Ein stechender Schmerz in seinen Nieren ließ Weigert zusammenzucken. Er preßte die Hand auf seine Seite und unterdrückte ein Stöhnen. Da! Ins Wohnzimmer!

Als sich Weigert durch die Tür schleppen wollte, schrak er zurück. Die Frau von Martin hing an einem dünnen Seil, das man über einen der hölzernen Deckenbalken geschlungen hatte. Zwischen ihren Füßen und dem Boden war etwa ein halber Meter Platz. Ihr Gesicht war blau angelaufen, die Augäpfel waren aus den Höhlen getreten.

Weigert starrte wie gelähmt auf die Leiche. Diese Schweine! Aber was war das? Aus den Taschen ihres Hauskleids ragte rechts und links etwas heraus. Es sah aus wie Ziegelsteine. Die Füße hatte man eigenartig zusammengebunden, sodaß sie einen rechten Winkel bildeten. An den Händen dagegen hatte man auf Fesseln verzichtet.

Martin selbst lag regungslos mitten im Zimmer. Sein Hemd hing in Fetzen vom Körper, sodaß die Brust entblößt war. Sie hatten ihn grausam zugerichtet. Sein Gesicht war nur mehr eine undefinierbare Masse aus Fleisch und Blut. Lange Schnitte, aus denen immer noch Blut quoll, zogen sich über seine Brust.

Scheiße, nein! Weigert war hart an der Grenze, in Panik zu verfallen. Mit äußerster Willensanstrengung zwang er sich zur Ruhe. Er schleppte sich zu der Erhängten. Seine Hand tastete in der Hosentasche nach dem Taschenmesser, das er immer bei sich trug. Er zog es heraus. Mit zitternden Fingern öffnete er die Klinge und schnitt das Seil durch. Er fing den Körper auf und ließ ihn zu Boden rutschen. Finger an den Hals. Kein Puls mehr. Sie war tot.

Dann der Franzose. Als Weigert sich zu ihm hinunterbeugte, sah er, daß Martin die Augen aufschlug, oder vielmehr das, was noch von ihnen zu erkennen war.

„Was... Was ist passiert?“

Weigert stammelte, hatte sich nicht mehr richtig im Griff. Er versuchte, den Kopf des Mannes vorsichtig auf ein Kissen zu legen.

Das Sprechen bereitete Martin sichtlich Mühe. Immer wieder spuckte er Blut.

„Sie... sie haben nichts gefunden...“

Weigert mußte sein Ohr ganz dicht an den Mund von Martin heranbringen, um ihn zu verstehen.

„Was haben sie nicht gefunden?“

„Nehmen Sie es...“

Weigerts Herz raste, sein Hirn war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

„Was denn? Was soll ich nehmen?“

?

„Da... da drüben...“

Martin machte eine schwache Handbewegung in Richtung der Zimmerecke. Alles, was Weigert dort erkennen konnte, war eine beachtliche Ansammlung von Grünpflanzen, die in großen Töpfen steckten.

„In dem... Baum da... Nehmen Sie es.... Bittel!“

„Ganz ruhig. Zuerst einmal hole ich einen Krankenwagen. Haben Sie Verbandszeug im Haus!?“

Weigerts Stimme kippte fast über vor Panik.

„Nein... nein!“ Die Augen von Martin blickten flehend. Wieder mußte er husten. Blut quoll aus seinem Mund.

„Nehmen Sie ... etwas zu schreiben... bitte!“

Weigerts Hände fuhren in die Taschen seines Mantels. Er riß seinen Notizblock heraus und zückte seinen Kugelschreiber. Das Zittern seiner Hände war stärker geworden. Hoffentlich würde er schreiben können. Martin wollte ihm etwas Wichtiges mitteilen, das hatte er jetzt begriffen.

„Karl Steiner... er ist... in... Tibet... Fragen Sie ... nach Steiner...“

Martin machte eine Pause. Dann sprach er weiter, mit immer matterer Stimme.

„Im Kloster... von Tashi Lhunpo...“

Mühsam buchstabierte der Franzose den Namen. Immer länger wurden die Pausen, die er machen mußte. Weigert hatte noch nie so unmittelbar dem Todeskampf eines Menschen beigewohnt. Doch er ahnte, daß es mit Martin zu Ende ging.

„Gehen Sie... gehen Sie zu Steiner...“ Der Franzose blickte ihn an und versuchte so etwas wie ein Lächeln zustande zu bringen.

„Viel... Glück...“

Noch einmal wollte Martin ansetzen, doch er schaffte es nicht mehr. Seine Augen erstarrten.

Weigert ließ den Notizblock sinken. Wie in Trance blickte er sich im Zimmer um. Seine Augen waren auf der Suche nach dem Telefon. Da fiel sein Blick wieder auf die Grünpflanzen in der Ecke. Weigert sprang auf. Mit fahrigem Bewegungen untersuchte er den kleinen Baum, auf den Martin gedeutet hatte. Nichts. Ein stinknormaler Baum in einem stinknormalen Topf, dachte Weigert. Er wußte, daß er es sich sparen konnte, einen Arzt zu rufen. Martin und seine Frau waren tot. Da, das Telefon!

Während Weigert den Topf mit der Pflanze auf ihren Ständer zurückstellen wollte, wandte er sich schon in Richtung des Apparats. Er war so aufgeregt, daß er den Baum nicht richtig hinstellte. Dieser fiel vom Ständer auf den harten Parkettboden. Der Topf zerbrach, die Erde rieselte auseinander. Weigerts Kopf fuhr herum, aufgeschreckt von dem splittenden Geräusch des Topfes.

Da sah er, worauf ihn Martin hatte aufmerksam machen wollen: Zwischen dem Wurzelballen des Baumes schimmerte etwas Silbriges hervor. Weigert zerteilte die Erde, und

das Etwas entpuppte sich als zwei CDs – Speichermedien für Computer, die schon seit Jahren die guten alten Festplatten ersetzt hatten.

Das also war es! Doch was war darauf? Es mußte ziemlich wichtig sein, wenn es sich lohnte, dafür zwei Menschen umzubringen. Er wußte, daß er jetzt Polizei und Rettung herbeirufen mußte. Wenn die Beamten die CDs fänden, würde er möglicherweise nie erfahren, was sich auf ihnen befand. Hatte es etwas mit der Wewelsburg zu tun? Oder war es gar für seine Story von Bedeutung?

Er beschloß, die beiden silbrigen Scheiben zu behalten und der Polizei nichts davon zu erzählen. Martin und seiner Frau konnte er ohnehin nicht mehr helfen. Sollte etwas auf den Datenträgern sein, was für ihn ohne Bedeutung war, jedoch helfen könnte, die Morde zu klären, könnte er es immer noch anonym an die ermittelnden Beamten schicken. Wenn es aber doch von Bedeutung war, dann war er seinen Kollegen gehörig voraus. Soweit konnte er trotz des schrecklichen Anblicks, der ihn zutiefst aufgewühlt hatte, noch denken. Manchmal ging Journalismus eben buchstäblich über Leichen. Trotzdem, niemand würde wieder lebendig werden, wenn er die Datenträger der Polizei übergab.

Weigert spürte jetzt wieder seine Schmerzen. Er griff nach dem Telefon und wählte den Polizei-Notruf. Sein ganzer Körper zitterte.

Wien, 27. November

„Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind!“

Bergmann hatte schon die ganze Zeit herumgebrüllt, jetzt überschlug sich seine Stimme.

„Sie recherchieren ohne einen Auftrag an einer Geschichte, bei der Sie ohnehin schon genug Mist gebaut haben!“

Der Chefredakteur sprang auf und sein kleiner Körper wieselte hinter dem Schreibtisch hervor. Er baute sich vor Weigert auf, um die Wirkung seiner lautstarken Attacke noch zu unterstreichen.

„Ich habe Ihnen schon einmal klargemacht, daß nach Ihren letzten Pannen besondere Umsicht geboten ist! Und was tun Sie!? Sie fahren einfach in Ihrem Urlaub noch einmal auf diese komische Burg... natürlich! Und werden dort noch dazu in einen Doppelmord verwickelt!“

Weigerts Gesicht war nur wenige Zentimeter von dem seines Chefs entfernt. Diesmal, so hatte sich Weigert geschworen, würde er es nicht mehr so billig geben wie beim letzten Mal. Er nutzte die Pause, die Bergmann machte, um nach Atem zu ringen.

„Sie wissen selbst genausogut wie ich, daß gestern, während ich mich auf dem Weg zu dieser komischen Burg befand, wie Sie es auszudrücken pflegen, John Greenspan ermordet worden ist! Und Sie wissen auch, daß man ihm dasselbe Zeichen auf die Stirn gebrannt hat, wie Volker. Und...“

Weigert kam nicht weiter. Bergmann hatte einige Male tief Luft geholt und begann wieder zu schreien. Dabei stützte er die Hände in die Hüften. Sein ganzer Körper vibrierte.

„Zum Teufel damit, Weigert! Was Volker anlangt, sind Sie der einzige, der das behauptet. Selbst wenn es stimmt, was ich keinesfalls glaube, müssen wir nun einmal zur Kenntnis nehmen, daß es ein paar Verrückte gibt, die so etwas nachmachen! Was soll Greenspan mit Volker zu tun haben? Die beiden haben sich weder gekannt, noch gehörten sie den-

selben politischen Lagern an. Auch ihre Funktionen waren völlig voneinander verschieden. Sie sehen Gespenster!“

Weigert, der am liebsten dazwischengebrüllt hätte, stutzte. Ihm war klar, daß er seinem Chefredakteur keine plausible Erklärung für eine Verbindung zwischen den beiden Morden anbieten konnte, außer eben diesem Zeichen. Und dafür hatte er zumindest bei Volker immer noch keinen Beweis. Er konnte nur hoffen, daß die österreichischen Behörden jetzt, angesichts des Greenspan-Attentats, doch noch etwas zugeben würden. Aber es mußte eine Verbindung geben. Weigert war fest davon überzeugt.

„Sie sind nicht zum Spaß hier angestellt! Auch wenn es Ihnen nicht paßt: Sie haben sich nach dem zu richten, was für das ‚Blatt‘ gut ist.“

Bergmann marschierte jetzt auf und ab. Seine Lautstärke hatte er etwas zurückgeschraubt.

„Weigert, Sie sind in einen Mordfall verwickelt. Zwei Menschen sind auf bestialische Weise umgebracht worden. Und Sie, ein Redakteur dieser Zeitung, hängen mittendrin! Sie haben mit Ihren Berichten über den Volker-Mord unseren Ruf schon genug in den Dreck gezogen! Jetzt reicht es!“

Weigert ahnte, daß Bergmann seine Entscheidung längst getroffen hatte. Das „Gespräch“, zu dem er Weigert zitiert hatte, diente ihm wohl nur mehr zum Dampfablassen. Sollte er jetzt seinen letzten Trumpf ausspielen? Sollte er dem Chefredakteur von seinem Fund bei Martin berichten?

Den Polizeibeamten, die Weigert verhört hatten, hatte er nichts davon erzählt. Heute morgen – er hatte so gut wie nichts geschlafen – hatte er die beiden CDs in seinen Computer gesteckt. Das Ergebnis war nicht gerade ermutigend. Er hatte zwar feststellen können, daß sich auf jedem der beiden Datenträger eine Datei befand, doch er hatte sie nicht lesen können. Keines seiner Programme war in der Lage, diese Files zu verarbeiten. Das Zeug war allen Versuchen widerstanden. Und so hatte er weder eine Ahnung, worum es sich bei dem Inhalt der CDs handelte, noch, ob er es schaffen würde, ihn überhaupt lesbar zu machen.

Natürlich könnten er und Bergmann irgendeinen Spezialisten beiziehen, doch wer wußte schon, ob die beiden Scheiben wirklich etwas von Bedeutung enthielten? Weigert konnte das Risiko nicht eingehen, dazu hatte er es sich mit Bergmann zu sehr verscherzt.

Siedend heiß fuhr es Weigert durch den Kopf, daß es dafür noch einen anderen Grund gab: Wenn er seinem Chef von der Existenz der beiden CDs berichtete, dann gab er damit zu, Beweismaterial in einem Mordfall unterschlagen zu haben. Bergmann würde ihn fallen lassen wie eine heiße Kartoffel.

Der Chefredakteur musterte seinen Untergebenen mißtrauisch. Woran dachte Weigert wohl? Bergmanns Erregung war echt, schließlich ging es um seine, ja – seine –, Zeitung. Doch er wußte auch, daß es um viel mehr als das ging. Schneider hatte ihn vor wenigen Stunden angerufen. Er hatte ihm als erster über den Mord an Martin und dessen Frau berichtet. Sein Redakteur, hatte er zu Bergmann gesagt, sei darin verwickelt. Sein Redakteur: Das implizierte, daß auch Bergmann darin verwickelt war. Und es bedeutete, daß der Bankier, der dem Chefredakteur des „Blatt“ soviel Respekt einflößte, unzufrieden mit ihm war.

Bergmann war kein Mann des Konflikts, zumindest nicht dann, wenn dieser Konflikt mit Gleich- oder gar Höherrangigen auszutragen war. Er wollte anerkannt werden und so setzte er stattdessen auf freundliche Hilfsbereitschaft.

Es mußte wichtig sein, wenn ihn Schneider um etwas bat. Und es mußte etwas auf dem Spiel stehen, was in ihrem gemeinsamen Interesse lag. Doch daß man ihn, Dr. Karl Bergmann, den Chefredakteur des „Blatt“, nicht in den genauen Anlaß für das Interesse an Weigert einweihte, machte ihn zornig. Schneider jedenfalls hatte ihm seine Fragen nicht beantwortet.

Und so hatte Bergmann zum Telefon gegriffen, um bei der zuständigen Polizeibehörde in Deutschland anzurufen. Die hatte ohnehin gerade einen ersten Bericht für die Medien zusammengestellt. Der Beamte hatte ihm den Inhalt des Berichts vorgelesen. Als er zu der Stelle kam, die beschrieb, in welchem Zustand die Leichen aufgefunden wurden, war Bergmann einen Schritt weiter. Zwei Ziegelsteine in den Taschen, die Füße im rechten Winkel. Bergmann verstand es, gewisse Zeichen zu deuten. Deshalb wußte er auch, daß sein Redakteur nichts mit den Morden zu tun hatte.

Dieses Arschloch, dachte Weigert. Wenn er gute Stories in seiner Zeitung haben will, dann kann er doch seine Redakteure nicht so einfach hängen lassen, wenn sie in Schwierigkeiten sind! Aber eigentlich war nichts anderes zu erwarten gewesen. Weigert hatte ein derartiges Verhalten Bergmanns schon zweimal bei anderen Kollegen

103erlebt. Er war einfach zu schwach, um Konflikte, die an seine Substanz gehen könnten, auch wirklich auszutragen.

Weigert war wütend, doch, schlimmer noch, er hatte Angst. Nicht nur der Konsequenzen wegen, die Bergmann ziehen könnte. Sondern vor allem wegen der beiden Toten, die er gestern in Wewelsburg gesehen hatte. Freilich, die Polizei würde ihn nochmals verhören. Doch er hatte nichts getan. Aber vielleicht würde man ihm etwas tun. Seit dem Anblick des blutüberströmten Körpers von Pierre Martin und dessen leblos von der Decke baumelnder Frau war er sich dieser Möglichkeit bewußt. Seine Vernunft sagte ihm, daß dies zwar äußerst unwahrscheinlich war. Aber seine Angst blieb.

Weigert schreckte aus seinen Gedanken auf.

„Wir müssen retten, was noch zu retten ist!“

Bergmann dramatisierte gerade wieder.

„Ich muß die Zeitung davor bewahren, noch tiefer in die ganze Sache hineinzurutschen. Es gibt keine andere Möglichkeit, als Sie vom Dienst zu suspendieren.“

Weigert starrte Bergmann an. Suspendieren: Jeder einzelne Buchstabe des Wortes fraß sich durch seine Gedanken. Es ging also um seinen Job.

Bergmann erwiderte Weigerts Blick. Jetzt war es heraußen. In wenigen Minuten würde er Schneider anrufen, um ihm mitzuteilen, daß er seinen Wunsch erfüllt hatte.

Weigert fühlte sich leer und ausgebrannt. Wieder hatte er sich nicht richtig verteidigt, nicht gekämpft, wie er es sich vorgenommen hatte. Er hatte auch verdammt schlechte Karten. Sein Chefredakteur hielt eindeutig das bessere Blatt. Weigert drehte sich wortlos um und schlug die Tür zum Büro laut krachend hinter sich zu. Bergmann griff zum Telefon.

Auf dem Gang begegnete Weigert seinem Ressortchef.

„Und, Herr Weigert, was war los beim Chef?“

Werner Hillgruber machte ein besorgtes Gesicht. Er versuchte sich um alles zu kümmern, was die Leute in seinem Ressort anging. Außerdem mochte er Weigert.

„Er hat mich vom Dienst suspendiert.“

„Was!?! Das darf doch nicht wahr sein!“

Hillgruber wurde selten laut. Wenn es doch einmal der Fall war, dann hieß das schon etwas. Er blickte auf die Uhr, dann zu Weigert. „Kommen Sie, gehen wir etwas essen.“

Weigert stocherte lustlos mit der Gabel in seinen Pommes Frites herum, die neben dem Wiener Schnitzel auf dem Teller lagen. Das Bierglas, das vor ihm stand, hatte er noch nicht einmal angerührt. Er hatte Hillgruber die Einzelheiten von gestern erzählt. Dabei kam es ihm vor, als ob alles nur ein böser Traum sei. Irgendwann würde er erwachen und es würde vorbei sein.

„Kopf hoch! Wir werden die Sache schon wieder hinbiegen.“

Hillgruber verstrahlte einen Optimismus, den Weigert nicht teilen konnte.

„Wir müssen systematisch vorgehen.“

Der Ressortchef nahm einen Schluck von seinem Apfelsaft.

„Also: Wir haben einen Mord an Bernhard Volker, dem Eurofed-Chef. Wir haben einen zweiten Mord an John Greenspan, Mitglied des UNO-Sicherheitsrats. Hören Sie mir überhaupt zu?“

Weigert blickte von seinem Teller auf.

„Ja, ja.“

„Hören Sie, Herr Weigert. Ich glaube Ihnen, was Sie bei Volker gesehen haben. Sie sind nicht der Typ, der dazu neigt, solche Dinge zu erfinden oder unbestätigte Gerüchte als eigene Beobachtungen auszugeben. Dazu arbeiten Sie schon zu lange in meinem Ressort. Damit haben wir eine Gemeinsamkeit der beiden Attentate: das Zeichen, das man beiden, wie auch immer, auf die Stirn gemacht hat. Unterbrechen Sie mich, wenn ich etwas auslasse.“

„Gut.“

„Bei Volker können wir es nicht beweisen, da die Behörden dieses Detail verschweigen, wie es scheint. Das kann durchaus ganz normale Gründe haben, etwa, daß sie eine Spur verfolgen und hier nicht zuviel Wind machen wollen. Sie, Herr Weigert, haben schließlich dieses Zeichen, das bislang von keiner Extremistengruppe oder Terrororganisation verwendet wurde, in einem Buch entdeckt und haben dessen Autor aufgesucht. Der aber hat Ihnen nicht viel mehr sagen können, als daß eben dieses Zeichen in den Boden eines Saales auf einer Burg eingelassen ist, die vor Jahrzehnten ein weltanschauliches Zentrum der SS hätte werden sollen. Ist das richtig?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen sonst wirklich nichts gesagt, was uns vielleicht weiterhelfen könnte?“

Weigert dachte kurz nach.

„Nein, nichts. Nur Geschichte.“

„Also gut. Das Problem ist, daß wir für den Volker-Mord ein Bekennerschreiben der Islamischen Volksfront haben, das angeblich authentisch sein soll. Dies aber paßt nicht mit Ihrer Burg zusammen.“

„Warum aber hat man dann Martin und seine Frau getötet?“

„Eine gute Frage. Eben das ist es, was mich vermuten läßt, daß an dieser Spur vielleicht doch etwas dran ist. Schließlich...“

„Halt! Da ist noch etwas. Ich habe Ihnen doch von dem Mann erzählt, der mich niedergeschlagen hat. Ich habe diesen Mann schon einmal gesehen. Und zwar bei meinem ersten Besuch bei Martin. Der Franzose sprach kurz mit ihm, während ich nicht dabei war. Als ich dazukam, verabschiedeten sich die beiden. Martin sagte mir, er sei nur ein Tourist gewesen, der die Burg besichtigen wollte.“

„Haben Sie das auch bei der Polizei angegeben?“

„Ja, natürlich.“

„Konnten Sie den Mann auch beschreiben?“

„So schlecht und recht. Beim ersten Mal habe ich nicht besonders auf ihn geachtet. Beim zweiten Mal war es dunkel und er schlug sofort zu. Danach hatte ich andere Sorgen.“

„An diesem Martin scheint tatsächlich etwas dran zu sein. Sie jedenfalls haben ihn nur noch tot aufgefunden?“

Jetzt war der Punkt gekommen, wo er sich entscheiden mußte. Noch hatte er niemandem darüber erzählt, was ihm der Franzose noch hatte sagen können, auch der Polizei nicht. Auch den Fund der beiden Datenträger hatte er verschwiegen. Sollte er nun Hillgruber einweihen? Aber Hillgruber war auch nur ein Angestellter des „Blatt“. Auch wenn er Bergmann nicht mochte, so war er in seiner Position doch gezwungen, ihm die Wahrheit zu sagen, wenn dieser ihn fragen würde. Wenn er jetzt Hillgruber mit hineinzog, ihm mehr erzählte, als er es sogar der Polizei getan hatte, dann... Nein, er mußte allein weiterkommen.

„Ja, Martin und seine Frau waren bereits tot. Eigenartig war nur seine Frau.“

„Wieso?“

„Man hat sie erhängt.“

„Das haben Sie mir schon erzählt.“

„Naja, aber das erscheint mir ziemlich aufwendig. Sie hätten sie ja einfach erschießen können. Und dann waren da auch noch ein paar komische Dinge.“

„Was denn?“

Hillgruber schob den leeren Teller zur Seite. Der Kellner räumte ab und brachte die Nachspeise.

„Aus den Taschen ihres Kleides ragten zwei Ziegelsteine. Ich glaube kaum, daß die alte Frau die einfach so mit sich herumtrug. Und ihre Füße hatte man ganz eigenartig zusammengebunden, sodaß sie einen rechten Winkel bildeten.“

Hillgruber schaute etwas ratlos.

„Aber Sie haben nichts entdeckt, was mit den Zeichen bei Volker oder Greenspan vergleichbar gewesen wäre?“

„Nein, nichts.“

„Wie auch immer. Wir müssen jetzt einmal abwarten, wie es im Greenspan-Fall weitergeht. Wenn auch da ein Bekenner schreiben der Islamischen Volksfront auftaucht, dann dürfte wohl etwas dran sein. Fragt sich dann nur, wo die Verbindung zu diesem Franzosen liegt. Vielleicht hatte der etwas mit Arabern zu schaffen. Naja...“

Weigert bearbeitete seinen Vanillepudding. Die rote Himbeersauce, die sich darüber ausbreitete, erinnerte ihn an den geschundenen Körper von Pierre Martin. Angewidert schob er die Schüssel von sich.

„Lassen Sie sich vorläufig noch keine grauen Haare wachsen, Herr Weigert. Sie sind nicht der erste, den diese Zeitung vom Dienst suspendiert. Wenn sich Bergmann abgeregt hat, dann werde ich schon eine Möglichkeit finden, die Sache wieder ins Lot zu bringen.“

Hillgruber hatte fast etwas Gluckenhaftes, wenn es darum ging, „seine“ Leute in Schutz zu nehmen. Er verlor nie viele Worte darüber. Doch beinahe jeder im Ressort hatte es schon erlebt, daß plötzlich Probleme beseitigt waren.

Einmal hatte Hillgruber Weigert gefragt, ob er mit seinem Gehalt zufrieden sei. Was hätte er schon antworten sollen? Er war damals erst am Beginn seiner Arbeit für das „Blatt“ gestanden und Anfangsgehälter waren nun einmal niedrig. Also nein. Hillgruber hatte das Thema nicht wieder angesprochen. Als Weigert seinen nächsten Gehaltszettel in der Hand hielt, sah er, daß sein Ressortchef den Chefredakteur überzeugt hatte, daß einer seiner Leute unterbezahlt war. Die Erhöhung war recht kräftig ausgefallen. Auf Hillgruber war Verlaß, das wußte Weigert auch aus zahlreichen anderen Begebenheiten.

Und Hillgruber konnte Bergmann nicht besonders ausstehen. Er hielt ihn schlicht und einfach für unfähig.

„Bergmann verschätzt sich wieder einmal kräftig. Aber das haben wir ja alle schon öfter erlebt. Volker und Greenspan, beides herausragende Persönlichkeiten der internationalen Politik. Beides Leute, die man nicht so einfach mir nichts, dir nichts ermordet. Dazu gehört eine schlagkräftige Organisation. Ich wette ein Monatsgehalt darauf, daß es da eine Parallele gibt.“

Morde hin, Parallele her. Weigert war vom Dienst suspendiert. Das war im Moment sein Hauptproblem.

„Und, was soll ich jetzt tun?“

Weigert schaute fast hilfeschend zu Hillgruber.

„Vorerst einmal gar nichts. Fahren Sie nach Hause und genießen Sie ein paar freie Tage, auch wenn diese unter unglücklichen Umständen zustande gekommen sind. Sollten Sie wegfahren wollen, dann hinterlassen Sie mir in jedem Fall eine Nummer, unter der ich Sie erreichen kann.“

„Geht in Ordnung. Aber... Glauben Sie, daß Bergmann mich feuern will?“

„Kann sein, daß er es versucht. Aber da werden noch einige andere ein Wörtchen mitzureden haben.“

Im Geiste konstruierte Hillgruber bereits eine Allianz, die er zu schmieden gedachte. Da war noch der stellvertretende Chefredakteur, mit dem sich Hillgruber blendend verstand, die Kulturchefin und nicht zuletzt Bergmanns Sekretärin. Das Interesse an ihr war wohl das einzige, das ihn und Bergmann verband. Es galt, Bergmann eine Niederlage zu bereiten. Natürlich würde er sich auch um „seinen“ Redakteur kümmern, denn Loyalitäten zu erzeugen, konnte später nützlich sein. Hillgruber wollte schließlich nicht ewig Ressortchef bleiben. Bergmanns Lederdrehstuhl gefiel ihm. Doch wenn Hillgruber nicht überzeugt gewesen wäre, daß Weigert im Recht war, dann hätte er auch daran nicht gedacht.

„Warten wir einmal ab, ob in den nächsten Tagen auch zu dem Greenspan-Attentat ein Bekenner schreiben der Islamischen Volksfront auftaucht. Wenn ja, wird Bergmann zugeben müssen, daß Sie auf der richtigen Spur waren. Und was die Morde in Wewelsburg angeht, machen Sie sich darüber keine Sorgen. Sie waren es schließlich nicht, oder?“

Hillgruber lächelte. Weigert schüttelte langsam den Kopf. Seine Gedanken liefen kreuz und quer. Er dachte an die Islamische Volksfront. Ob sich diesmal nicht auch Hillgruber auf einem Holzweg befand? Immerhin, er war so nett, die Rechnung für das Essen zu übernehmen.

Als sich die beiden verabschiedet hatten, ging Weigert zu seinem Wagen. Schon von weitem erkannte er den Zettel unter dem Wischerblatt. Zu allem Überfluß auch noch ein Strafmandat. Es gab eben Tage, da blieb einem auch gar nichts erspart. Bei seinem Fahrzeug angelangt, griff er danach.

Strafmandat war es keines. Es schaute viel eher wie ein Flugblatt aus. Weigert begann zu lesen. Es war ein Gedicht, ausgedruckt auf Computerpapier, ohne Hinweis, von wem es stammte. Während er die Zeilen überflog, tauchte vor seinem geistigen Auge das Kellergewölbe in der Wewelsburg auf. Das Gefühl der Kleinheit und Unbedeutsamkeit, das er damals empfunden hatte, machte sich wieder breit. Irritiert las er weiter.

***„Erwacht das Ende dieser Schöpfung,
nahen die letzten Tage der Endgültigkeit,
Und aus der Tiefe der Verdrängung,
strömen durch verdeckte Spalten und durch Risse
die Schmerzen der Verzweiflung
mit dem bitteren Hauch der Gewißheit
nur ein Teil dessen zu sein,
was im Sog der Allmächtigkeit
seine Vergänglichkeit preisgibt.***

***So erwacht das Ende dieser Schöpfung,
es naht der Bestimmung letzte Phase.
Umgeben vom Gestank der Tränen
ersterben Mittelmaß und Unbedeutsamkeit.
Erleben Vernunft und Gefühl die blinde Trauer
die im Blut der Zeichnung wild erstickt.***

***Und mit der Sonne erwacht im Morgen,
von strahlendem Glanz umgeben,
der betörenden Schönheit aller Ewigkeit gleich,
des Sieges triumphierendes Lächeln.“***

„Ich habe den Eindruck, daß Sie die Angelegenheit da drüben nicht im Griff haben, Joe.“

Thomas Beckett war erregt und diesmal tat er auch nichts, um seinen Ärger zu verbergen. Das schwitzende Gesicht Kiplings füllte fast den ganzen Schirm des Bildtelefons aus.

„Was heißt ich? Das waren Leute vom UNO-Geheimdienst. Niemand hat damit rechnen können, daß sich die so stümperhaft benehmen und sich überraschen lassen. Doch das ist leider noch nicht alles...“

Kipling tupfte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht. Er fürchtete sich davor, doch er mußte es Beckett sagen.

„Sie wurden nicht von irgend jemandem überrascht. Wie wir später in Erfahrung bringen konnten, war es dieser Journalist aus Wien. Doch keine Angst, Thomas. Ich habe schon alles in die Wege geleitet. Wir werden Weigert aus dem Verkehr ziehen.“

Becketts rechte Hand spielte nervös mit einem Kugelschreiber -anschalten, ausschalten, immer wieder.

„Was soll das heißen? Wir können ihn nicht einfach so aus dem Verkehr ziehen, wie Sie sagen. Sie sind sich hoffentlich bewußt, daß wir damit erst recht auf das aufmerksam machen, was wir lieber nicht in der Öffentlichkeit haben wollen. Wo ein Spürhund ist, laufen andere zu. Und jeder neue stößt seine Schnauze tiefer hinein als sein Vormann. Wenn ihnen auch das Wesentlichste verborgen bleiben wird, so könnten übereifrige Journalisten doch eine Menge Schaden anrichten. Ich hoffe, Sie sind sich darüber im klaren, Joe.“

Kipling beeilte sich mit seiner Antwort.

„Natürlich. Aber keine Angst. Für Weigert sieht es ohnehin nicht gut aus. Das haben wir uns zunutze gemacht. Vor wenigen Stunden hat ihn seine Zeitung vom Dienst suspendiert. Wir haben nicht einmal viel dabei nachhelfen müssen. Sein Chef war wegen der Volker-Geschichte ohnehin nicht mehr gut auf ihn zu sprechen. Daß er es war, der Martin und seine Frau tot aufgefunden hat, wird ihm das Genick brechen. Wir werden ihm die Morde anhängen.“

Kipling freute sich über seinen Schachzug. Er hatte aus der Not eine Tugend gemacht. Und als Rechtsanwalt wußte er, daß es nicht allzu schwierig sein dürfte, die notwendigen Beweise für eine Belastung Weigerts zusammenzutragen. Seine Helfer standen schon in den Startlöchern. Beckett konnte zufrieden sein, daß er, Kipling, an Ort und Stelle war. Seine Beziehungen nach Wien machten sich einmal mehr bezahlt.

Beckett überlegte. Kiplings Idee war brauchbar, daran bestand kein Zweifel. Würde Weigert einmal seinen Job verloren haben und unter Mordverdacht vor Gericht stehen, würde er anderes zu tun haben, als weiter herumzuschnüffeln. Damit war ein Problem gelöst, wenn auch nur das geringste von allen.

„In Ordnung, Joe. Leiten Sie alles in die Wege. Und sehen Sie zu, daß Ihnen dabei nicht wieder ein Fehler unterläuft.“

„Keine Angst, mit diesem Schmierfink werden wir schon fertig. Doch was gibt es neues in der Greenspan-Sache?“

„So gut wie nichts. Sie haben ja mitbekommen, daß wir diesmal nichts vertuschen konnten. Die haben ihn auf offener Straße erschossen. Gerade deshalb ist es auch wichtig, daß dieser Journalist keine Schwierigkeiten mehr machen kann. Wir werden das Attentat

wohl wieder der Islamischen Volksfront in die Schuhe schieben müssen. Bei Greenspan ist das auch durchaus glaubhaft. Natürlich wird man jetzt, dank diesem Weigert, Parallelen suchen zwischen dem Greenspan-Attentat und dem Volker-Mord. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als die Medienorgel zu aktivieren und den islamischen Fundamentalisten ein bißchen einzuheizen.“

Beckett wußte, wie man eine solche Kampagne lancierte. Er hatte genug Erfahrung damit. Zahlreiche Menschen würden das Attentat verurteilen oder hatten dies bereits getan. Einige würden die Chance nutzen, um auf den Zug aufzuspringen: Christliche Politiker würden vor dem weiteren Ausbreiten des Islam warnen, die Law-and-order-Anhänger vor der zunehmenden Terrorgefahr. Viele würden auch nur deshalb in den Chor einstimmen, weil sie selbst fürchteten, einmal zur Zielscheibe werden zu können. Die Verteidiger der Dritten Welt würden auf die soziale Situation in den arabischen Ländern aufmerksam machen. Und jede dieser Stellungnahmen würde wiederum Gegenstellungnahmen hervorrufen. Dabei würde es auch zu einigen Peinlichkeiten kommen, die wiederum Streitigkeiten auslösten, weil einige die Gelegenheit nutzen würden, um ihrem politischen Gegner eins auszuwischen.

Die Medien würden brav abdrucken und senden, was da an heißer Luft verbreitet werden würde. Für sie zählte der Rang des Informationsverbreiters ohnehin zumeist mehr als die Information an sich. Man würde nicht einmal viel nachhelfen müssen. Und schließlich würde der Nebel so dick sein, daß niemand mehr daran denken würde, den Schlüssel zur Lösung anderswo zu suchen.

„Und, Joe, Sie sind wirklich sicher, daß Martin keine nähere Verbindung zu unseren Freunden hatte?“

Beckett fragte bereits zum zweiten Mal danach, wobei er das Wort „Freunde“ mit einer abschätzigen Betonung versah. Er wollte sichergehen, daß ihm Kipling nicht weitere Probleme verschwieg.

„Ja, ich bin sicher. Wie gesagt, die Befragung, die die UNO-Leute durchgeführt haben, hat nur ergeben, daß es Martin gelungen ist, diesen Steiner aufzuspüren. Eine beachtliche Leistung für einen Hobby-Historiker, immerhin. Aber alles, was er von ihm wissen wollte, waren Dinge über die Wewelsburg. Glauben Sie mir, Thomas: Er war keiner von ihnen. Wenn er es wäre, hätte er es uns gesagt. Bei gewissen Befragungsmethoden lügt man nicht. Steiner ist laut Martin vor einem halben Jahr gestorben, der Franzose ist jetzt ebenfalls tot. Auch wenn Weigert dazwischengeplatzt ist, er hat nur noch seine Leiche gefunden. Die UNO-Leute hatten zwar keine Möglichkeit mehr, ihn so gekonnt zu drapieren wie seine Frau, aber jedenfalls war er tot, als Weigert ihn fand. Diese Sache haben wir im Griff, wirklich.“

Auch wenn Beckett Kipling nicht mochte, er wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Und gerade jetzt brauchte er ihn.

„Aber wo sich Steiner bis zu seinem Tod aufgehalten hat, hat Martin nicht verraten?“

„Mehr als Tibet haben die UNO-Jungs nicht aus ihm herausgeholt. Dann ist er gestorben.“

„Sind Sie sicher, daß auf Ihre Helfer Verlaß ist? Ich meine damit, ist das Ergebnis nicht ein bißchen dünn?“

„Die Leute vom UNO-Geheimdienst sind Profis, Thomas, keine Amateure.“

„Wenn ich mir das Ergebnis ansehe und die Tatsache, daß sie sich haben überraschen lassen, bezweifle ich das.“

„Aber...“

Beckett unterbrach Kipling.

„Schon gut, Joe. Jetzt kann man nichts mehr machen. Sehen Sie zu, daß Sie die Angelegenheit mit dem Journalisten in Ordnung bringen. Sobald Sie das geschafft haben, melden Sie sich. Vielleicht haben wir in Europa noch einen Job für Sie.“

„Sie denken an die Schläfer?“

„Vielleicht. Aber das ist noch nicht entschieden. Passen Sie jedenfalls auf sich auf. Sie wissen ja, Sie könnten nach Greenspan der nächste sein, den es erwischt.“

„Sie auch, Thomas.“

Wien, 28. November

Die Eiswürfel im Glas knisterten und knackten, als Weigert den „Cardhu“ darüberlaufen ließ. Malz in seiner edelsten Form, unverschnitten und ein ganzes Dutzend Jahre alt. Wasser des Lebens aus dem nebelumhangenen schottischen Hochland. Das Licht der Leselampe wurde gebrochen von dem hellen Braun des Whiskys, dem milchigen Weiß der Eisstücke, die der Flüssigkeit die letzte Reife ihrer zwölfjährigen Geschichte gaben, und dem Schliff des Kristallglases.

Weigert schüttelte das Glas leicht, sodaß die Eiswürfel am Rand anstießen und nahm einen tiefen Schluck. Wohlige Wärme durchflutete seinen Körper, während seine Finger, die das Glas hielten, kühl blieben. Feuer und Eis. Zwei Mächte, deren elementare Gegensätze in dem kristallinen Becher eine perfekte Koalition eingingen, sich verbänden, um etwas Neues zu gebären.

Wie um die Harmonie perfekt zu machen, erfüllten die Klänge schottischer Dudelsäcke den Raum mit ihren Schwingungen, um ihre Botschaft aus längst vergangener Zeit in die Gegenwart hinüberzuretten.

Vor sich, auf seinem Schreibtisch, hatte Weigert alles ausgebreitet, was mit seiner Story zu tun hatte. Und daß es mittlerweile wirklich seine Story war, daran gab es keinen Zweifel mehr.

Links oben lag das Buch von Pierre Martin – aufgeschlagen – und jene Seite preisgebend, auf der das Zeichen abgebildet war, das sich unauslöschbar in Weigerts Gedanken eingegraben hatte, so wie man es auf der Stirn der Opfer getan hatte. Darauf, die schwarze Sonne auf dem Boden des Wewelsburg-Saals halb verdeckend, lagen die beiden silbrig schimmernden Scheiben. Trotz mehrfacher Versuche hatte er es nicht geschafft, ihnen den Inhalt, den sie bargen, zu entreißen. Sie hatten jedem Versuch widerstanden und es vorgezogen, ihr Geheimnis zu bewahren.

Rechts lagen drei Stapel mit Zeitungsausschnitten und ausgedruckten Agenturmeldungen. Ein Stapel für Bernhard Volker, den ermordeten Präsidenten der Europäischen Zentralbank, ein zweiter für John Greenspan, Mitglied des UN-Sicherheitsrates, den dasselbe Schicksal wie Volker ereilt hatte. Der dritte enthielt Material über die Islamische Volksfront. Weigert kannte den Inhalt der drei Stapel nahezu auswendig.

Vor ihm, fein säuberlich nebeneinander, lagen zwei Zettel. Auf dem einen das Gedicht, das er an seinem Wagen vorgefunden hatte, auf dem anderen die kurzen Notizen darüber, was ihm Martin mitgeteilt hatte, bevor er gestorben war.

Das also war alles, was er hatte. Weigert lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. Ihr Rauch stieg auf und mischte sich mit den Tönen der Dudelsäcke.

Zehn Tage war es jetzt her, seit er als einziger Journalist Volkers Leiche gesehen hatte. Und in eben dieser Funktion – als Journalist – hatte er darüber geschrieben. Doch etwas hatte sich in diesen zehn Tagen verändert. Weigert war vom Betrachter zum Betrachteten geworden, vom Außenstehenden zum Involvierten.

Die ersten beiden Morde an Volker und Greenspan ließen Weigert kalt. Attentate auf Politiker kamen immer wieder vor. Das war eben das Berufsrisiko dieser Kaste. Die Medien berichteten darüber, nicht mehr und nicht weniger.

Aber zwei alte Menschen zu finden, einen tot an der Decke hängend, den anderen schrecklich zugerichtet in seinen letzten Zügen liegend, das war etwas anderes. Das ging tiefer, nicht nur, weil es ihn möglicherweise seinen Job kosten konnte.

Ein Zug an der Zigarette, ein weiterer Schluck Whisky. Den Job kosten... War das wirklich so schlimm? Was hatte er bisher schon getan? Über Ereignisse geschrieben, die andere initiierten. Schwachsinnige Politikeraussagen aufgeblasen, weil sie sich in den Schlagzeilen gut machten. Agenturmeldungen umgeschrieben, die Tausende Kilometer weit entfernt von anderen Journalisten in den Computer geklopft worden waren. Und hin und wieder ein Kommentar, nur nicht zu weit weg von der Blattlinie, denn sonst hätte man ihn umgeschrieben. Nein, verkauft hatte er sich nie, das nicht, aber wirklich gekämpft für etwas hatte er auch nicht. Wofür auch? In einer Gesellschaft, deren einzig allgemein anerkannter Wert der Wohlstand für alle war, gab es nichts, wofür es zu kämpfen lohnte.

Viele seiner Bekannten beneideten ihn um seinen Beruf. Er sei doch immer dabei, wo etwas geschehe. Er spreche mit Ministern, reise mit Präsidenten, höre bisweilen die Schüsse von Revolutionen. Ja, er war dabei, doch nicht mehr. Selbst handeln, das tat er nicht. Es war ein Trugbild, so etwas zu glauben. Er brachte nur das Handeln anderer zu Papier. Und davon wiederum meist nur das, von dem man wollte, daß es zu Papier gebracht wurde.

Selten hatte Weigert die Zeit und Ruhe dazu gefunden, seine Situation so zu analysieren. Immer wieder hatte ein Ereignis das andere abgelöst, eine Geschichte die nächste. Nichts war so alt, wie die Zeitung von gestern. Nur ganz ganz selten hatte er sich gefragt, welchen Sinn es machte, ein derartiges Informationsstakkato auf die Menschen niederzulassen. Was konnten, ja was wollten sie damit anfangen?

Die Zeit der großen politischen Bewegungen war vorbei. Wo einst Menschen für ihre Ideen auf die Straßen gegangen waren, verwaltete heute eine kleine Kaste von farblosen Bürokraten Bruttosozialprodukte. Der große Rest stopfte sich die Bäuche voll. Und die Medien lieferten die Theaterkulisse für Pseudoereignisse – Brot und Spiele. Sie suggerierten Bewegung, wo es keine gab. Sie arbeiteten Streitpunkte heraus, die keine waren. Sie nahmen ernst, worüber man eigentlich bestenfalls den Kopf schütteln konnte.

Für die wenigen wirklich interessierten Bürger blieb so zumindest der Eindruck aufrecht, daß es noch Politik gab, daß der endgültige Austritt aus der Geschichte noch nicht vollzogen war. So hielten sie fest an dem Glauben, daß sie mit ihrer Stimme mitgestalten konnten, obwohl sie diese längst in des Wortes doppelter Bedeutung abgegeben hatten.

Weigert machte sich keine Illusionen darüber, daß er Teil dieses Systems war. Ein Rädchen in einer gigantischen Maschine. Er verachtete sich noch nicht dafür, doch er hatte längst begonnen, Kritik an seiner Rolle zu üben.

„Etwas bewegen“, das wollte er, als er jung und voller Tatendrang beim „Blatt“ angefangen hatte. Wenige Monate später war ihm klar geworden, daß eine Zeitung nichts bewegen konnte, und schon gar nicht ein einzelner Journalist. Kosmetische Korrekturen waren das Maximum. Die Allianz aus Demokratie und Wohlstand schluckte gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte wie ein schwarzes Loch. Alles wurde so lange ausdiskutiert, bis nichts mehr davon übrig blieb.

Manchmal änderten sich – nicht zuletzt dank der Medien – die Gesichter an der Spitze, doch das war, als ob man einem Ameisenhaufen ein Tier entführte. Kurzfristig gab es Aufruhr und Unruhe, doch dann trat ein anderes Tier an dessen Stelle. Der Ameisenhaufen blieb bestehen. Business as usual.

Hatte er wirklich so viel zu verlieren? Wenn er es sich so recht überlegte, wohl nein. Was aber sollte nach einer möglichen Kündigung kommen? Gab es eine Alternative zu seinem derzeitigen Job?

Er konnte es in Kauf nehmen, daß man seine Tätigkeit beim „Blatt“ beendete. Aber er mußte seine Miete bezahlen, mußte essen und auch anderen Annehmlichkeiten des Lebens war er durchaus nicht abgeneigt. Ob er für das „Blatt“ seine Zeilen in den Computer klopfte oder ob er es für eine andere Zeitung tat, ob er in ein x-beliebiges Unternehmen ging oder irgendwo Säcke schleppte, es war gleichgültig. Das System blieb bestehen, hielt ihn in Abhängigkeit fest. Es hatte höchstens andere Nuancen der Gefangenschaft parat.

Vielleicht hatte Villiger das einzig Richtige getan. Aber er hatte es nur tun können, weil er vorher mitgespielt hatte. Denn ohne Geld kein Ausstieg. Villiger... Das war die Lösung! Zum Teufel, warum hatte er nicht gleich daran gedacht? Er könnte es schaffen, den silbrigen Scheiben ihr Geheimnis zu entlocken.

Sein Freund hatte einige Hobbies, die einer gewissen Skurrilität nicht entbehrten. Eine Zeitlang hatte er sich in der Kunst des Schwertfechtens geübt und war zum Spezialisten für mittelalterliche Waffen geworden. Dann hatte er sich mit der Chaos-Theorie befaßt, einfach so. Weigert hatte davon nie etwas verstanden, trotz zahlreicher Versuche Villigers, ihn in die Geheimnisse der Unordnung einzuweihen.

Nach der Chaos-Theorie war er schließlich bei der Beschäftigung mit Code-Systemen gelandet. Er war einfach fasziniert gewesen von der Möglichkeit, aus sinnlos erscheinenden Buchstaben- und Zahlenkombinationen sinnvolle Worte bilden zu können. „Semantische Transformationen“ hatte er es immer genannt und sich diebisch gefreut, wenn er Weigert wieder einmal einen codierten „Biergutschein“ geschickt hatte. Bisweilen hatte Weigert daran herumgerätselt, doch nur einmal hatte er es geschafft, einen von Villiger verschlüsselten Text zu knacken. Diesen Triumph hatte er weidlich ausgekostet, bis ihm Villiger offenbart hatte, daß das eine der primitivsten Arten der Verschlüsselung gewesen sei, die man schon jedem minderjährigen Pfadfinder beibringe. Manchmal hatte Weigert gedacht, Villiger spinne. Doch dazu war er zu intelligent. Er war wohl nur in manchem ein bißchen schrullig, auch wenn man ihm das kaum anmerkte.

Weigert mußte Villiger dazu bringen, sich der beiden CDs anzunehmen. Erstens war er Computerspezialist und zweitens hatte er seinen Code-Fimmel. Das war die Chance. Doch Villiger saß in Norwegen. Weigert blickte auf die Uhr: eine halbe Stunde nach Mitternacht. Er beschloß, seinen Anruf zu verschieben.

Die Datenträger waren die naheliegendste Spur, die er hatte. Sie galt es zuerst zu verfolgen. Vielleicht konnte ihr Inhalt ihn aus der Klemme befreien, in der er steckte. Erst dann würde er entscheiden, was er mit seiner zweiten Spur anfangen würde: Karl Steiner und Tashi Lhunpo.

Wien, 29. November

Sie hatten ihn angekettet. Die Stahlglieder schlangen sich um seine Gelenke, schnitten tief ins Fleisch, das an einigen Stellen bereits blutete. Links und rechts von ihm brannten Fackeln und tauchten den großen kuppelförmigen Raum in flackerndes Licht. Irgendwoher kam das Geräusch von Trommeln, zuerst leise, dann immer lauter werdend – dumpf und rhythmisch – bis es zu einem Crescendo anschwell.

Eine ganz in schwarz gekleidete Gestalt baute sich vor ihm auf, das Gesicht von einem Tuch verhüllt, das nur zwei Schlitze für die Augen freiließe. Triumphierend stieß die Gestalt die Hand in die Höhe, die einen langen, einem Zepter ähnlichen Gegenstand hielt. Er schrie auf, versuchte sich loszureißen, doch je mehr er an seinen Ketten zerrte, desto tiefer schnitten sie in sein Fleisch. Andere schwarze Gestalten, die einen Halbkreis um ihn gebildet hatten, rissen ebenfalls ihre Arme in die Luft, um mit ihnen, ganz ausgestreckt, ein V zu bilden.

Der Mann vor ihm packte den Gegenstand mit beiden Händen und richtete ihn auf das Gesicht des Gefesselten. Das dicke Ende des Metallstabes war glühend heiß und kam immer näher. Die Hitze war schon spürbar. Schreien, zerrren – es half nichts. Er hatte keine Chance mehr. In wenigen Sekunden würde man ihm die schwarze Sonne aufbrennen.

Weigert erwachte schweißgebadet. Zitternd richtete er sich auf. Zuerst Orientierungslosigkeit, dann Wahrnehmen von Vertrautem. Sein Bett, der überquellende Aschenbecher daneben, seine Kleidungsstücke wild verstreut im Zimmer. Nichts, nur ein Traum. Er ließ sich zurücksinken, schloß die Augen und atmete tief durch. Doch da war noch etwas. Das Telefon!

Weigert kämpfte sich vom Bett hoch und ging, nackt wie er war, in sein Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch lagen immer noch seine Unterlagen ausgebreitet, so, wie er sie gestern verlassen hatte. Der Pegelstand in der Whiskyflasche war beträchtlich gesunken, stellte er fest, während er nach dem Hörer griff. Er fühlte sich auch danach.

Er meldete sich.

„Weigert.“

Im Mund spürte er einen schalen Geschmack, wie immer, wenn er zuviel geraucht und getrunken hatte.

„Ja, Hans... Hier ist Walter.“

Die Polizei, dein Freund und Helfer, dachte Weigert und blickte auf die Uhr, die gegenüber an der Wand hing: 10 Uhr 17, Zeit, auf Touren zu kommen. Müller schien aufgeregt. Weigert unterdrückte ein Gähnen und angelte nach der Zigarettenpackung, die auf dem Schreibtisch lag.

„Der UNO-Geheimdienst hat mich eben noch einmal befragt.“

Müller sprach schnell, fast überschlugen sich seine Worte. Weigerts Gehirn setzte langsam ein. Es begann, interessant zu werden.

„Es hat ganz nach Routine ausgesehen.“

Warum zum Teufel mußte er ihn dann aus dem Schlaf reißen? Oder war er ohnehin wegen des Traums wach geworden?

„Bist du noch dran?“

Weigert nestelte eine Zigarette aus der Packung und steckte sie in den Mund.

„Ja, ja. Erzähl weiter.“

„Es war nur ein Mann in dem Büro, in dem ich mich melden sollte. Während wir sprachen, klopfte es und er mußte kurz aus dem Zimmer.“

Weigert hatte schon Aufregenderes gehört. Das Feuerzeug, wo war das Feuerzeug?

„Neugierig wie ich bin, habe ich die Gelegenheit benutzt, um mich auf dem Schreibtisch ein bißchen umzusehen. Ich wollte ja wissen, warum mich die Typen, obwohl ich Polizist bin, nochmal vorgeladen haben.“

Das Feuerzeug war nirgends zu sehen. Es lag vermutlich im Schlafzimmer. Der Tag fing ja gut an.

„Und auf dem Schreibtisch, da lag etwas, was dich interessieren wird: ein Haftbefehl, wegen zweifachen Mordes – gegen dich.“

Weigert öffnete den Mund, die Zigarette fiel heraus. Gut, daß er sie noch nicht angesteckt hatte.

„Was!?“

„Ja, verdammt noch mal. Unterzeichnet von Francois Benoist, dem Chef der Eurocops. Anlaß: zwei vor drei Tagen begangene Morde in Deutschland.“

„Scheiße, aber ich war's nicht!“

„Eben das denke ich auch. Du würdest eine Menge fertigbringen, aber das wohl kaum. Ich habe keine Ahnung, worauf du da gestoßen bist, aber die UNO-Leute sind verdammt scharf auf dich. Die werden dich holen, heute noch.“

Weigert war plötzlich hellwach. Müllers Stimme klang ängstlich,

„Von mir hast du jedenfalls nichts gehört. Klar?“

„Ja, ja, klar.“

„So, ich muß jetzt aufhören, da will jemand in mein Zimmer. Mach's gut und... viel Glück!“

Weigert sagte „Danke“, doch Müller hatte schon aufgehängt. Seine Gedanken rasten. Freilich war er in die Sache mit Martin verwickelt. Doch die konnten ihm deshalb doch keine zwei Morde anhängen! Aber nachdem sie schon bei dem Volker-Attentat Erkenntnisse unterschlagen hatten...

Was tun? Rechtsanwalt anrufen? Doch wen? Weigert hatte noch nie einen gebraucht. Chefredakteur anrufen? Wozu? Das Arschloch würde ihm jetzt ohnehin den Garaus machen. Man konnte es ihm nicht verdenken. Wer braucht schon einen Redakteur, der unter Mordverdacht in Untersuchungshaft sitzt? Weigerts Knie zitterten. Er ließ sich auf seinem Ledersessel nieder.

Beim UNO-Geheimdienst und den Eurocops mußte etwas oberfaul sein. Jemand spielte dort ein Spiel, dessen Opfer er war. Wenn sie ihn jetzt erwischten, dann würden sie auch die beiden CDs von Martin finden. Verdammte Scheiße! Besseres Belastungsmaterial gab es kaum. Das Zeug mußte weg und er dazu. Aber was dann? Egal, es war seine einzige Chance, Licht in das Dunkel zu bringen, das auch ihn immer mehr zu verschlingen drohte. Aus einer Zelle heraus würde er das kaum schaffen. Weg!“

Er, Hans Weigert, bislang unbescholtener Bürger, sollte sich dem Zugriff der Behörden entziehen, die in einem Doppelmord ermittelten? Nackte Angst hatte ihn ergriffen, er war kaum noch in der Lage einen klaren Gedanken zu fassen. Panik machte sich breit. Immer schon war es für ihn eine Horrorvision gewesen, in einem Gefängnis zu sitzen, wo Tage einfach so verstrichen, während das Leben draußen weiterging, ohne ihn. Und während er auf seinen acht Quadratmetern mit vergittertem Ausblick langsam verrückt wurde.

Die Panik hatte ihn nun vollends übermannt. Weg, ja, erstmal weg! Keine Zelle, keine Verhöre. Und eine letzte Chance, die Angelegenheit zu klären.

Er sprang auf. Vom Arbeitszimmer ins Vorzimmer, Schrank auf, Reisetasche raus. Zurück ins Arbeitszimmer. Unterlagen in die Tasche gestopft, die beiden CDs in ein Seitenfach. Schreibtischlade auf: Paß, Führerschein, Geldbörse, Kreditkarten. Zurück ins Vorzimmer: Unterhosen, Socken, zwei Hemden. Anziehen. Badezimmer: Zahnbürste, Handtuch. Alles rasend schnell, doch wie in Trance. Jeden Moment konnten sie hier sein. Weg!

Unten vor dem Haus stand sein Wagen. Blick aus dem Fenster: Nichts Auffälliges zu erkennen. Schuhe an, Tür zu, runter, die Reisetasche in der einen Hand, mit der anderen einen Mantel festhaltend, der auf dem Boden schleifte.

Links, rechts schauen. Nichts! ... Noch nichts!

Mit hastigen Bewegungen sperrte Weigert den Wagen auf, warf die Reisetasche auf den Beifahrersitz, den Mantel darauf, ließ sich in den Sitz fallen, schlug die Tür zu und startete. Weg, nichts wie weg!

Bozen, 1. Dezember

Europa hat – zumindest – zwei Seiten: den Norden und den Süden. Beide Teile bringen in den Menschen jeweils andere Saiten ihrer Seelen zum schwingen, entlocken ihnen unterschiedliche Töne und gebären so nicht nur verschiedene Lieder, sondern bringen in deren Texten und Melodien auch verschiedene Mentalitäten, Lebensweisen und Kulturen zum Ausdruck. Beide aber – der kühle, zurückhaltende Norden wie der warme, lebendige Süden – sind Teile eines gemeinsamen Ganzen, zwei Seiten einer Münze, die den Namen „Europa“ trägt.

Dort, wo Nord und Süd ineinander übergehen, an der gedachten Mittellinie des Kontinents, die sich in der Seele der Menschen stärker noch als auf den Landkarten manifestiert, dort liegt Bozen – nicht mehr im Norden aber noch nicht wirklich im Süden.

Weigert öffnete schwungvoll die Doppeltür zum Balkon. Die Sonne stand bereits über den Bergen, deren Spitzen vom strahlenden Weiß des Schnees überzogen waren. Weiter unten, an den Hängen, dominierte das Grün der Nadelbäume. Er atmete tief ein, zog die frische, würzige Luft in seine Lungen und kniff die Augen zusammen, um sie vor dem grellen Licht der Sonne zu schützen. Es war überraschend warm für die schon fortgeschrittene Jahreszeit.

Er trat auf den Balkon hinaus und blickte über die kleine Stadt, in deren wunderschönen Straßen und Gäßchen das rege Leben der Tagesmitte zustrebte. Er liebte diese Stadt. Immer, wenn er hier war, fielen ihm die Zeilen eines Liedes ein, das er vor Jahren einmal aufgeschnappt hatte und dessen Titel er nicht kannte: „I wasn't born there, but maybe I'll die there.“

Vielleicht, ja, vielleicht würde er eines Tages hier seine letzten Atemzüge tun wollen. Den Ort, an dem man geboren wurde, konnte man sich nicht aussuchen, den, an dem man starb, vielleicht. Man mußte nur etwas Glück haben.

„Guten morgen!“

Claudia Apollonio stand in der offenen Balkontür, ihr Lächeln eiferte mit den Strahlen der Sonne um die Wette.

„Na, wie geht's?“

Manchmal konnte eine einfache Frage komplizierte Prozesse in Gang setzen. Wien überstürzt verlassen, den Wagen kurz darauf irgendwo abgestellt, dann mit der Bahn ziellos durch die Gegend, eine Nacht in einem Heuschöber geschlafen. Was tun? Dinge in Erwägung gezogen, verworfen. Schließlich die Entscheidung: Claudia, Bozen. Gut, daß es in der Europäischen Union keine Paßkontrollen mehr gab.

Der Tag hatte eigentlich angenehm begonnen. Doch jetzt, fünf Minuten nach dem Aufstehen, war alles wieder da. Manchmal sollte man eben keinen Fuß aus dem Bett setzen.

„Ach... es geht.“

„Klingt ja richtig nach Tatendrang. Wie wär's erstmal mit einem Frühstück?“

Der Gedanke an Prosciutto crudo, vielleicht mit etwas Melone, einige knusprige Croissants – Schokolade, versteht sich – und einen starken Espresso hatte etwas für sich.

„Wieso nicht?“

„Also, folgen Sie mir unauffällig, Signore Weigert.“

Das war Claudia: immer fröhlich und quirlig, ein einziges klares Ja zum Leben. Und genau das war es, was er vom ersten Moment an an ihr geschätzt hatte. Der erste Moment: Das war jener gewesen, als er sie vor zwölf Jahren an der John Hopkins-Universität in Bologna kennengelernt hatte. Sie hatte, ganz nach dem Motto „Hoppla, jetzt komm' ich“, einen Seminarraum betreten, in dem die Lehrveranstaltung längst im Gange war. Neben Weigert war noch ein Platz frei gewesen. Mit den Worten „Na, so allein, junger Mann?“ hatte sie sich hingesezt, ohne eine Antwort abzuwarten. Es war der Beginn einer langen Freundschaft gewesen.

Claudia war nicht wirklich hübsch, zumindest verfügte sie nicht über jenes Aussehen, das einer demokratischen Abstimmung standgehalten hätte. „Keine überragende Schönheit“ hatte Weigert einst gedankenlos zu ihr gesagt, was ihm einige Tage sträfliche Nichtbeachtung eingebracht hatte. Frauen waren eben so.

Sie hatte glatte, braune Haare, die in ihrer Länge auch einen Teil ihres Rückens bedeckten. Ihr Gesicht war das, was man wohl als „lieb“ bezeichnen würde, etwa in dem Sinn, wie es bei Männern Beschützerinstinkte weckt. Sie war eher klein, was aber ihrer wahrhaft durchschlagenden Wirkung auf Menschen keinerlei Abbruch tat. Ihre Figur bewegte sich irgendwo in der weiten Grauzone zwischen schlank und mollig. Manchmal störte sie

sich daran, was sich in strikter Nahrungsverweigerung ausdrückte, doch dann wieder genoß sie hemmungslos, was an kulinarischen Köstlichkeiten geboten wurde.

Drei Tage des Seminars waren verstrichen. Hans Weigert und Claudia Apollonio hatten eine Menge Spaß gehabt. Vom dargebotenen Wissen hatten sie wenig mitbekommen. Als ihr Professor gerade dabei gewesen war, in die Tiefen des Monetarismus einzudringen, hatte sie ihn eingeladen, sie an einem der kommenden Wochenenden in Bozen zu besuchen. Weigert besaß die Frechheit, seinen Freund Villiger anzurufen und diesen auch gleich mitzubringen. „Kein Problem“ hatte sie gesagt, und die drei hatten sich köstlichst amüsiert. Seitdem konnte Weigert verstehen, was sie, die jedes Wochenende genutzt hatte, um von Bologna nach Bozen zu fahren, an dieser Kleinstadt fand.

„Blut ist eben dicker als Wasser“, hatte Claudia einmal gesagt und damit einen ihrer scheinbaren Widersprüche zum Ausdruck gebracht, die sie so interessant machten. Eigentlich war sie Kosmopolitin: Aufgewachsen war sie in einem Konglomerat aus deutscher und italienischer Kultur. Trotz ihres italienischen Namens war sie eines von fünf Kindern deutscher Eltern. Sie hatte einige Semester in den USA studiert und später ein Jahr in London gelebt. Sie reiste gern und viel, was ihr das beträchtliche Vermögen ihres Vaters schon seit früher Jugend erlaubte.

Als Weigert sie einmal bei einem seiner zahlreichen Besuche in Bozen darauf angesprochen hatte, wozu sie sich selbst zählte, hatte sie gelächelt: „Deutsch ist deutsch, und walsch ist walsch“, hatte sie geantwortet. Sie, obgleich erklärte Antifaschistin und deklarierte Linke, kannte keine Unzweideutigkeiten, wenn es um ihre innersten Gefühle ging. Jedes Jahr, am Herz-Jesu-Tag, marschierte sie zu den großen Feuern auf den Schiern. All das hinderte sie aber nicht daran, zahlreiche italienische Freunde zu haben. So war sie eben, und Weigert mochte es.

„Noch ein Croissant, mein Lieber? Du hattest erst zwei. Normalerweise stehst du doch nicht auf, bevor du fünf davon verdrückt hast.“

Weigert fiel die Antwort nicht schwer, schließlich hatte er in den letzten zwei Tagen kaum etwas gegessen.

„Was willst du jetzt tun?“

Claudia schob eine neue Ladung Gebäck ins Backrohr. Weigert nahm einen Schluck von seinem Espresso. Gestern, als er bei ihr angekommen war, hatte er ihr seine Geschichte in allen Einzelheiten erzählt. Er wußte, daß er ihr blind vertrauen konnte. Selbst wenn sie ihn zur Fahndung ausschrieben, sie würde nichts ausplaudern. Hans oder die Polizei, die Entscheidung fiel ihr ausgesprochen leicht. Außerdem war sie selbst Journalistin. Nach ihrem Aufenthalt in London war sie bei einem privaten Bozener Radiosender gelandet. Auch sie war der Meinung, daß jetzt eine dicke Story anstand.

„Erst mal muß ich endlich Peter anrufen, und ihn dazu überreden, daß er sich um die beiden CDs kümmert. Und dann schulde ich wohl Hillgruber noch eine Erklärung. Er hat sich immer um mich gekümmert und wird jetzt schön enttäuscht sein.“

Der Entschluß war gefallen: Er mußte einfach weitermachen. Die Ereignisse hatten an seiner Stelle entschieden.

„Sie werden dich suchen, Hans. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie dabei auf mich kommen.“

Claudia blickte nachdenklich, als sie ihm zwei weitere Croissants auf den Teller legte. Natürlich, er hatte sie da hineingezogen. Aber was war ihm schon übriggeblieben?

„Unser Haus, oben am Berg, das kennst du ja. Am besten, du bleibst dort. Wenn die Bullen mit einem Hausdurchsuchungsbefehl anrücken, dann wird der vermutlich nur für meine Wohnung gelten. Das Haus gehört offiziell meinen Eltern. Ich nehme stark an, daß du weitermachen willst. Oder irre ich mich da?“

„Nein, du irrst dich nicht. Was bleibt mir schon anderes übrig?“

„Gut so. Nur nicht unterkriegen lassen. Wir werden also eine Reihe an Vorkehrungen treffen. Giuseppe wird ein tragbares Telefon auf seinen Namen kaufen, falls die Bullen auf die Idee kommen, meine Anschlüsse zu überwachen. Während du auf dem Berg oben sitzt, werde ich hier unten zusehen, daß ich an alles notwendige Material herankomme. Wir müssen alles über Volker und Greenspan herausfinden, nicht zu vergessen diesen Franzosen. Du, armer Junge, wirst dich inzwischen da oben ruhig verhalten und das Zeug durchackern, das ich anschleppe.“

Sie dachte eben an alles. Dasitzen und die Hände in den Schoß legen, war nicht ihre Sache. Lieber etwas tun als vermeiden, das war ihr Motto.

„Ich werde mir dafür ein paar Wochen Urlaub nehmen. So kann ich mich nur dieser Story widmen. Ich denke, das wird in jedem Fall interessanter, als über Gemeinderatssitzungen und Feuerwehr-Feste zu berichten.“

Zwei statt einem, das würde die Arbeit beträchtlich einfacher machen, noch dazu, wo er im Moment in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt war. Wenn dann auch noch Villiger kommen würde, wären sie zu dritt. Claudia mochte Peter sehr. Sie hatte nur nicht verstanden, warum er nach Norwegen auswandern wollte.

Eigentlich ein unschlagbares Team, dachte Weigert. Claudia würde dessen Seele sein, die die anderen antrieb und mitriß; Peter der Mann fürs Grobe, der auch vor gefährlichen Situationen nicht zurückschrecken würde, der Körper sozusagen; und er, Weigert, würde der Geist sein, der Informationen analysierte, auswertete und verknüpfte. Er nahm sich selbst nicht ganz ernst, als er das dachte, aber es gefiel ihm.

„Während du Peter anrufst und die Sache mit Hillgruber klärst, werde ich einkaufen fahren. Schließlich willst du ja nicht verhungern. Und ohne deinen Single Highland Malt hältst du es ja sowieso nicht aus.“

Sie war von erfrischender Direktheit.

„Alles klar. Dann laß uns mal loslegen.“

Weigert stand auf, um ins Wohnzimmer zu gehen, wo das Telefon stand.

„Den Abwasch übernehme ich.“

„Ganz was Neues. Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich mir keinen Geschirrspüler gekauft.“

Weigert war überrascht, daß die Verbindung gleich beim ersten Mal zustandekam.

„Einsiedelei Villiger.“

Kein Zweifel, es war Peter.

„Hans hier. Was gibt's Neues in Norwegen?“

„Ausgesprochen feine Sache. Ziemlich viel Gegend hier und vor allem: keine Leute, die einen dauernd bequatschen.“

„Willst du jetzt etwa behaupten, ich bequatsche dich?“

„Nein, natürlich nicht. Ich nehme nur an, daß du es allein in Wien nicht mehr aushältst. Also rufst du mich an. Wenn du aber glaubst, daß ich schnell mal auf ein Bierchen vorbeikommen kann, muß ich dich enttäuschen.“

„Ich bin nicht in Wien.“

„Sondern? Wieder mal auf einer deiner Vergnügungsfahrten, die du immer als Dienstreisen betitelst?“

„Leider nicht. Ich bin bei Claudia.“

„Also doch eine Vergnügungsfahrt.“

Weigert erzählte Villiger mit knappen Worten, was sich seit dessen Abgang aus Wien getan hatte.

„Da sitzt du ja ganz schön in der Scheiße, alter Junge.“

„Ganz recht, und um da wieder rauszukommen, brauche ich dich.“

„Mich? Jetzt übertreibst du aber. Was soll ich dabei tun?“

„Bei diesem Franzosen habe ich zwei CDs gefunden. Beide sind randvoll mit irgendwelchen Daten. Mein Problem ist, ich komme an das Zeug nicht ran. Ich weiß noch nicht einmal, ob das ein EDV-Problem ist, oder ob es verschlüsselt ist. Um das rauszukriegen und es zu knacken, brauche ich dich.“

Am anderen Ende der Leitung wurde es still.

„Bist du noch dran?“

„Ja, klar.“

Villiger schien nachzudenken.

„Du erwartest also allen Ernstes von mir, daß ich mir den Beginn meines neuen Lebens mit Arbeit versauen lasse?“

„Was heißt hier Arbeit? Ich dachte, so etwas läuft bei dir unter Vergnügen. Außerdem wird die Angelegenheit höchstens ein paar Tage dauern. Entweder du schaffst es oder du schaffst es nicht. Dann kannst du wieder zurück in die Wildnis.“

„Sag ihm, wir übernehmen die Kosten für seine Flugtickets.“ Claudia hatte ihren Kopf durch die Wohnzimmertür gesteckt.

„Und von unserer kleinen Südtirolerin soll ich dir ausrichten, daß wir den Flug zahlen. Das Budweiser haben wir schon eingekühlt.“

„Klingt nicht schlecht. Aber jetzt im Ernst. Du meinst wirklich, daß die Daten auf den CDs etwas Wichtiges enthalten? Wer weiß, vielleicht sind da nur ein paar Spiele drauf oder seine persönliche Buchhaltung.“

„Und die würde er dann sicher in einem Blumentopf verbuddeln?“

„Es soll solche Menschen geben. Ich meine, ich...“

„Paß auf, Peter. Es ist im Moment meine einzige Chance. Die wollen mich wegen zweifachen Mordes verhaften. Und wenn sie das wollen, obwohl nichts dafür spricht, daß ich damit nach den Gesichtspunkten des Strafrechts etwas zu tun habe, werden sie sich etwas dabei gedacht haben. Wenn ich erst in der Zelle sitze, sind mir die Hände gebunden. Ich kann dir nicht sagen, was auf den CDs drauf ist. Vielleicht ist es nur unsinniges Zeugs. Aber ich muß es versuchen.“

„Du meinst wohl, ich muß es versuchen?“

„Gut, du sollst es versuchen.“

„Immer muß man dich aus dem Dreck ziehen. Kaum ist man einmal ein paar Tage nicht da, baust du Mist.“

„Ich...“

„Spar dir weitere Sonntagsreden. Die Tickets könnt ihr euch behalten. Kauft lieber einen zweiten Kühlschrank und füllt ihn mit mehr Budweiser.“

Weigert kannte Villiger gut genug, um zu wissen, daß er ihn soweit hatte. Sein Freund würde ihn nicht im Stich lassen. Weigert wurde beinahe warm ums Herz.

„Worauf du dich verlassen kannst. Wann wirst du da sein?“

„Übermorgen könnte klappen. Vergiß den zweiten Kühlschrank nicht.“

„Keine Angst. Bis bald.“

Weigert legte auf.

„Und, hat er angebissen?“

Claudia war schon bereit, wegzufahren.

„Ja. Er schätzt, daß er übermorgen da sein kann.“

Sie war entzückt.

„Das Triumvirat formiert sich wieder. Ich kann es kaum erwarten.“

Manchmal hatte Weigert den Eindruck, sie wollte mehr von Villiger, als nur seine Freundschaft. Doch so etwas würde sie niemals zugeben.

„Ich fahre jetzt los. Mach du nur keinen Unsinn inzwischen.“

„Warte mal. Wir werden auch einen ordentlichen Computer brauchen. Peter lehnt es bekanntlich ab, auf durchschnittlichen Geräten zu arbeiten.“

„Kein Problem, ein Freund von mir ist Generalvertreter für eine EDV-Firma. Dort können wir uns was Ordentliches ausleihen. Für dich muß einstweilen das Ding reichen, das ohnehin schon im Haus oben steht. Ciao, bis dann.“

Sie schlug die Tür hinter sich zu.

Jetzt kam der unangenehmere Teil: Hillgruber. Weigert hatte seinem Ressortchef wohl eine Menge Schwierigkeiten bereitet. Er schätzte Hillgruber sehr. Das machte die Sache keineswegs einfacher. Aber es mußte sein. Er wählte die Nummer des „Blatt“.

„Grüß Gott, Herr Doktor. Hans Weigert hier.“

„Weigert! Wo stecken Sie? Man sucht nach Ihnen!“

„Ich weiß. Doch ich habe mit der Sache nichts zu tun, zumindest nicht im juristischen Sinn.“

„Wieso zum Teufel sind Sie dann verschwunden?“

„Niemand hat ein Interesse daran, mich weiterrecherchieren zu lassen. Können Sie mir versprechen, das, was ich Ihnen jetzt sage, absolut für sich zu behalten?“

Hillgruber zögerte kurz.

„Gut, kann ich.“

„Ich meine damit auch, daß nichts darüber in der Zeitung stehen wird?“

Er mußte Hillgruber jetzt einen Tip geben, trotz des Versprechens, das ihm sein Polizei-Freund Müller abgenommen hatte. Er konnte nur hoffen, daß auf Hillgruber wirklich Verlaß war.

„Also gut, auch das.“

„Passen Sie auf: In der Polizei und beim UNO-Geheimdienst in Wien ist etwas oberfaul. Die UNO-Leute haben sich nach dem Volker-Attentat alle Leute vorgenommen, die die Leiche gesehen haben. Und sie haben ihnen gedroht, falls einer über den Zustand der Leiche Volkers etwas ausplaudert, würde das ernsteste Konsequenzen für ihn haben. Das habe ich aus einer absolut verlässlichen Quelle. Wenn dort mit solchen Methoden gearbeitet wird, dann werden die auch mit mir nicht zimperlich umgehen. Und die Politiker, wie der Innenminister spielen brav dabei mit. Bergmann fürchtet klarerweise um den Ruf seiner Zeitung. Einen Konflikt will er nicht. Nur wenn ich jetzt dranbleibe, habe ich die Chance, etwas herauszubekommen und zu beweisen, daß ich in die Morde in Wewelsburg nicht verwickelt bin. Verstehen Sie das?“

Hillgruber ging nicht darauf ein, die Frage war ohnehin nur rhetorisch.

„Ich nehme es zur Kenntnis, was Sie mir da erzählen. Aber Sie können sich denken, daß ich es, dezent selbstverständlich, überprüfen werde. Und was Bergmann angeht: Er hat Sie entlassen, als er hörte, daß nach Ihnen gefahndet wird.“

Nun war es also passiert. Weigert war seinen Job los. Es traf ihn nicht besonders, eher hätte es ihn verwundert, wäre es anders abgelaufen.

„Wollen Sie ewig auf der Flucht bleiben? Man wird Sie irgendwann erwischen. Ihr Verhalten wird Sie dann nur belasten.“

Hillgrubers Stimme hatte einen beschwörenden Unterton bekommen. „Wo sind Sie überhaupt?“

Einen Moment lang dachte Weigert daran, es ihm zu sagen. Aber was hätte er damit schon gewonnen? Hillgruber hatte zwar gewisse Sympathien für ihn, doch er würde es sich nicht leisten können, in diesem Fall zu schweigen. Und überhaupt, was hätte Hillgruber schon davon? Auch Sympathie endete einmal, spätestens bei Mordverdacht.

„In vorläufiger Sicherheit. Ich werde weitermachen und ich werde meine Story bekommen. Es tut mir leid für Sie, daß ich Ihnen Schwierigkeiten mache.“

„Mir Schwierigkeiten? Da machen Sie sich mal keine Sorgen, ich bin nur Ihr Vorgesetzter. Ihre Schwierigkeiten sind groß genug und ich denke, sie werden noch größer werden. Wenn Sie es sich doch noch anders überlegen sollten, lassen Sie es mich wissen. Vielleicht kann ich was für Sie tun.“

„Danke für das Angebot. Wenn ich meine Geschichte habe, können Sie sie drucken.“

Hillgruber mußte lächeln.

„Gott bewahre, das wird Bergmann niemals zulassen. Da kann sie noch so gut sein.“

„Trotzdem, vielen Dank für alles, was Sie für mich beim ‚Blatt‘ getan haben.“

„Dafür gibt es nichts zu danken. Ich habe Sie damals eingestellt, weil ich dachte, aus Ihnen könnte ein guter Journalist werden. Wie sich jetzt zeigt, bin ich nicht ganz falsch damit gelegen. Sie könnten wirklich an einer großen Sache dran sein. Wenn Sie die haben, wissen Sie ja, wie Sie sie verbreiten können, auch ohne das ‚Blatt‘.“

Es war an der Zeit, das Gespräch zu beenden.

„Ich muß jetzt Schluß machen. Eine Menge Arbeit wartet auf mich.“

„Warten Sie noch einen Moment. Ich habe da noch etwas für Sie, das Sie vielleicht interessieren wird. Wir haben es bisher im ‚Blatt‘ noch nicht gebracht und ich weiß auch nicht, ob es von Bedeutung ist.“

Weigert horchte auf.

„Worum geht es?“

„Wir haben doch nach einer Parallele zwischen den beiden Morden an Volker und Greenspan gesucht und keine gefunden, außer dem Tathergang. Unsere Korrespondentin in New York hat jetzt herausgefunden, daß es da möglicherweise etwas gibt. Volker und Greenspan hatten demzufolge doch etwas gemeinsam.“

Weigert hielt gespannt den Atem an.

„Beide waren Mitglieder in Freimaurerlogen.“

Freimaurer! Die Geschichte wurde immer komplizierter, begann in zahlreiche Richtungen auseinanderzulaufen. Weigert hatte keine Ahnung, was er damit anfangen sollte. Er wußte nur, daß die Arbeit, die ihm bevorstand immer mehr wurde.

„Wie gesagt, ich habe keine Ahnung, ob es etwas zu bedeuten hat. Für eine Berichterstattung im ‚Blatt‘ erscheint es mir vorläufig noch zu dünn.“

„Danke jedenfalls, daß Sie es mir gesagt haben. Ich werde versuchen, mehr darüber herauszufinden. Also, leben Sie wohl, Herr Doktor.“

„Machen Sie keinen Blödsinn, Weigert, und passen Sie auf sich auf. Ich wünsche Ihnen, daß Sie die Angelegenheit zu einem guten Ende bringen. Viel Glück!“

„Danke, ich kann's gebrauchen.“

Weigert ahnte noch gar nicht, wie sehr er damit recht haben sollte.

Bozen, 3. Dezember

Peter Villiger beäugte den schwarzen Würfel mit dem flachen Bildschirm darauf zuerst argwöhnisch. Dann setzte er sich davor, schaltete ihn ein und griff nach jenem Anhängsel der Maschine, das man immer noch liebevoll Maus nannte. Drei Minuten später drehte er sich um. Weigert war schon ganz unruhig. Er hielt Villiger die beiden CDs hin.

„Können wir endlich anfangen?“

„So laßt uns das Werk beginnen.“

Villiger schob eine der silbrigen Scheiben in den dafür vorgesehenen Schlitz. Wieder trat die Maus in Aktion, mit der er der Maschine seine Befehle übermittelte. Plötzlich stöhnte er auf und schlug die Hände vors Gesicht.

„Du bist wirklich ein blutiger Anfänger, Hans!“

„Heißt das, du hast es?“

„Noch nicht.“

„Aber?“

Weigert hielt es schon nicht mehr aus.

„Die Dateien auf dieser CD sind mit Hilfe eines Uralt-Textverarbeitungsprogramms entstanden. Dieser Franzose muß dazu noch auf einem antiquierten Computer gearbeitet haben, dessen Betriebssystem anders funktioniert als das heutiger Geräte. Das ist alles.“

„Das heißt, wenn wir uns die richtige Software besorgen, können wir das Zeug auch lesen?“

„Genau,“

„Komm, laß uns noch die zweite CD probieren.“

Villiger wiederholte den Vorgang. Das Ergebnis war das gleiche wie vorhin.

„Gut. Genehmigen wir uns zuerst ein Bier und warten auf Claudia. Wenn sie da ist, soll sie sich gleich mit ihrem Bekannten in Verbindung setzen, der uns auch das Gerät hier überlassen hat. Der soll uns dann die Software besorgen.“

Die beiden gingen in die Küche. Gerade, als Weigert den Kühlschrank öffnete, um zwei Budweiser herauszunehmen, waren an der Eingangstür Geräusche zu hören. Villiger trat auf den Gang, um nachzusehen. Es war Claudia.

„Schau mal einer an, der Auswanderer ist auch schon da!“

Sie schlang die Arme um Villigers Hals und küßte ihn. Weigert betrachtete die Szene amüsiert. Sein Freund hatte nicht viel über für derartige Begrüßungen. Sie waren ihm meistens peinlich. Villiger hob Claudia hoch und setzte sie auf einer Kommode, die im Vorzimmer an der Wand stand, wieder ab.

„Nicht so stürmisch, Südtirolerin!“

„Wie geht's dir?“

„Wie soll es einem schon gehen, wenn einem dieser Stümper hier“ – Villiger zeigte auf Weigert – „eigens von Norwegen hierherbeordert, weil er nicht einmal die einfachsten Dinge der binären Welt in den Griff bekommt.“

„Na eben, ohne dich läuft halt nichts. Begehrte Männer müssen eben Opfer bringen.“

Claudia strahlte ihn an. Weigert reichte seinem Freund ein Budweiser. Die drei setzten sich ins Wohnzimmer, wo ein Feuer im offenen Kamin wohlige Wärme verstrahlte.

„Ich würde vorschlagen, wir beratschlagen, wie wir weiter vorgehen.“

„Hat dir Hans schon die ganze Geschichte in allen Details erzählt?“

„Ja.“

„Und? Hast du dich wenigstens schon an die beiden CDs herangemacht?“

„Klar. Das Ergebnis war durchaus positiv. Die Dateien wurden nur mit einem alten Textverarbeitungsprogramm und unter einem alten Betriebssystem geschrieben. Deshalb hat sie Hans – und bisher auch ich – nicht lesen können. Alles was wir brauchen, sind folgende Programme.“

Peter nahm einen Zettel und einen Kugelschreiber und notierte das Benötigte. Dann reichte er ihn Claudia.

„Ruf deinen EDV-Fritzen an und sag' ihm, er soll uns diese Programme besorgen. Und zwar möglichst schnell. Dann können wir uns endlich ansehen, was auf den CDs drauf ist.“

„Es sieht ganz so aus, als ob du dein Bier auch wert bist.“

„Möglich. Aber worum es im Moment geht, ist ein reines Computerproblem. Wenn wir die Hürde übersprungen haben, könnte es immer noch sein, daß es andere Probleme gibt.“

„Was soll das nun wieder heißen?“

Weigerts Blick war skeptisch.

„Wer sagt dir, daß dieser Martin seine Aufzeichnungen nicht verschlüsselt hat? Wenn er die CDs schon in einem Blumentopf aufbewahrt, dann erscheint mir das nur als logisch.“

„Naja, schließlich haben wir dich ja dafür geholt und nicht so sehr als Computerfachmann.“

„Welch Vertrauen.“

Ein Schluck noch und Villigers Budweiser war leer.

„Willst du auch noch eines?“

Villiger hielt die Flasche in die Richtung von Weigert.

„Blöde Frage.“

Während Peter das Bier holte, telefonierte Claudia mit ihrem Bekannten. Er hatte die gewünschte Software. Ein paar Freundlichkeiten von Claudia und er versprach, sofort vorbeizukommen. Zwanzig Minuten später läutete es an der Tür. Weigert und Villiger blieben im Wohnzimmer, damit sie nicht gesehen wurden. Claudia wimmelte ihren Bekannten unter einem Vorwand wieder ab. Als sie das Wohnzimmer betrat, hielt sie triumphierend eine CD mit den benötigten Programmen in der Hand.

„So. Es kann losgehen!“

Die beiden Freunde waren schon ganz aufgeregt. Villiger riß ihr den Datenträger aus der Hand und stürmte nach oben, wo der Computer stand. Weigert folgte dichtauf. Würde sich sein Problem jetzt lösen? Würde er damit die Chance haben, aus dem Teufelskreis, in den er geraten war, auszubrechen, wieder heimzukehren, reingewaschen vom Verdacht des Mordes an zwei Menschen? Vielleicht aber würde er auch in wenigen Minuten den Beweis dafür in der Hand halten, daß er auf der richtigen Spur war und sich die Brücke zwischen Greenspan, Volker, Martin und der Wewelsburg auf tun. Und dann würde er, Hans Weigert, der Geschmähte, wieder die Schlagzeilen beherrschen.

Villiger schaltete das Gerät ein und rampte die CD mit den angeforderten Programmen in das Laufwerk. Claudia Apollonio und Hans Weigert standen hinter ihm und schauten ihm über die Schulter zu, wie er besessen Maus und Keyboard bearbeitete. Spannung lag in der Luft.

„Fertig. Die Sache läuft. Wo sind die Scheibchen von unserem Franzosen?“

In Villigers Stimme lag Triumph.

„Da!“

Weigert reichte ihm die beiden CDs, die er bei Martin gefunden hatte. Jetzt mußten sie ihr Geheimnis preisgeben!

Villiger steckte die erste in den Schlitz. Er drückte ein paar Tasten und der Bildschirm füllte sich.

„Scheiße!“

Die Faust von Villiger knallte auf den Tisch. Weigert beugte sich nach vorne, um besser sehen zu können. Auf dem Bildschirm waren nur wirre Zeichenfolgen.

„Wie ich es mir gedacht habe: alles codiert!“

Peter schien es persönlich zu nehmen. Claudia schwieg. In Weigerts Gesicht spiegelte sich Enttäuschung.

„Komm', laß uns noch die zweite probieren!“

„Es würde mich wundern, wenn es da anders aussieht.“

Villiger hatte recht. Auch auf dem zweiten Datenträger war alles verschlüsselt.

„Was jetzt?“

„Das kann ich dir gern sagen, mein Freund. Jetzt beginnt die harte Knochenarbeit.“

„Wie lange kann das dauern?“

„Vielleicht Tage, vielleicht Wochen. Und für das Ergebnis kann ich nicht garantieren.“

Claudia hatte sich auf eine kleine Couch fallen lassen, die neben dem Computer an der Wand stand.

„Nicht verzagen, Kameraden. Wir haben noch genug andere Dinge zu tun. Hans, du hast den besten Überblick. Was können wir beide unternehmen, während Peter vor dem Bildschirm hockt?“

Weigert war niedergeschlagen. Doch er klammerte sich an die Hoffnung, daß sein Freund es schaffen würde.

„Wir müssen uns jetzt auf zwei Dinge konzentrieren: Wie ich den heutigen Zeitungen entnehme, ist nun auch zum Greenspan-Attentat ein Bekenner schreiben der Islamischen Volksfront eingelangt. Also werden wir uns damit näher auseinandersetzen haben. Das Zweite ist der Tip von Hillgruber, wonach sowohl Volker als auch Greenspan Freimaurer gewesen sein sollen. Dabei könnten wir...“

Claudia unterbrach ihn.

„Deine Ausführungen in allen Ehren. Aber daran gibt es ein paar Haken.“

„Die wären?“

„Uns sind die Hände gebunden. Du, Hans, mußt dich hier versteckt halten, kannst also nicht recherchieren, sondern nur das Material auswerten, das ich vorbeibringe. Was die Islamische Volksfront anlangt, sehe ich schwarz. Alles, was ich tun kann, ist, ein paar Torexperthen zu befragen oder mit dem einen oder anderen Moslem-Politiker zu sprechen. Auf die Idee sind schon Hunderte Journalisten gekommen. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß ich etwas in Erfahrung bringen kann, was nicht auch schon anderen gelungen ist. Und eben genau das können wir ohnehin in den Medien lesen und hören.“

„Bleiben uns noch die Freimaurer.“

„Diese Spur haben wir anscheinend exklusiv, mit Hillgruber natürlich. Da aber dein Chef im ‚Blatt‘ noch nichts darüber hat veröffentlichen lassen, gibt es zwei Erklärungen: Entweder, die Suppe ist zu dünn oder er hat dich angelogen.“

„Warum sollte er das getan haben?“

„Mag sein, daß dahinter gar keine böse Absicht gestanden hat. Da Hillgruber damit gerechnet haben wird, daß du weiterrecherchierst, wollte er dich vielleicht nur aus der direkten Schußlinie ziehen. Vielleicht aber weiß er selbst schon mehr und will, daß du Zeit verlierst. Also setzt er dir eine Spur vor, die im Nichts endet.“

„Mag sein, daß du recht hast. Trotzdem können wir es uns nicht leisten, diese Sache einfach links liegen zu lassen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Hillgruber mich dermaßen anlügt. Und eben deshalb müssen wir dran bleiben.“

„Gut, überzeugt. Ich werde mich also darauf konzentrieren. Ein bißchen was habe ich ja schon gestern zusammengetragen. Italien scheint ein gutes Pflaster dafür zu sein. Schließlich hatten wir ja unseren P-2-Skandal.“

Villiger hatte weitergearbeitet, während sich Apollonio und Weigert unterhalten hatten. Jetzt unterbrach er seine stille Kommunikation mit dem Computer.

„Was ist denn das?“

Claudia klärte ihn auf.

„Anfang der achtziger Jahre hat die Sache einen ganz schönen Wind gemacht. Es gab damals eine Geheimloge, die sogenannte P-2, die versuchte, den Staat zu unterminieren. Ihre Angehörigen saßen in wichtigen Positionen in Politik, Wirtschaft und Armee. Als der Skandal dann platzte, stellte man überrascht fest, wie weit deren Wühlarbeit bereits gediehen war. Wie das damals genau war, muß ich selbst erst nachlesen.“

„Gut. Tu das. Aber was wollt ihr wegen Martin weiter unternehmen?“

Die Frage war an Weigert gerichtet.

„Vorerst nichts. Der Grund dafür ist reichlich einfach. Taucht jemand von uns in Wewelsburg auf, so würde das sehr schnell die Polizei oder den UNO-Geheimdienst hierher locken. Wir können also nur nachlesen, was darüber in den Zeitungen geschrieben wird. Und wir müssen uns auf dich verlassen. Du mußt einfach die Aufzeichnungen entschlüsseln!“

Claudia war nicht sehr zufrieden mit dem bisherigen Verlauf der Dinge.

„Paß‘ mal auf, Hans. Um mir Freimaurer und Islamische Volksfront vorzunehmen, brauche ich dich nicht unbedingt dazu. Und auch Peter kann allein mit dem Computer spielen. Du könntest in der Zwischenzeit Produktiveres tun.“

„Und was, wenn ich fragen darf?“

Weigert fühlte sich angegriffen.

„Du hast noch eine Spur vergessen: Tibet und diesen Karl Steiner, von dem dir der Franzose erzählt hat. Wir haben zwar keine Ahnung, was es damit auf sich hat, aber wenn

Martin im Sterben liegend nichts Besseres zu tun hatte, als dir diesen Namen zu sagen, dann muß er wichtig sein.“

„Deine Ideen sind ja toll. Weißt du, was mit mir passiert, wenn ich auf einem Flughafen meinen Paß herzeige? Dann ist Sense! Ich bin zur Fahndung ausgeschrieben, meine Liebe!“

„Wer hat davon geredet, daß du deinen Paß herzeigen sollst?“

„Soll ich vielleicht als Fracht an Bord gehen, mit einem Aufkleber ‚Muster ohne Wert‘?“

Claudia lachte.

„Die Idee ist gut. Aber meine ist besser. Obgleich in Südtirol, sind wir doch in Italien. Kommt man, so wie ich, aus einer angesehenen und nicht gerade am Hungertuch nagenden Familie, dann hat man seine Kontakte. Dir neue Papiere zu besorgen, dürfte kein Problem sein. Ich kenne da jemanden. Es wird zwar nicht gerade billig, aber Geldsorgen haben mich noch nie geplagt. Wir färben dem kleinen Hänschen seine Härchen, setzen ihm ein Brillchen auf die Nase und schon ist er wie neugeboren.“

„Das kann doch nicht dein Ernst sein! Ich bin froh, wenn ich aus dieser Mordsache rauskomme, und du willst, daß ich meine Anlageliste um ein paar weitere Vergehen verlängere! Und selbst wenn, was soll ich dann machen? In dieses Kloster fahren und dort nach einem Karl Steiner fragen? Was ist, wenn die mich nur blöd anlotzen und sagen: ‚Was denn für ein Steiner?‘“

„Dann kommst du eben wieder nach Hause. So einfach ist das.“

Nun mußte auch noch Villiger seinen Senf dazugeben.

„Wenn ich mich hier einmischen darf: Sie hat recht, Hans. Du könntest hier kaum helfen. Und die Spur nach Tibet muß ohnehin verfolgt werden, soweit ich das durchblicke. Du kannst nicht darauf warten, bis ich mit den CDs hier fertig bin. Vielleicht schaffe ich es nicht. Was dann? Volker, Greenspan und die Islamische Volksfront: Das ginge ja noch irgendwie zusammen. Aber Martin und diese Wewelsburg sind die großen Unbekannten in diesem Spiel. Versuch' es einfach!“

„Und um das zu erreichen würdest du auch die Hilfe von Kriminellen in Kauf nehmen und mir falsche Papiere besorgen?“

Das konnte Claudia nicht auf sich sitzen lassen.

„Nun mal langsam. Wenn du in Italien nach österreichischen Maßstäben vorgehen würdest, müßtest du die halbe Bevölkerung hinter Schloß und Riegel bringen. Was ist schon dabei, wenn man die Hilfe eines Künstlers in Anspruch nimmt? Das bißchen Dokumentenfälschung ist doch ein Klacks im Vergleich zum möglichen Gewinn.“

„Du sagst es: möglicher Gewinn, sicher ist da gar nichts.“

„Hast du vielleicht einen besseren Vorschlag als hier zu sitzen, und Sachen zu lesen, die ich anschleppe? Mich interessiert die Story und ich will dir wirklich helfen. Aber letztendlich geht es um dich, und da darfst du schon auch selbst etwas beitragen! Man bekommt eben nichts geschenkt. Risiko gehört zum Leben. Und ein ordentlich gefälschter Paß fällt noch nicht einmal unter Risiko.“

Weigert war in der Klemme. Er konnte tatsächlich nicht nur die anderen für sich arbeiten lassen, während er am Kamin saß und Budweiser trank. Aber was sich da anbahnte, hatte mit Journalismus nicht mehr viel zu tun. Hatte er sich das nicht immer gewünscht? Selbst handeln anstelle das Handeln anderer zu Papier zu bringen? Jetzt hatte er es. Wohl fühlte er sich nicht. Weigert versuchte noch einen letzten Ausweg.

„Woher soll ich das Kleingeld für diesen Trip nehmen? Wenn ich mit meiner Kreditkarte irgendwo aufkreuze, dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie mich haben. Ich...“

Claudia legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was Geld angeht, so laß' das getrost meine Sorge sein. Daran jedenfalls wird dein Ausflug nach Tibet sicher nicht scheitern.“

Tibet, 7. Dezember

„Da oben ist es.“

Der Sherpa deutete mit der Hand in Richtung eines Berghanges. Weigert mußte sich zwingen, aufzuschauen. Er war fertig. Seine Beine schmerzten, sein Kopf wurde wie von Nadelstichen gepeinigt, seine Lungen arbeiteten auf Hochtouren, um den wenigen Sauerstoff, den es auf knapp 4000 Höhenmetern noch gab, einzusaugen.

Weigert war über Umwegen von Rom in die tibetische Hauptstadt Lhasa geflogen. Beim Passieren der Zollkontrollen hatte er seine Angst kaum unterdrücken können. Als man ihn in Lhasa gebeten hatte, sein Gepäck zu öffnen, hatte Weigert schon gedacht, jetzt sei er ertappt. Doch niemand hatte den falschen Paß, den ihm Claudia besorgt hatte, beanstandet. Nur sein hellbraun gefärbtes Haar gefiel Weigert nicht. Aber damit konnte er leben. Hauptsache war, sie erwischten ihn nicht. Wenigstens noch nicht. Zuerst mußte er seiner Spur nachgehen.

Von Lhasa aus hatte er sich dann auf den Weg nach Tashi Lhunpo gemacht. Im Kloster hatte sich Weigert mühsam bis zum Ranghöchsten der Mönche durchgefragt. Nur wenige von den Mönchen beherrschten Englisch. Aber schließlich hatte er es doch geschafft. Und dann die Überraschung. Der ganz in Gelb gehüllte Klosterälteste hatte zuerst nur gelächelt, als Weigert nach Karl Steiner gefragt hatte. Dann hatte er langsam mit dem Kopf genickt und einen der Mönche geholt. Wenige Minuten später hatte Weigert einen Sherpa, der passabel Englisch sprach. Am nächsten Tag waren sie aufgebrochen, um den beschwerlichen Weg zu Karl Steiner in Angriff zu nehmen.

Dutzende Male hatte Weigert es seitdem bereut, hierher gekommen zu sein. Noch nie hatte er sich so müde und fertig gefühlt wie jetzt. Nach jedem Stehenbleiben hatte er sich überwinden müssen, weiterzugehen. Nie wieder, hatte er sich jedesmal dabei geschworen. Und sie waren oft stehengeblieben.

Mechanisch, wie ein Roboter, hatte er einen Fuß vor den anderen gesetzt, war manchmal ausgeglitten und hingefallen. Der Sherpa hatte ihm dann immer wieder aufhelfen müssen. Allein hätte er die Kraft und den Willen dazu kaum noch aufgebracht.

Irgendwo da oben war Karl Steiner, ein Mann, den er nicht kannte, von dem er nicht wußte, welche Rolle dieser in dem grausamen Spiel spielte, in das Weigert hineingeraten war. Ein Sterbender hatte ihm diesen Namen verraten. Aber welche Bewandnis hatte es damit? Hatte er etwas mit den Morden an Pierre Martin und dessen Frau zu tun? Wußte er mehr über die Anschläge auf Volker und Greenspan? Was wäre, wenn ihm Steiner nicht weiterhelfen konnte? Und was wäre, wenn ihm Steiner nicht weiterhelfen wollte?

Schon vor Stunden hatte es Weigert aufgegeben, sich derartige Fragen zu stellen. Hunderte Male waren sie aufgetaucht, doch nie hatte er sie beantworten können. Irgendwann war er einfach zu müde dafür geworden. Die Antwort war da oben, auf dem Hang eines steil ansteigenden Berges – vielleicht...

Unendlich langsam, wie in Zeitlupe, folgte Weigerts Blick der ausgestreckten Hand des Sherpas. Auf dem rechten Glas seiner Gletscherbrille klebte Schnee und behinderte die Sicht. Als Weigert den Arm hob, um ihn abzuwischen, kam es ihm vor, als wären seine Muskeln aus Blei. Zentimeter um Zentimeter zog er ihn höher, setzte seinen letzten Widerstand der Schwerkraft entgegen, die übermächtig schien, dann hatte der Ärmel seines Anoraks die getönten Gläser erreicht. Zwei, drei Bewegungen und der Arm fiel wieder nach unten.

Viel hatte es nicht geholfen. Dort, wo zuerst der Schnee gewesen war, waren jetzt feuchte Spuren auf dem Glas. Das eine Auge sah alles wie durch einen Weichzeichner.

Das Weiß des Schnees rundum wurde durch die getönten Brillen zu einem Blau verzerrt, das bisweilen ins Grau hinüberspielte. Weigert konnte die Farbe kaum noch ertragen. Seit Stunden hatte er immer nur diese eine Farbe gesehen. Kaum einmal war irgend etwas in der Landschaft aufgetaucht, das die Eintönigkeit unterbrochen hatte. Bald würde er wahnsinnig werden, dachte Weigert.

Die Sonne brach gerade durch die gigantischen Wolkenformationen, die sich über den Bergen auftürmten. Ihre Strahlen ließen den Schnee glitzern, als entböte sie ihre Grüße, bevor sie das letzte Stück hinauf zu einem großen Mittag nahm. Die Sonne... die schwarze Sonne... deswegen war Weigert hier.

Dort oben lag das Ende seines Weges, vielleicht. Vielleicht aber würde es nur eine Zwischenetappe sein. Daß es erst ein Anfang sein könnte, dieser Gedanke kam Weigert nicht. Sein Gehirn faßte keine Gedanken mehr. Es koordinierte nur mehr die notwendigsten biologischen Vorgänge in seinem Körper, hielt noch mit Mühe aufrecht, was sich viel lieber längst aufgegeben hätte.

300, vielleicht 400 Meter vor den beiden Männern war etwas Dunkles auf dem Hang zu erkennen. Weigert kniff die Augen zusammen, öffnete sie wieder und versuchte, genauer hinzusehen. Es war ein kleines Haus aus Steinen, das sich zwischen mehrere Felsen hineingeschmiegt hatte, als suche es Schutz vor den Unbillen der Witterung. Daneben, im Schnee, war ein gelber Fleck zu erkennen. Weigert vermutete zumindest, daß es Gelb sein müsse. Die getönte Gletscherbrille ließ ihn die Farbe nicht naturgetreu wahrnehmen.

Weigert schloß die Augen noch einmal, öffnete sie wieder und legte seine letzte Konzentration in den Blick. Ein Mensch, der im Schnee saß, eingehüllt in gelben Stoff. Steiner? Möglich, sonst war niemand zu erkennen.

„Steiner.“ Die Stimme des Sherpas riß Weigert aus seinen Gedanken. Ohne dem etwas hinzuzufügen, ohne auch nur eine Handbewegung zu machen, setzte sich Weigerts Führer in Bewegung. 300 Meter, vielleicht auch 400. Weigert wußte, er konnte es schaffen, jetzt, da er sein Ziel vor Augen hatte.

Immer noch war die Sonne sichtbar. Majestätisch hatte sie sich zwischen den Wolken Platz verschafft, um ihre geheimnisvolle Macht zu demonstrieren. Wenn man hinaufblickte, konnte man trotz der klirrenden Kälte hier unten die Hitze erahnen, die sie ins Weltall ausströmte. Und trotzdem war sie hier bei weitem zu schwach, um den Schnee zum Schmelzen zu bringen. Das Eis schien an diesem Ort über das Feuer zu triumphieren.

Wenige Dutzend Meter noch. Weigert konnte jetzt den Mann genau erkennen. Er hockte im Schnee, die Beine wie beim Yoga übereinandergeschlagen, die Unterarme ruhten auf seinen Oberschenkeln. Das grauweiße Haar war dicht, doch kurz geschnitten. Die Augen waren geschlossen, das Gesicht gebräunt, ein Werk der Sonne hier oben. Tiefste Ruhe und Ausgeglichenheit gingen von dem Mann aus.

Weigert versuchte, das Alter des Mannes zu schätzen. Die Unbeschwertheit der Jugend, die Weigert bei sich immer wieder zurücksehnte, hatte der Mann hinter sich, lange, wenn man irdische Dimensionen heranzog. Doch die Gebrechlichkeit des Alters schien er noch vor sich zu haben. Er hatte wohl jenen Schwebезustand erreicht, der zwischen Geburt und Tod liegt, dort, wo sich ein Mann aufbäumt, um noch einmal das Rad der Zeit zurückzudrehen, bevor er sein unvermeidliches Schicksal annimmt, um die Bürde des Alters nicht als Last sondern als neue Herausforderung zu empfinden. Nicht jünger als 45, nicht älter als 55, schätzte Weigert.

Das Gesicht Steiners war gut geschnitten. Es hatte jene Züge, die es seinem Besitzer bei Frauen nicht allzu schwer machten. Ein paar kleine Fältchen an den Augenwinkeln, die man gewöhnlich auf häufiges Lachen zurückführt, ein markantes Kinn, dünne Augenbrauen, die sacht im Ergrauen begriffen waren, um sich der Farbe der Haare anzupassen. Wäre der Mann nicht hier in der gebirgigen Einöde Tibets gesessen, hätte man ihn für einen erfolgreichen Geschäftsmann halten können.

Doch Weigert war irritiert. Steiner trug nichts weiter als ein dünnes, gelbes Gewand und einfache Schuhe. Keine Mütze, keine Handschuhe, nichts, was ihn gegen die Kälte schützen könnte. Minus 15 Grad, schätzte Weigert.

Er mußte ihn und den Sherpa längst gehört haben, doch er zeigte keinerlei Reaktion, sondern saß nur unbeweglich im Schnee, die Augen geschlossen, ganz langsam und tief atmend. Steiner und die Berge, sie waren einfach da. Zwei Menschen, die den langen, beschwerlichen Weg hierher genommen hatten, spielten keine Rolle. Steiner und die Berge, sie würden noch da sein, wenn die beiden Menschen längst wieder weg wären. Sie waren die Konstante in der Zeit, wie der Polarstern, der unbewegt stehenblieb, während sich rings um ihn alles drehte.

„Karl ... Steiner...?“

Leise und langsam kamen die Worte über Weigerts Lippen. Mehr brachte er nicht heraus. Dann fühlte er nur noch Leere, seine Beine knickten ein und er sank in den Schnee. Bevor Weigert ohnmächtig wurde, glaubte er noch, auf Deutsch eine Stimme zu hören.

„Ich habe schon auf Sie gewartet, Herr Weigert.“

Weigert schlug die Augen auf und blickte sich um. Da waren Farben, richtige Farben, wie er sie auf dem Marsch durch das eintönige Graublau vermißt hatte. Seine Gletscherbrille war weg. Er stellte fest, daß er auf einem Bett lag, eingehüllt in die wohlige Wärme seines Daunenschlafsacks. Das Steinhäuschen... Jemand hatte ihn hereingetragen. Weigert hatte keine Ahnung, wie lange er hier schon lag.

Draußen schien es dunkel zu sein, doch das Innere der Hütte wurde vom Schein einer alten Petroleumlampe erhellt.

Wenige Schritte vor dem Bett hantierte der Mann, der zuerst draußen im Schnee gesessen war, an einem kleinen Propangaskocher. Er war immer noch in sein gelbes, weites Gewand gehüllt, das bis zu den Knöcheln herabreichte, nur unterbrochen von einer Art Gürtel aus Stoff, der zweimal um die Hüfte geschlungen war. Von dem Sherpa, der Weigert begleitet hatte, war nichts zu sehen.

„Wie geht es Ihnen, Herr Weigert?“

Die volle, tiefe Stimme Steiners klang freundlich und ein wenig besorgt. Er sprach Deutsch – ohne einen erkennbaren Akzent.

Weigert hatte sich also nicht geirrt. Steiner kannte tatsächlich seinen Namen. Nur Peter Villiger und Claudia Apollonio wußten, daß er nach Tibet aufgebrochen war. Er war mit dem falschen Paß gereist, den ihm Claudia besorgt hatte. Und den Mönchen, die er in Tashi Lhunpo nach dem Aufenthaltsort Steiners befragt hatte, hatte er keinen Namen genannt.

„Woher wissen Sie, wer ich bin?“

„Bedarf es dafür einer Begründung?“

Steiner hantierte weiter an dem kleinen Kocher.

„Ich weiß es eben.“

„Aber nur zwei Menschen wissen, daß ich in Tibet bin.“

Weigert setzte sich mitsamt seinem Schlafsack im Bett auf. Wenn er davon absah, daß ihn seine Muskeln schmerzten, fühlte er sich wieder ganz gut.

Steiner sah ihn an. Dabei fiel Weigert auf, daß er hellblaue Augen hatte. Der Blick ließ den starken Willen ahnen, der sich dahinter verbarg.

„Es gibt Dinge, Herr Weigert, die können Sie nicht verstehen, auch wenn Sie sich noch so viel Mühe geben.“

„Oder Dinge, die Sie mir nicht sagen wollen.“

Steiner antwortete nicht, sondern stellte einen mit Wasser gefüllten Kessel auf denPROPANGASKOCHER. Dann streute er etwas hinein, das wie Kräuter aussah.

Weigert war hierhergekommen, weil er die Herausforderung, die ihm das Schicksal gestellt hatte, angenommen hatte. Er wollte etwas erfahren, doch er wußte nicht, womit und wie er anfangen sollte. Pierre Martin hatte ihm im Sterben den Namen Steiners genannt. Er beschloß, damit anzufangen.

„Woher kannten Sie Pierre Martin?“

Steiner schien mit dem Verlauf der Teezubereitung zufrieden. Er setzte sich auf einen Mauervorsprung, direkt gegenüber von Weigert.

„Martin hat mich gefunden, so wie auch Sie mich gefunden haben.“

„Gefunden? Soll das etwa heißen, daß Sie sich hier versteckt halten?“

Steiner lächelte, doch er sagte nichts.

„Sie sind nicht sehr gesprächig. Nun ja, kein Wunder bei einem Mann, der die Einsamkeit dieser Bergwelt sucht.“

„Worte sind nur eine Art, etwas mitzuteilen.“

„Die Dinge, die ich wissen will, lassen sich nur über Worte mitteilen.“

„Die Dinge, die Sie wissen wollen, entziehen sich den Worten.“

„Es freut mich, daß Sie meine Wünsche zu kennen scheinen.“

Weigert dachte kurz nach.

„Karl Steiner, das stimmt doch?“

„Es gab Zeiten, da nannte man mich so. Hier in Tibet könnten die Menschen mit einem solchen Namen nicht viel anfangen. Nur in Tashi Lhunpo kennt man darunter.“

Was sollte die Geheimniskrämerei? Wenn Steiner gewußt hatte, daß er kommen würde, dann hätte er rechtzeitig verschwinden können. Da er geblieben war, nahm Weigert an, er wollte auch mit ihm sprechen. Aber vielleicht wollte er auch nur wissen, was Weigert genau wollte, um ihm dann dasselbe Schicksal wie Martin zuteil werden zu lassen.

Weigert hatte diesen Fall einkalkuliert. Besonders ernst hatte er ihn nicht genommen. Doch er hatte vorgesorgt. In seinem Rucksack steckte die kleine Pistole, die er in Lhasa erstanden hatte. Und sein Rucksack stand neben dem Bett. Es sah nicht so aus, als ob sich während seines Schlafes jemand daran zu schaffen gemacht hatte.

„Wie sind Sie eigentlich hierhergekommen?“

„Wenn ich Ihnen das zu erzählen beginne, dann, Weigert, betreten Sie Boden, den Sie möglicherweise nicht mehr wieder verlassen können.“

Der Mann sprach in Rätseln. Oder sollte das etwa eine Drohung gewesen sein? Weigert schielte nach seinem Rucksack.

„Lassen Sie uns vielleicht einfacher anfangen. Woher kommen Sie?“

„Aus Deutschland. Allerdings aus einem Deutschland, das Sie nur aus den Geschichtsbüchern kennen.“

Weigert dachte nach. Steiner war schätzungsweise zehn bis zwanzig Jahre älter als er. Die Zeit, von der er sprach, konnte also nur jene vor der Vereinigung der Bundesrepublik mit der DDR sein, die 1990 über die Bühne gegangen war.

„West oder Ost?“

Steiners Gesicht blieb unbeweglich. „Weder noch.“

„Was soll das heißen, weder noch?“

„Ich kam hierher aus dem Deutschland des Jahres 1942.“

„Als Kind?“

„Nein. Als junger Mann.“

„Unmöglich! Dann müßten Sie ja über 90 Jahre alt sein!“

„91, um genau zu sein.“

Wollte ihm Steiner einen Bären aufbinden? Der Mann sah keineswegs aus wie 91. Weigert beschloß, es einstweilen dabei zu belassen, zumal er den Eindruck hatte, daß Steiner es ernst meinte.

„Nehmen wir einmal an, Sie sagen die Wahrheit. Obgleich ich schon feststellen muß, daß Sie für einen Mann im Alter von 91 sehr jung aussehen...“

„Ich sagte schon: Es gibt Dinge, die Sie nicht verstehen können.“

„Nehmen wir also an, Sie sagen die Wahrheit. Ich kann durchaus verstehen, was einen Mann dazu bewegt, dem nationalsozialistischen Deutschland zu entfliehen, ich weiß aber beim besten Willen keinen Grund, warum es ihn ausgerechnet nach Tibet verschlägt.“

„Sie irren sich, Weigert. Ich bin damals nicht geflohen.“

„Sie sind nicht geflohen?“

„Nein. Ich war Mitglied einer deutschen Expedition.“

„Ein Forscher also?“

„In gewisser Weise ja.“

Er hob die Hand, als Weigert zu sprechen ansetzte. Jetzt war Steiner am Zug, sollte das wohl heißen.

„Wenn forschen bedeutet, nach Erkenntnis zu streben, dann waren ich und meine Kameraden Forscher, wenn auch nur bedingt im klassischen Sinn. Wir waren 13 Mann, als wir am 7. Juli 1942 von Berlin aufbrachen. Ausgewählt wurden wir vom Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, und von Karl Haushofer.“

„Moment!“

Weigert unterbrach Steiner einfach.

„Heißt das etwa, daß Sie Mitglied der SS waren?“

„Alle 13 gehörten dem Schwarzen Orden an, der SS, wie Sie sagen.“

Weigert durchfuhr es siedend heiß: SS – Wewelsburg – schwarze Sonne – die Attentate! Volker, der Präsident der Europäischen Zentralbank, war in Wien erschossen worden. Greenspan, Mitglied des UNO-Sicherheitsrats, hatte es in New York erwischt. Beiden hatte man die schwarze Sonne auf die Stirn gebrannt. Die Welt beschuldigte die Islamische Volksfront. Und der SS-Mann Steiner saß in den tibetischen Bergen, kam aus dem Deutschland von 1942 und hatte schon auf ihn gewartet.

Im Moment herrschte nur Chaos in Weigerts Gedanken. Systematisch vorgehen, befahl er sich. Die Frage nach den Attentaten auf Volker und Greenspan wollte sich Weigert für später aufheben. Erst einmal der einfachere Teil.

„Was hat die SS in Tibet gesucht? War sie nicht genug damit beschäftigt, Menschen umzubringen?“

Weigert machte kein Hehl aus seiner Abneigung. Steiner war ihm nicht unsympathisch gewesen, aber jetzt...

„Ich verstehe Ihre Aversionen. Schließlich sind Sie nur ein Einmalgeborener.“

Steiner lächelte. Weigert hatte keine Ahnung, was er damit meinte.

„Ihr Bild der SS ist das Bild des oberflächlichen Betrachters. Nicht etwa deshalb, weil Sie möglicherweise zu wenig darüber wissen. Auch wenn Sie alle Bücher der Welt dazu lesen würden, würde sich Ihre Art der Betrachtung nicht verändern.“

„Erwarten Sie etwa, daß ich gutheißen soll, was damals geschah?“

„Darum geht es keineswegs. Gut oder schlecht, das bleibt Ihnen überlassen. Es geht um Dinge, Weigert, für die in Ihrem profanen Weltbild kein Platz ist.“

Steiner sagte es ohne Abneigung oder Überheblichkeit, es lag etwas wie Nachsicht in seiner Stimme. Er stand von dem Mauervorsprung auf, hockte sich neben den Kocher und griff nach dem Henkel des Kessels, in dem der Tee dampfte. Steiner hielt das Gefäß Richtung Weigert.

„Was sehen Sie?“

Weigert war verblüfft und verärgert zugleich.

„Einen Teekessel.“

„Da haben Sie es, Weigert. Sie sehen den Kessel, doch nicht die Hand die ihn hält, die ihn bewegt, die letztlich bestimmt, was mit ihm geschieht. Denn der Kessel verdeckt die Hand.“

„Schön. Was aber hat ein Teekessel mit der SS zu tun?“

„Auch mit der SS. Aber vor allem mit der Geschichte.“

Steiner goß den Tee in zwei Tonschalen, die am Boden neben dem Kocher standen. Er nahm beide und reichte eine davon Weigert. Als dieser nach ihr griff, sah er die Verzierung darauf: die schwarze Sonne! In Ton gebrannt wie in die Haut von Menschen! Weigerts Hand zitterte. Etwas Tee tropfte auf seinen Schlafsack.

„Was Sie in der Geschichte oder in der Politik sehen, sind Ereignisse, die Sie wahrnehmen können: Revolutionen, Kriege, Wahlen, Erfindungen, Ideen. Suchen Sie nach der Erklärung für ein Ereignis, dann greifen Sie auf andere Ereignisse zurück und versuchen, kausale Zusammenhänge herzustellen. Aber auch alle diese Ereignisse liegen im begrenzten Bereich Ihrer Wahrnehmung. Sie bleiben dabei immer in der Ebene, die Sie hören, sehen, lesen, begreifen und denken können. Dinge, die jenseits dieser Schwelle liegen, haben in der realen Welt, in der Sie sich zu bewegen glauben, keine Bedeutung – für Sie nicht und auch nicht für viele andere. Sie sind kurzsichtig, Weigert. Sie erkennen die Hand hinter dem Teekessel nicht und Sie erkennen Geschichte erst, wenn sich diese in der stofflichen Welt manifestiert. Dann aber gehorcht sie nur mehr den Kräften, die sich anderswo längst entfaltet haben.“

„Und welche Kräfte sollen das sein? Das Schicksal? Die Vorsehung? Gott?“

Weigerts Stimme hatte einen zynischen Unterton. Steiner schien das zu ignorieren.

„Ich glaube an die göttliche Macht, weil ich an mich glaube und an das, was ich gesehen habe, wenn auch nicht mit den Sinnesorganen, mit denen Sie sehen.“

War Steiner verrückt? Nicht im klinischen Sinn vielleicht, dachte Weigert. Aber vielleicht war er in Tibet von irgendeinem religiösen Wahn befallen worden. Ein buddhistischer SS-Mann aus dem Dritten Reich, der in den Bergen jahrzehntelange Reue übte? Weigert mußte erfahren, warum er und seine Kameraden nach Tibet gekommen waren und, vielleicht noch wichtiger, warum Steiner immer noch da war.

„Sie und die anderen Männer wurden also 1942 hierhergeschickt, behaupten Sie zumindest. Was aber war so wichtig an Ihrer Mission, daß Himmler persönlich Sie ausgewählt hat? Oder, anders gefragt, welche Verbindung bestand zwischen dem Dritten Reich und Tibet?“

„Nun, ich will zuerst versuchen, in der auch für Sie faßbaren Welt zu bleiben. Dort gibt es häufig Dinge, vor oder neben den großen Ereignissen, die Sie als Geschichte erfahren, die Menschen wie Ihnen sehr wohl zugänglich wären. Doch Sie halten sie für unbedeutend oder übersehen sie gar. Sie kennen die Geschichte des Dritten Reichs vermutlich so, wie man sie allgemein darstellt. Es gab einen Mann, begabt als Redner und skrupellos in seinen Methoden, eben Hitler. Er hatte seine Partei, die NSDAP. Und dann schließlich waren da noch die sogenannten Umstände. Die Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre, die deutsche Niederlage des des Ersten Weltkriegs und so weiter. All das zusammen ergab eben die Geschichte, wie sie schließlich abgelaufen ist. Die Machtergreifung der NSDAP, der Krieg, der Zusammenbruch.

Nichts anderes als ein bedauernswerter historischer Zufall sozusagen. Ist es nicht so?“

„Warum nicht? Aber ich habe Sie nach der Verbindung zwischen dem Dritten Reich und Tibet gefragt. Was ist damit?“

„Zuerst habe ich versucht, die Geschichte so darzustellen, wie Sie sie vermutlich sehen. Darin kann eine SS-Expedition nach Tibet bestenfalls ein skurriles Detail am Rande sein. Sinnlos, unbedeutend und vernachlässigbar. Doch es gibt auch eine andere Version der Geschichte. Jene von der Hand hinter dem Teekessel. Und in dieser spielt Tibet eine weit bedeutendere Rolle. Ich habe schon davon gesprochen, daß an der Auswahl der Expeditionsteilnehmer neben Himmler auch Karl Haushofer beteiligt...“

„Wer war das? Ich habe diesen Namen noch nie gehört.“

„Ich sagte ja, daß es Dinge gibt, die Sie einfach übersehen. Und doch glauben Sie, auf diese Weise die Geschichte begreifen zu können. Karl Haushofer war einer der wichtigsten Männer des Dritten Reichs. Sozusagen eine der Hände hinter dem Kessel, wenn Sie so wollen. Und doch wissen nur verhältnismäßig wenige Menschen über ihn Bescheid. Und noch weniger kennen seine wahre Bedeutung. In Universitätskreisen ist Haushofer seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wegen bekannt geworden. Er gilt als einer der Begründer der Geopolitik. Nach dem Krieg hat man ihm vorgeworfen, er hätte Hitlers Lebensraumkonzepte inspiriert. In gewisser Weise ist das auch richtig, wenn auch lange nicht so, wie man es darstellt. Haushofer war erstmals in Tibet, lange bevor in Deutschland ein Adolf Hitler auf der politischen Bühne erschien.“

„Und? Was soll daran von Bedeutung sein?“

„Sie wollten wissen, warum ich hierher kam. Ich versuche gerade, es Ihnen zu erklären.“

„Entschuldigen Sie.“

Weigert war so aufgeregt, daß er – entgegen seinen sonstigen journalistischen Gewohnheiten – sein Gegenüber gar nicht richtig zu Wort kommen ließ.

„Haushofer knüpfte während des Ersten Weltkriegs Kontakte mit Eingeweihten der Gelbmützen. Die Gelbmützen sind eine 1409 von Tsongkhapa, einem buddhistischen Reformator, gegründete Sekte. Bis heute haben sie in Tibet großen Einfluß. Und nicht nur in Tibet. Die Kontakte zwischen Haushofer und den Gelbmützen führten dazu, daß sich in den zwanziger Jahren einige tibetische Gemeinden in Deutschland bildeten. Viele von ihnen hielten Kontakte zu wichtigen Persönlichkeiten der damals immer stärker werdenden NSDAP. Haushofer hatte diese hergestellt. Nach 1933 wurden dann, vor allem auf Veranlassung des Ahnenerbes, mehrere Expeditionen durchgeführt. Die, der ich angehörte, war die letzte.“

„Sie werden verstehen, daß ich mit einigen Dingen nicht so vertraut bin wie Sie. Was war das Ahnenerbe?“

„Das Ahnenerbe war ein Forschungsamt mit mehreren Dutzend Instituten. Es unterstand der SS. Offiziell beschäftigte es sich mit wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Vor- und Frühgeschichte, vor allem natürlich mit den Germanen. Aber das waren nur die Außengesichter für das profane Volk. Viel wichtiger, doch weit weniger bekannt, waren einige Abteilungen, die sich mit Dingen auseinandersetzten, die Sie wohl als okkult bezeichnen würden.“

„Darf ich daraus etwa schließen, daß die eigentliche Verbindung zwischen dem Dritten Reich und dem Himalaya eine okkulte war?“

„Ja, das dürfen Sie.“

Eines schien klar: Steiner sprach nüchtern und sachlich. Er hatte keine Probleme, Dinge aus seinem Gedächtnis hervorzukramen, die Jahrzehnte zurücklagen. Auch sonst machte er keineswegs einen verwirrten Eindruck.

Was wollte er mit seinen Ausführungen sagen? Weigert überlegte. Er hatte schon davon gehört, daß Himmler einige Marotten gehabt hatte. In einem Buch hatte er gelesen, daß sich der Chef der SS die Zukunft aus den Sternen hatte vorhersagen lassen. Gut und schön, das hatten auch schon amerikanische Präsidenten gemacht. Warum also nicht auch ein paar Expeditionen nach Tibet? Zugegeben, dieser Aspekt des Dritten Reiches kam ihm recht seltsam vor. Falls er stimmte. Schließlich konnte ihm Steiner ja auch das Blaue vom Himmel herunterlügen. Aber welche Bedeutung hatte das schon? Und vor allem, was hatte das mit Volker, Greenspan oder Martin zu tun? Diese waren jetzt ermordet worden, Jahrzehnte nach dem Ende des Dritten Reichs.

Weigert nahm einen Schluck von seinem Tee. Der Reihe nach, dachte er.

„Was war das für eine ...okkulte... Verbindung?“

Steiner sah ihn an, als ob er überlegte, was er ihm jetzt sagen sollte. Fünf, zehn Sekunden verstrichen, dann sprach er.

„Wir waren auf der Suche nach den Wesen von Thule.“

„Thule?“

„Ich sehe, der Name sagt Ihnen nichts. Und doch bin ich sicher, daß Sie schon davon gehört haben, wenngleich auch als Legende.“

„Welche Legende?“

„Die Legende von Atlantis. Oder eben die Wahrheit von Thule.“

Legende? Wahrheit? Atlantis? War Steiner jetzt völlig ausgerastet?

„Was meinen Sie damit?“

„Vor zwölftausend Jahren ging ein Reich in einer riesigen Katastrophe zu Ende, wie es bis heute nie wieder auf der Welt existiert hat. Thule war das Reich einer Rasse, die von den Göttern abstammte. Diese Rasse verfügte über ein unbeschreibliches Wissen, das weit über das heute bekannte hinausging. Doch es war kein Wissen, wie wir es heute kennen. Der Mensch der Gegenwart ist degeneriert. Er kann nur mehr Dinge erfassen, die seine fünf Sinne wahrnehmen können. Und er kann diese Dinge nur mehr nach den Gesetzen der Logik und der Rationalität verarbeiten. Die Wesen aus Thule dagegen lebten ebenso in der geistigen Welt wie in der materiellen.“

Weigert blickte verständnislos, doch Steiner achtete nicht darauf. In seinen Augen lag ein eigenartiges Glänzen. Er fuhr einfach fort.

„Einige der Wesen aus Thule überlebten die Katastrophe, die die Bibel als Sintflut beschreibt. Sie zogen in die Welt und trafen dort auf die Anfänge der Menschheit, die gerade ihre ersten Schritte in die Geschichte machte. Sie wurden als Götter verehrt, kein Wunder, denn sie stammten von ihnen ab. Ihre Fähigkeiten faszinierten die Menschen, die keine Erklärung dafür hatten. Doch was sollten die Wesen von Thule mit den Menschen tun? Diese Frage spaltete die letzten Abkömmlinge der Götter. Die einen wollten, wenn die Zeit dafür reif war, aus den Menschen ihresgleichen machen. Sie wollten ihnen den Hauch des Göttlichen verleihen und sie teilhaben lassen an ihrem gigantischen Wissen, sie emporsteigen lassen zu neuen Höhen. Die anderen wollten, daß die Menschen bleiben, was sie sind. Diese Gruppe wollte weiterhin als Götter verehrt werden. Für sie waren die Menschen nichts anderes als Herden von höheren Tieren, die der Führung von Hirten bedürfen. Sie wollten ihr göttliches Wissen mit niemandem teilen, denn sie fühlten sich selbst als Götter. Und so kam es, daß sich die Wesen von Thule in zwei Gruppen aufspalteten. Die einen folgten dem Weg zur linken Hand und nannten sich nach ihrem Orakel Agarthi. Die anderen, die dem Rechtsweg folgten und weiterhin als Götter verehrt werden wollten, waren die Schamballah. Beide Gruppen aber, selbst jene der Schamballah, vermischten sich im Laufe der Jahrtausende mit den Menschen, so daß sie ihnen äußerlich immer mehr glichen. Und doch wurde das aus Thule überlieferte Wissen bis heute bewahrt. Die beiden Gruppen aber, Agarthi und Schamballah, stehen seit Jahrtausenden im Kampf gegeneinander. Und das unterschiedliche Schicksal, das sie den Menschen zugebracht haben, ist der Grund dafür.“

„Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“ Weigert machte sich keine Mühe, sein Urteil zu verbergen. „Und wie geht die Geschichte weiter? Was hat sie mit Tibet zu tun?“ „Tibet deshalb, weil nach der Katastrophe von Thule eine der größten überlebenden Gruppen in das Himalaya-Gebiet gekommen ist. Da sie hier lange keinen Kontakt mit Menschen hatte, hat sie ihr Wissen und ihre Fähigkeiten länger bewahrt als die anderen, bei denen so manches verloren ging. Als sie dann auf Menschen traf, entschloß sie sich für den Weg von Agarthi.“

Ein politischer Mord war der Anlaß für eine Kette von Ereignissen gewesen, die Weigert den Job gekostet, ihn an den Rand der Verhaftung gebracht und schließlich bis nach Tibet geführt hatte. Und jetzt auch noch so etwas! Seine Story, über die er sich hier Klarheit erhofft hatte, wurde stattdessen immer komplizierter. SS-Leute, die einem jahrtausendealten Mythos anhängen und in Tibet die Reste einer untergegangenen Rasse suchten, während sich draußen, in der Welt, die er als einzige anzuerkennen bereit war, Dinge zutrugen, die damit in Zusammenhang zu stehen schienen. Wie hatte Steiner gesagt? Sie sehen nicht die Hand hinter dem Kessel.

„Sie halten das jetzt sicher alles für Unsinn, für eine Legende wie zahlreiche andere auch. Und Sie ziehen auch in Erwägung, daß ich Ihnen Lügen erzähle. Nicht wahr?“

Steiner zog fragend die Augenbrauen in die Höhe.

„Ja, das tue ich.“

„Stellen Sie einmal folgende Überlegung an, Herr Weigert: Betrachten Sie das, was ich Ihnen über das Reich der Thule erzählt habe, ruhig als Märchen. Sie werden vielleicht verstehen, daß das nicht meine Meinung ist. Aber wäre ich an Ihrer Stelle, würde ich vermutlich genauso handeln. Doch selbst wenn Sie das, was ich Ihnen jetzt erzählt habe, nur als Legende betrachten, so müssen Sie eines bedenken: Diese Legende wird, wie viele andere auch, von Menschen geglaubt. Und weil sie daran glauben, richten sie ihr Handeln danach aus. Und so wird das, was Sie, Weigert, bestenfalls als Mythos anzuerkennen bereit sind, in die auch für Sie faßbare Welt transformiert. Denn die Menschen schaffen geleitet von ihrem Glauben Ereignisse in jener realen Welt, die auch Ihnen zugänglich ist. Und diese Ereignisse wiederum beeinflussen die Geschichte, wie sie Menschen wie Sie kennen. Und doch reichen deren Wurzeln in eine Welt, die für Sie, Herr Weigert, einfach nicht existiert.“

Weigert hatte gespannt zugehört. Natürlich war es eine Legende. Aber hatte Steiner mit seinen Argumenten nicht trotzdem recht? Und doch, so betrachtet war alles eigentlich einfach und kompliziert zugleich. Weigert spinn den Gedanken weiter. Was wäre, wenn viele Persönlichkeiten aus der Geschichte oder in der heutigen Politik an solche Dinge glaubten? Dann gab es kaum noch ein Handeln, das den Begriff der Rationalität für sich beanspruchen könnte. War nicht auch die Ära, aus der Steiner kam oder zu kommen vorgab, etwas zutiefst Irrationales gewesen? Wenn dem so wäre, dann wäre die Welt nur mehr ein Kräftespiel von...

„...esoterischen Ideen.“

Weigert schrak auf, denn Steiner hatte seinen nur gedachten Satz zu Ende geführt.

„Was haben Sie da gesagt?“

Weigerts Verwirrung nahm zu.

„Esoterische Ideen. Wenn wir annehmen, daß bedeutende Menschen an solche Ideen glauben und ihr Handeln danach ausrichten, dann ist die Geschichte nicht mehr nur ein Wettstreit von Völkern, Parteien oder Wirtschaftskräften, sondern auch – und ich würde sagen vor allem – ein Wettstreit solcher Ideen. Dies wäre zumindest eine Hypothese, die Sie, der annimmt, daß diese Ideen keine Gültigkeit per se haben, akzeptieren könnten.“

Hatte Steiner nur zufällig denselben Gedanken aufgegriffen? Es mußte wohl so sein.

„Nun ja...“

„Haben Sie jemals an der Bibel gezweifelt?“

„Wer hat daran noch nicht gezweifelt?“

„Entschuldigen Sie, meine Frage war etwas unpräzise. Ich habe « gemeint, ob Sie jemals an der Macht der Bibel gezweifelt haben, nicht an ihrem Inhalt.“

Weigert dachte nach. Steiner fuhr fort. Dabei umspielte ein Lächeln seinen Mund.

„Selbst wenn Sie nicht an das glauben, was Altes und Neues Testament verkünden, werden Sie doch zugeben, daß das Christentum die Geschichte beträchtlich beeinflußt hat.“

Hätten alle Menschen, so wie Sie, nicht daran geglaubt, dann wäre ein solcher Einfluß undenkbar gewesen.“

Gut, so weit war Weigert bereit zu folgen. Doch langsam dämmerte ihm, daß selbst dieser kleine Schritt, der ihn nur an den Rand der von ihm erfaßten Welt und noch lange nicht darüber hinaus brachte, einer Revolution gleichkam. Geschichte und Politik als Wettstreit irrationaler Ideen, weil Menschen daran glaubten. Die Logik, die sich daraus ergab, war zu zwingend, um sie einfach vom Tisch zu fegen. Und doch dachte heute niemand ernsthaft daran, auch diese Dinge zu berücksichtigen, wenn es um die Erklärung historischer und politischer Ereignisse ging. Auch er, der politische Journalist, hatte sich darüber noch nie Gedanken gemacht. Eigentlich ein unverzeihlicher Fehler. Hatte es dazu wirklich erst des Anblicks der schwarzen Sonne auf der Stirn eines Toten bedurft?

„Wie Sie jetzt vielleicht etwas besser verstehen können, war Tibet deshalb keinesfalls nur eine persönliche Marotte Himmlers. Es war sehr wichtig für die Führung des Dritten Reichs, hier zu suchen. Und doch war es nur ein kleines Steinchen in einem gigantischen Mosaik.“

„Einem Mosaik der Vernichtung.“

Weigert mußte seiner Abneigung Luft machen und doch spürte er, daß seine moralischen Dimensionen hier, im Himalaya, von Angesicht zu Angesicht mit Steiner, einfach keine Gültigkeit hatten. Sie waren menschlich, doch Steiner sprach von den Göttern.

„Wenn Sie von Vernichtung reden, so meinen Sie sicher den Krieg und die Lager, Dinge, die Sie vermutlich als einzigartig in der Geschichte empfinden, im negativen Sinn selbstverständlich. Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie es dazu kommen konnte?“

Weigert war etwas überrascht über die Frage. Dann aber wurde ihm klar, daß Steiner ihn nur erzählen lassen wollte, um einen Vertreter der einen Wirklichkeit zu Wort kommen zu lassen. Dann würde er dieser die andere, seine Wirklichkeit entgegenhalten.

„Ich nehme an, daß meine Version eine andere ist als die Ihre. Und ich gehe weiters davon aus, daß Ihnen meine Version geläufig ist. Sie deckt sich mit der, die in den Geschichtsbüchern zu finden ist. Wie wäre es also, wenn gleich Sie beginnen?“

„Man merkt, daß Sie Journalist sind.“

Nachdem Steiner seinen Namen kannte, war es eigentlich auch nicht weiter verwunderlich, daß er auch seinen Beruf wußte. Trotzdem stieg Weigerts Verunsicherung.

„Für Sie beginnt die Geschichte des Dritten Reichs vermutlich mit dem Aufstieg der NSDAP in den zwanziger Jahren. Noch 1923, als Hitler und seine Leute zur Münchner Feldherrnhalle marschierten, waren die Partei und ihr Führer nicht mehr als lokale bayrische Erscheinungen. Doch die Weichen für alles, was noch kommen sollte, waren bereits Jahre zuvor gestellt worden: die Machtübernahme in Deutschland, der Aufbau eines Staates nach völlig neuen Gesetzmäßigkeiten, der Drang zur Expansion in Europa und darüber hinaus.“

„Wenn ich davon ausgehe, daß sich die Weltanschauung von Hitler und den wichtigsten seiner Gefolgsleute vor deren Einstieg in die Politik gebildet hatte, dann erscheint mir das auch nicht weiter verwunderlich. Schließlich war Hitler, soweit ich weiß, dreißig Jahre alt, als er der Partei beitrug.“

„Damit haben Sie recht, doch in einem ganz anderen Sinn, als Sie es vermuten.“

„Könnten Sie vielleicht etwas präziser werden?“

„Gern. Am 26. Dezember 1923, als Hitler nach dem mißglückten Putsch im Gefängnis saß, starb in München ein gewisser Dietrich Eckart. Wenige Minuten, bevor er starb, sagte er: ‚Folgt Hitler! Wir haben ihm die Mittel gegeben, mit IHNEN in Verbindung zu treten. Beklagt mich nicht, meine Freunde. Ich werde mehr Einfluß auf die Geschichte gehabt haben als jeder andere Deutsche. Hitler wird tanzen, aber die Musik zu seinem Tanz haben wir komponiert.‘ Eckart war...“

„Sterbende sagen viel und befinden sich nicht immer im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte.“

Weigerts Stimme hatte den Klang eines Staatsanwalts, der vor Gericht für „schuldig“ plädiert.

„Ich verstehe, daß Sie als Journalist Fragen stellen müssen, kritische Fragen. Doch ich denke, daß wir hier nicht in einer Auseinandersetzung stehen, bei der der eine den anderen überzeugen muß, daß jeweils seine Sicht die richtige ist. Das ist ohnehin unmöglich, denn wir kommen aus zwei verschiedenen Welten. Ich kenne die Ihre sehr gut, doch Sie kennen die meine nicht. Hören Sie sich an, was ich Ihnen zu erzählen habe. Denken Sie darüber nach, überprüfen Sie die Fakten, wenn Sie wieder zurück in Europa sind, und dann glauben oder verwerfen Sie es, wie es Ihnen beliebt.“

„Worauf Sie sich verlassen können.“

„Also: Dietrich Eckart war Dichter und Schriftsteller. Unter anderem schrieb er eine damals vielbeachtete Fassung des ‚Peer Gynt‘. Er war ein Bohemien, der sich gern in der Münchner Gesellschaft bewegte. Doch all das ist Nebensache. Vor allem war er ein Eingeweihter der Thule-Gesellschaft.“

„Ich darf wohl annehmen, daß der Name der Legende entlehnt wurde, die Sie mir zuerst erzählt haben?“

„Richtig. Die Gesellschaft wurde am 17. August 1918 gegründet. Ihre Logenräume befanden sich im Münchner Hotel ‚Vier Jahreszeiten‘. Der Gründer war ein gewisser Rudolf von Sebottendorf, der mit richtigem Namen Rudolf Glauer hieß. Sebottendorf verbrachte viele Jahre im Nahen Osten, wo er mit zahlreichen okkulten Gesellschaften in Kontakt stand. Schließlich kehrte er nach Deutschland zurück. Er traf dort auf Hermann Pohl, den Meister des Germanenordens, dem er sich anschloß. Zur Wintersonnenwende 1917 wird Sebottendorf Meister der bayrischen Organisationen dieses Ordens. Im Juni 1918 kaufte er eine Zeitung, den Münchner Beobachter, deren Redaktionsräumlichkeiten ebenfalls in die ‚Vier Jahreszeiten‘ verlegt wurden. Später geht daraus der Völkische Beobachter hervor, das Parteiblatt der NSDAP, wie Sie sicher wissen.“

Sebottendorf will, daß seine esoterischen Ideen auch in der realen Welt Macht entfalten. Die Thule-Gesellschaft soll ein Bindeglied zwischen beiden Welten werden. Sie soll für jene, die wirklich nach Einweihung streben, ein Sprungbrett sein. Gleichzeitig soll sie, nun ja, normalen Menschen die Möglichkeit bieten, sich damit zu identifizieren. Also schafft man eine sozusagen profane, populäre Version des echten Wissens. Um Einfluß zu erlangen, tritt man vor allem an gewichtige Persönlichkeiten heran. Man versucht Politiker, Journalisten, Unternehmer, Offiziere, Ärzte, Rechtsanwälte und dergleichen für die Thule-Gesellschaft zu gewinnen. Und es gelingt. Da sich dort immer mehr einflußreiche Männer sammeln, kommen weitere dazu, um von den Kontakten unter den Logenbrüdern zu profitieren. Und doch vereint sie, die einen mehr, die anderen weniger, ein gemeinsames Weltbild, das ihnen Sebottendorf vorgegeben hat und in dem sie sich wiederfinden können. Kein Wunder, denn dieses mythologische Weltbild ist allgemein genug gehalten, um jedem – innerhalb eines gewissen Rahmens natürlich – seine Interpretation zu lassen. Natürlich hat Sebottendorf diese Strategie nicht erfunden. Betrachten Sie die Politik

einmal aus diesem Blickwinkel, werden Sie feststellen, daß sehr häufig auf diese Art der Grundstein für das spätere, scheinbar plötzliche Aufkommen von Ideen und Organisationen gelegt wird. Begonnen aber hat es häufig lange vorher, unbeachtet von der Öffentlichkeit und unbeachtet auch von Journalisten wie Ihnen, Herr Weigert.

Bald schon gehören der Thule-Gesellschaft viele einflußreiche Mitglieder der Münchner Gesellschaft an. Darüber hinaus aber sammeln sich darin auch wirklich Eingeweihte: Alfred Rosenberg, ein Freund Dietrich Eckarts und späterer Chefideologe der NSDAP, Rudolf Heß, der spätere Stellvertreter Hitlers, aber auch Karl Haushofer, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Ich will Sie nicht weiter mit der Aufzählung von Namen langweilen, doch Sie können davon ausgehen, daß so gut wie alle Persönlichkeiten, die die spätere Politik der NSDAP und des Dritten Reichs beeinflussten, der Thule-Gesellschaft angehörten oder ihr zumindest nahestanden.

Ach ja, die NSDAP: Als Brennpunkt der Ideen, sozusagen als Vehikel in der realen Welt, ist natürlich auch sie eine Schöpfung der Thule-Gesellschaft. Die Thule-Brüder Anton Drexler und Karl Harrer gründeten 1919 auf Anweisung der Gesellschaft die Deutsche Arbeiterpartei, die im Februar 1920 in Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei umbenannt wird. Als Hitler wenige Monate nach der Gründung der DAP zu ihr stößt, ist er eingebettet in ein Netz von Thule-Leuten: Geschäftsführer ist Max Amann. Chefredakteur der Parteizeitung, des Beobachters, ist Dietrich Eckart. Dessen Stellvertreter ist Alfred Rosenberg. Auch das Zeichen der Partei – das Hakenkreuz –, das später Millionen Menschen in seinen Bann ziehen sollte, kam aus den Kreisen der Thule.

Sebottendorf hatte ganze Arbeit geleistet. Er hatte gesät, was erst Jahre später in voller Größe aufgehen sollte. Es war Zeit für ihn, zu verschwinden. Er selbst schrieb damals: „Die Thule-Gesellschaft hatte ihren Zweck erfüllt, sie mußte vergehen, damit das Neue werden konnte, das schon an der Schwelle stand.“

Mit dem Aufstieg der NSDAP verlor die Gesellschaft ihre formale Bedeutung. Was sich früher in ihr gesammelt hatte, sammelte sich jetzt in der Partei. Die Idee aber lebte weiter, denn sie ist nie so ohnmächtig, es nur bis zur Idee zu bringen. 1930 schließlich wurde die Thule-Gesellschaft liquidiert, Sebottendorf verschwand. Am 9. Mai 1945, einen Tag nach dem Kriegsende in Europa, zog man ihn tot aus dem Bosphorus.“

Während Steiner sprach, hatte Weigert Papier und Bleistift aus seinem Rucksack geholt und begonnen, sich Notizen zu machen. Steiner schien nichts dagegen zu haben.

„Die Quintessenz dessen, was Sie mir erzählen, ist also, daß am Anfang der NSDAP und damit eigentlich auch am Anfang des Dritten Reichs eine Geheimgesellschaft stand, die ihr Wirken vor allem aus esoterischen Ideen ableitete. Dann käme dem Nationalsozialismus doch viel eher der Charakter einer Sekte oder Religion als einer politischen Bewegung zu?“

„Ich sehe, Sie beginnen zu begreifen. Hermann Rauschning, der ehemalige Senatspräsident von Danzig, der die Partei hassen lernte, schrieb dazu: ‚Jeder Deutsche steht mit einem Fuß in Atlantis, in dem er einen recht stattlichen Erbhof sein eigen nennt. Diese Eigenschaft der Duplizität der Naturen, die Fähigkeit, in doppelten Welten zu leben, eine imaginäre immer wieder in die reale hinein zu projizieren – all dies trifft auf besondere Weise auf Hitler und seinen magischen Sozialismus zu. Für alle Zukurzgekommenen ist der Nationalsozialismus der Traum von der großen Magie.‘ Aber wer hat Rauschning und einige andere schon wirklich ernst genommen? Es gibt wohl keine historische Periode, die so genau erforscht und analysiert wurde, wie die des Nationalsozialismus. Aber das Weltbild der Historiker ist ein reales, eines des Zähl- und Meßbaren. Selbst wenn sie auf Dinge stießen, die es ihnen ermöglicht hätten, hinter die Kulissen zu sehen, haben sie daraus keine ernsthaften Konsequenzen gezogen. Dabei hätten sie nur Hitler, den sie vielfach todernst nahmen, auch dann ernst nehmen sollen, als er sagte: ‚Ihr wißt nichts von

mir, meine Parteigenossen haben keine Ahnung von den Träumen, die mich bewegen und von dem grandiosen Gebäude, dessen Grundmauern zumindest stehen werden, wenn ich sterbe. Es wird sich eine Umwälzung auf der Erde vollziehen, die ihr, die Nicht-Eingeweihten, nicht verstehen könnt. Das, was hier vor sich geht, ist mehr als das Heraufkommen einer neuen Religion, es ist der Wille zu einer neuen Menschenschöpfung.'

Die Historiker haben für solche und ähnliche Aussagen nur Größenwahn als Erklärung parat, weil es die Dimensionen übersteigt, in denen sie denken. Daß hinter einem Mann, der vom gescheiterten Maler aus dem Nichts zum Herrn über Europa aufstieg, vielleicht mehr gestanden haben könnte als eine unglückliche Verkettung von Umständen, kam und kommt ihnen nie wirklich in den Sinn. Und wenn sie sich tatsächlich mit dem okkulten Hintergrund auseinandersetzten, würde man sie selbst des Okkultismus bezichtigen. In einer Welt der Rationalität wäre das ihr wissenschaftliches Todesurteil."

Weigert hatte wie wild in seinem Notizbuch mitgeschrieben. Erst nach und nach sickerte das Gesagte in seine Gedanken, verband sich dort mit anderen und schuf neue.

„Gesetzt den Fall, Sie haben damit recht. Die ganze Sache hat dann aber immer noch einen großen Haken.“

„Und der wäre?“

„Nehmen wir an, die Mitglieder einer solchen Geheimgesellschaft hätten tatsächlich den Plan gehabt, eine Partei zu schaffen und damit die Macht in einem Land oder womöglich noch darüber hinaus zu erringen. Ich kann mir dabei durchaus vorstellen, daß sie es durch entsprechende Mechanismen schaffen konnten, an die wesentlichen Schalthebel zu gelangen. Was ich mir aber nicht vorstellen kann, ist, daß ein solcher Plan auch tatsächlich voll aufgeht. Denn schließlich agierten ja Ihre Oberesoteriker inmitten einer profanen Welt. Und da gibt es noch ganz andere Dinge, die eine Rolle spielen. Was wäre gewesen, wenn es die Wirtschaftskrise nicht gegeben hätte, die so viele Menschen in Hitlers Arme trieb? Was wäre gewesen, wenn die Regierung kurzen Prozeß mit der NSDAP und ihren Anführern gemacht hätte? Was wäre passiert, wenn etwa die Franzosen die Besetzung des Rheinlandes nicht geduldet und dem damals noch militärisch schwachen Deutschland eine Lektion erteilt hätten? Was wäre gewesen, wenn Hitler beim Putsch von 1923 erschossen worden wäre? Sie selbst sprechen immer von zwei Welten, Steiner. Ich will das einmal anerkennen, nicht, weil ich es wirklich glaube, sondern weil wir sonst keine Gesprächsbasis mehr hätten. Doch wenn Ihre Welt in die meine hinabsteigt, dann gehorcht sie dort auch deren Gesetzen. Ein solches Unternehmen, sozusagen von null auf hundert, ist nicht im voraus planbar. Da gibt es zu viele Unwägbarkeiten, die einem einen Strich durch die Rechnung machen können. Das ist es, was Ihre Weltverschwörungstheorien in ein schiefes Licht bringt.“

„Esoterisches Wissen läßt sich nicht eins zu eins in politische Ziele transferieren. Es kann viele Erscheinungsformen annehmen. Die Eingeweihten der Thule-Gesellschaft schufen die NSDAP mit ihrem Programm, weil es vor dem Hintergrund der damaligen Zeit erfolgversprechend war. Zu einem anderen Zeitpunkt hätten sie anderes geschaffen. Das wahre Wissen steht immer über dessen Ausprägungsform in der realen Welt, denn diese ist vergänglich. Das Wissen nicht. Das macht es Menschen wie Ihnen übrigens auch so schwer, die wahren Kräfte der Geschichte zu erkennen. Sie ändern immer wieder ihre Gestalt, doch nie ihren Kern, der Ihnen, Weigert, freilich verborgen bleibt. Die Menschen, die sich mit diesen Mächten verbinden, denken in ganz anderen Zeiträumen. Ein Lebensalter ist da nur ein Hauch von Vergänglichkeit.“

Damit haben Sie auch schon die Antwort auf Ihre Zweifel. Wären die Unwägbarkeiten, von denen Sie sprechen, eingetroffen, dann hätte man es eben anders versucht – mit anderen Strukturen, an einem anderen Ort oder zu einer anderen Zeit. Eingeweihte ken-

nen das niedere Verlangen nicht, die Früchte ihrer Arbeit noch Zeit ihres irdischen Lebens ernten zu müssen.

Natürlich haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß beim Abstieg in die reale Welt auch deren Gesetze ins Spiel kommen. Die Männer der Thule-Gesellschaft haben sich dies zunutze gemacht. Sie kalkulierten die Möglichkeiten, die die Zeit ihnen gab. Und sie reagierten flexibel auf Änderungen, wenn es notwendig war. Solche Männer brauchen keine politische Dogmatik, da sie ihre Berufung aus ganz anderen Quellen ziehen. Nur den profanen Menschen muß man konstante Werte geben, damit sie irgend etwas haben, woran sie sich festhalten können. Diese Menschen wollen morgen schon den Erfolg ihrer Bemühungen sehen, einen Erfolg, den sie an- und begreifen können. Der Eingeweihte dient einer Idee, die vielleicht erst übermorgen auch die irdische Welt erfaßt, und wenn nicht übermorgen, dann im nächsten Jahrtausend.“

Langsam begann Weigert zu begreifen, daß hier der Schlüssel für seine Story lag. Bis jetzt hatten Steiner und er nur über jahrzehntelang zurückliegende Ereignisse gesprochen. Doch Weigert war gekommen, um die Spur der schwarzen Sonne aufzunehmen, einer Sonne, deren tödliche Strahlen heute ihre Opfer erfaßten. Steiner hatte etwas damit zu tun, das stand außer Zweifel, auch wenn er bisher nur von Ereignissen gesprochen hatte, die längst Geschichte waren. Wenn Steiner an den beiden Attentaten beteiligt war, dann kam es auf einen Toten mehr oder weniger nicht mehr an. Weigert griff nach seinem Rucksack, um ihn näher an das Bett zu stellen, auf dem er immer noch saß. Im Notfall wollte er die Pistole möglichst rasch erreichen können, denn er hatte keine Lust, das nächste Opfer der schwarzen Sonne zu werden. Steiner unterbrach seine Bemühungen.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Weigert. Ich habe kein Interesse, Ihnen Ihr ohnehin vergängliches Leben zu nehmen. Um Ihnen die umgekehrte Entscheidung zu erleichtern, habe ich mir erlaubt, Ihre Pistole aus dem Rucksack zu entfernen. Die einzige Waffe, die Ihnen hier etwas nützt, ist Ihr Geist. Benutzen Sie ihn! Es ist die einzige Chance, aus Ihrem persönlichen Schlamassel herauszukommen!“

Weigert erschrak.

„Was wissen Sie denn darüber?“

„Zum Beispiel, daß man Sie wegen zweifachen Mordes sucht.“

Verdammt! Weigert ließ den Rucksack los. Was hatte Steiner mit ihm vor? Er kannte offensichtlich die Lage, in der er war. Und doch erzählte er ihm seine Version der Geschichte. Wollte er ihn benutzen? Vielleicht als Steinchen in jenem obskuren Mosaik, welches er vor ihm ausbreitete?

„Schon gut, Weigert.“

Steiners Stimme war nun wieder ruhig.

„Niemand kann von Ihnen verlangen, daß Sie sich in die Höhle des Löwen – zumindest aus Ihrer Sicht – begeben, ohne Vorsorge zu treffen. Ich hätte es nicht anders gemacht.“

„Wenn wir schon dabei sind, dann scheint es an der Zeit, mit unseren Betrachtungen in die Gegenwart zurückzukehren. Bringen wir die Sache also auf den Punkt: Wenn das stimmt, was Sie erzählen, dann muß es Strukturen geben, die über Jahrhunderte hinweg aufrecht erhalten werden, wo Traditionen und geheimes Wissen weitergegeben werden. Und manchmal greifen diese aus ihrer Welt herab mitten in das Rad der real existierenden Geschichte.“

Weigert erschauerte, als er sich plötzlich der Konsequenz seiner Gedanken bewußt wurde. Da war sie, die Brücke, nach der er gesucht hatte! Erregt fuhr er fort.

„Und wenn ich diesen Gedanken weiterspinn, dann ist es nur logisch, daß der Spuk nicht zu Ende ging, als 1945 das reale Zerrbild, das die Thule-Gesellschaft in dieser Welt geschaffen hatte, auf dem Misthaufen der Geschichte landete.“

„So ist es.“

„Nachdem jedoch auch die Thule-Gesellschaft eigens für diese massenmörderische Veranstaltung gegründet wurde, die ganz Europa in Trümmern zurückließ, gab es etwas dahinter, etwas, das vor der Thule existierte und das auch nach ihrem Ende weiterlebte. Etwas also, das auch heute noch besteht!“

„Erinnern Sie sich noch an die Männer von Agarthi, von denen ich Ihnen erzählt habe? Ihr Schoß ist noch immer fruchtbar. Sie sollten Legenden ernster nehmen.“

Weigert wußte einen Moment lang nicht, ob er träumte oder das alles wirklich erlebte. Die Stimme Steiners machte ihm beinahe schmerzhaft bewußt, daß es kein Traum war.

„Die Männer von Agarthi leben seit Jahrtausenden unter den Menschen. 1945 war das Ende eines gescheiterten Versuchs, die Kräfte der Schamballah zu besiegen. Doch es war noch lange nicht das Ende der Ideen von Agarthi. Wir hatten vorgesorgt.“

Weigert fiel auf, daß Steiner erstmals von „Wir“ sprach. Die ganze Zeit über hatte er nur berichtet, als sei er Außenstehender, ein Chronist von Ereignissen, an denen er selbst keinen Anteil hatte. Zeitweise hatte Weigert dabei sogar vergessen, daß Steiner ja auch ein Teil dieses okkulten Mosaiks war.

„Nur wenige Stunden nach meiner Geburt wurde ich den Männern von Agarthi geweiht. Während ich aufwuchs, lehrte man mich das geheime Wissen, das sie über Jahrtausende bewahrt hatten. Als ich 20 Jahre alt war, erhielt ich im Tempel der Wewelsburg meine letzte Weihe. Draußen tobte bereits der Krieg. Die Wehrmacht siegte – noch. Wir aber bereiteten uns für die Zeit danach vor. Gleichgültig, wie der Kampf ausgehen sollte, wir sollten hinausgehen in die Welt, um das Wissen zu bewahren, das Wissen davon, daß der Mensch den Göttern ins Angesicht blicken kann, wenn er nur selbst lernt, eines zu besitzen.“

Es gab Hunderte wie mich in Deutschland. Ich ging mit zwölf meiner Kameraden 1942 nach Tibet, um anderen zu folgen, die schon länger hier waren. Als sich zeigte, daß das Kriegsglück nicht mehr auf der Seite Agarthis stand, wurden viele andere aus dem Reich fortgeschallt. Mit Flugzeugen, Schiffen, U-Booten oder auf dem Landweg. Sie hatten es nicht schwer, in der Welt Fuß zu fassen. Denn nur die wenigsten von ihnen hatten eine verfängliche Vergangenheit in den NS-Strukturen, die belegbar gewesen wäre. Außerdem hatten wir alle eine hervorragende Ausbildung genossen, um uns auch in der realen Welt eine angemessene Position schaffen zu können. Alle, die gingen, waren bereit, das Wissen Agarthis zu bewahren, um in einer fernen Stunde, in anderer Gestalt, wieder zu kommen. Die schwarze Sonne, das Zeichen Agarthis, lebt. Das ist die Wahrheit, Weigert. Und deshalb sind Sie hier.“

Weigert war perplex. Ja, deshalb war er hier. Doch er war auch hier, um seine eigene Haut zu retten, da er mit einer Anklage wegen Mordes rechnen mußte, Morden, die er nicht begangen hatte. Wie unwichtig sich dies doch angesichts der Schilderungen Steiners ausnahm.

Wenn Steiner recht hatte... Weigert wollte es nicht begreifen. Sollte er sein ganzes Weltbild einfach über Bord werfen, nur weil ihm ein verrückter SS-Mann ein paar Geschichten auftischte? Und selbst wenn, was sollte er dann tun? Nach Hause zurückkehren und der Polizei oder Hillgruber die Legende der Männer von Agartha erzählen? Man würde ihn in ein Irrenhaus stecken. Da war das Gefängnis noch der bessere Ort.

Noch war er mit Steiner aber nicht fertig.

„Pierre Martin ist darauf gestoßen, daß Sie in der Wewelsburg eingeweiht wurden. Und er hat entdeckt, daß Sie hier in Tibet leben. Deshalb haben Sie ihn und seine Frau umgebracht! Mich will man jetzt dafür verantwortlich machen! Und Volker und Greenspan sind die ersten Opfer Ihrer okkulten Wiedergeburt, wofür die Islamische Volksfront als Täter herhalten muß!“

Weigert war aus seinem Schlafsack gestiegen und aufgestanden. Er schrie jetzt beinahe. Steiner war ihm zuwider.

„Beruhigen Sie sich. Was Martin und dessen Frau betrifft, so haben wir absolut nichts damit zu tun. Martin war ein Hobbyhistoriker. Wie Sie wissen, beschäftigte er sich intensiv mit der Wewelsburg. Natürlich stieß er während seiner Arbeiten auch auf die okkulte Seite jener Zeit. Doch wie so viele, nahm er sie nicht ernst. Für ihn war das Firlfanz. Er suchte nach Fakten, nach Quellen, die er schwarz auf weiß überprüfen konnte. Dabei fiel ihm auch mein Name in die Hände. Er fand mich hier in Tibet, und ich half ihm bei seinen Recherchen über die Burg, doch nicht mehr. Mehr wollte er auch nicht. Wir benutzten ihn, um eine falsche Spur zu legen.“

„Die Wewelsburg als ganz normales SS-Zentrum, angereichert um ein paar Spinnereien von Heinrich Himmler, die sich nicht verbergen ließen. Aber keine Hinweise auf das, was dort wirklich geschah. War es das, was Sie wollten?“

„Ja.“

„Und als Martin mehr wissen wollte, haben Sie ihn getötet!“

„Nein. Martin war mir sympathisch geworden. Es entwickelte sich sogar so etwas wie Freundschaft. Er war einer der wenigen, die ich traf, der vorurteilsfrei an diese Zeit heranging. Zwar auf seine Art und ohne den Versuch zu machen, etwas reinzuwaschen, doch objektiv. Ganz so, wie es ihm sein Wissenschaftlerherz befahl. Er war in Ordnung, weil er Charakter hatte, ein Mann aus der realen Welt, der auch mir Respekt abverlangte. Wir haben Martin und seine Arbeit damals überprüft. Wir wußten, daß er nie auf den Gedanken kommen würde, die wahren Hintergründe zu enthüllen. Sie erschienen ihm als zu abstrus, denn sie paßten nicht in seine Welt.“

Weigert überlegte. Da waren noch Volker und Greenspan. Wenn Steiner bereit war, seine Beteiligung an diesen Morden zuzugeben, dann sprach er im Fall von Martin wohl die Wahrheit. Denn welchen Sinn machte es schon, zwei Tote zuzugeben und den dritten zu leugnen?

„Was haben Sie mit den Attentaten auf Volker und Greenspan zu tun? Die schwarze Sonne, die man ihnen auf die Stirn brannte, findet sich auf den Tonschalen wieder, in denen Sie Ihren Tee zubereiten!“

Steiner stand von dem Mauerpodest, auf dem er die meiste Zeit gehockt war, auf, ging ein paar Schritte in den Raum hinein und blieb dann stehen, den Rücken zu Weigert gewandt. Was kam jetzt? Der Showauftritt eines Magiers, der die Spannung seines Publikums zu erhöhen suchte, bevor er seinen besten Trick vorführte?

Ganz langsam, beinahe schleppend, kamen die Worte über Steiners Lippen.

„Und mit der Sonne... erwacht im Morgen, von strahlendem Glanz umgeben, ...der betörenden Schönheit aller Ewigkeit gleich, ...des Sieges triumphierendes Lächeln.“

Das Gedicht! Jetzt erinnerte sich Weigert an den Zettel, den er vor wenigen Tagen an seinem Wagen gefunden hatte. Wer hatte ihn dahin gesteckt? Die SS? Steiners Handlanger? Die Männer von Agarthi? Wer agierte wo? Wer war wichtig, wer unwichtig? Wo waren die Eingeweihten, wo die Profanen? Was war unterwandert, was war echt in der realen Welt? Oder war alles nur ein Potemkinsches Dorf? Was? Die reale Welt oder das, was Steiner ihm auftischte? Was war richtig, was falsch, was böse, was gut? Wenn Steiner die Wahrheit sagte, gab es kein oben und kein unten mehr.

„Was!?“

„Die schwarze Sonne wird wieder emporsteigen, hinauf aus der Mitternacht der Welt zu einem großen Mittag. Die Götter werden wieder zu tanzen beginnen und wir werden sie in uns tanzen lassen. Schon bald. In wenigen Wochen ist es soweit. Dann werden wir das Schicksal wieder in die Hand nehmen. Hinter uns, den Männern von Agarthi, wird vergehen, was heute noch gilt!“

Steiner hatte sich umgedreht, in seinen hellblauen Augen lag ein Funkeln. Zum ersten Mal sprach er tief bewegt, seine Worte wurden lauter, seine Hände erhoben sich, um die Wirkung des Gesagten zu unterstreichen. Es dauerte nur einige Sekunden, dann hatte er sich wieder im Griff, war zurückgekehrt zu der nüchternen Sachlichkeit, die er während ihres ganzen Gesprächs verbreitet hatte.

„Sie sprechen immer nur von Volker und Greenspan. Doch das erste Opfer war Oleg Garakin, der russische Wirtschaftsminister. Sie wissen nichts davon, denn die anderen wollen es nicht, daß der Mythos von Agarthi wiederbelebt wird. Und deshalb hat man die Islamische Volksfront dafür verantwortlich gemacht. Aber diese spielt nicht die geringste Rolle dabei. Ja, wir haben die Männer getötet. Nicht aus Haß, aus Notwendigkeit. Sie gehörten Schamballah an. Einmal ist Agarthi am Zug, einmal Schamballah. Das ist Geschichte, eine Geschichte, die Sie nicht begreifen können.“

Garakin. Bei Volker hatte man versucht, die Umstände des Mordes zu vertuschen. War es bei Garakin gelungen? Weigert konnte sich noch gut an die Umstände dessen Todes vor wenigen Monaten erinnern. Seine Frau hatte ihn aus Eifersucht erschossen. So hieß es zumindest. Wenn er je zurückkehren sollte, würde er es zu überprüfen versuchen. Und Martin? Wenn Steiner drei Attentate zugab, von denen eines Weigert noch nicht einmal gekannt hatte, dann hatte er wohl nichts mit dem Tod des Franzosen zu tun.

Weigert wurde übel bei dem Gedanken, daß heute, hier in dieser Welt, Hunderte oder gar Tausende Esoteriker herumliefen, deren Geist schon einem Dritten Reich Leben eingehaucht hatte. Sollte dieser Steiner kein dahergelaufener Irrer sein, der sich mit Taten brüstete, mit denen er überhaupt nichts zu tun hatte, dann... Ja, dann hatte Weigert seine Story. Doch auf die hätte er jetzt gern verzichtet.

Und schließlich würden dann ja noch die Männer von Schamballah da sein. Garakin, Volker, Greenspan: Sie hatten zu den Gegenspielern von Agarthi gehört. Was hatte ihm sein Ressortchef Hillgruber erzählt? Volker und Greenspan seien Freimaurer gewesen. Steckte etwa hinter deren Logen dasselbe Prinzip, das ihm Steiner zuvor anhand der Thule-Gesellschaft erklärt hatte? Schamballah. Dieselben abstrusen Ideen in grün! Oder hatte die Moral der realen Welt hier doch recht? Gab es Gut und Böse wirklich? Waren Agarthi und Schamballah die Verkörperung dessen, woran viele Menschen glaubten? Dann mußte Schamballah wohl die gute Seite sein. Doch beide hatten denselben Ursprung. Aber war es auch nicht so mit dem Teufel und Gott? Er durfte sich jetzt nicht verrückt machen las-

sen! Er brauchte Anhaltspunkte in der realen Welt. Dort, wo er sich zurecht fand und wo sich auch die irrealen, sollte es sie tatsächlich geben, niederschlug.

„Soll das etwa heißen, daß ein neuer Thule-Orden dabei ist, Schamballah den Schneid abzukaufen und den Weg für ein neues Reich zu bereiten?“

„Genau das heißt es, Weigert. Und der Tag ist zum Greifen nahe!“

„Und warum erzählen Sie mir das alles?“

„Weil Ihr Kopf in der Schlinge steckt! Ihre Zeitung hat Sie gefeuert, der UNO-Geheimdienst sucht Sie wegen der Morde an Martin und seiner Frau. Sie brauchen Ihre Story, Weigert! Dringend. Denn sonst sind Sie geliefert! Jetzt haben Sie Ihre Story. Schreiben Sie, Weigert! Halten Sie den Mythos von Agartha am Leben!“

Das war es also. Steiner wollte seine Situation ausnutzen. Er, Hans Weigert, sollte ein Steinchen in das Mosaik Agarthis einfügen.

„Und was ist, wenn ich es nicht tue? Wenn ich Ihren obskuren Geschichten nicht glaube? Oder wenn ich mit diesen Informationen zu den Behörden gehe und dort erzähle, wo man Sie finden kann? Was ist dann?“

Steiner lächelte. Das erste Mal lag so etwas wie Überlegenheit darin.

„Sie werden schreiben. Nicht wegen Agartha, sondern wegen sich selbst. Sie müssen Ihren Kopf aus der Schlinge ziehen. Doch selbst wenn Sie sich anders entscheiden, so ist das völlig belanglos. Das, was ich Ihnen erzählt habe, ist neu für die Menschen in der Welt. Doch es ist keinesfalls neu für Schamballah. Und was mich anlangt, so werde ich hier weg sein, noch ehe Sie wieder in Lhasa sind. Der Tag der Zusammenkunft steht kurz bevor. Egal, was Sie tun werden, Weigert, Sie können Agartha nicht mehr aufhalten!“

Bozen, 11. Dezember

Die drei saßen vor dem offenen Kamin in Claudias Haus. Langsam verzehrten die Flammen das Holz, das manchmal knackende Geräusche von sich gab. Eine wohlige Wärme machte sich breit. Draußen, vor den Fenstern, hatte sich bereits die Dunkelheit über die Berge gelegt.

Vor wenigen Stunden erst war Weigert am Flughafen von Rom angekommen. Die falschen Papiere, die Claudia besorgt hatte, hatten ihren Zweck erfüllt. Niemand hatte an deren Echtheit gezweifelt. Nur Weigert waren auf dem Rückflug Zweifel an der Echtheit dessen gekommen, was er erlebt hatte. Doch dann hatte er sich die Ereignisse der letzten drei Wochen in Erinnerung gerufen und ihm war schmerzhaft bewußt geworden, daß das alles kein Traum war.

Wien – Wewelsburg – Bozen – Tibet: Es war ein langer Weg gewesen bis dorthin, nicht nur in Kilometern gemessen. Aufgebrochen war er als ganz normaler Journalist zu Recherchen an einer Geschichte, die hätte enden können wie so viele andere auch. Doch dann war er – unvermutet und ungewollt – vom Publikum aus auf die Bühne getreten. Jetzt spielte er mit in einem Stück, dessen Anfang er nicht kannte und von dem er nicht wußte, wann und wie es enden würde. Die besten Schauspieler, so heißt es, wachsen in eine Rolle hinein, bis sie sich schließlich ganz mit ihr identifizieren. Für die Dauer ihres Engagements vollziehen sie eine Wandlung, die ihr eigenes Ich zugunsten einer künstlich erschaffenen Figur zurückdrängt. Auch Weigert hatte eine Metamorphose durchgemacht, nur mit einem Unterschied: Es gab für ihn kein Zurück mehr, selbst dann nicht, wenn

sein Engagement einmal beendet sein sollte. Weigert spielte Weigert. Und die Änderung, die in ihm vorgegangen war, war echt. Sie ließ sich nicht mehr rückgängig machen.

Sein bisheriges Weltbild war zerbrochen. Alle Fixpunkte, die es darin gegeben hatte, waren in Bewegung versetzt worden. Zuerst langsam, dann immer schneller, bis sie schließlich verschwunden waren. Oben und unten, rechts und links, gut und böse: Nichts mehr davon hatte eine Bedeutung. Er war mitten in einen Kampf geraten, von dem er nur wußte, daß alle Regeln, die er bisher gekannt hatte, darin ihre Gültigkeit verloren.

Ein zufälliger Blick durch eine Hoteltür; eine Leiche, auf deren Stirn eine schwarze Sonne prangte; eine geheimnisvolle Burg, deren Geist aus längst vergangenen Tagen wieder in der Welt herumspukte; zwei alte Menschen, grausam ermordet; zwei silbrige Scheiben, die ihren Schatz nicht preisgeben wollten; Minister, Polizisten und Geheimdienstleute, deren wahre Absichten von einem undurchdringlichen Schleier umgeben schienen; ein Mann in den Bergen von Tibet, der leichtfüßig zwischen zwei Welten wanderte, und von dem man nicht wußte, aus welcher der beiden er tatsächlich kam.

Die eine, absolute Wahrheit war tot. Jeder Wiederbelebungsversuch an ihr, unternommen an Weigerts Geist, würde kläglich scheitern. Tausende Wahrheiten eiferten um die Wette. Und in diesem Chaos mußte Hans Weigert erst die seine, neue finden, die mit der alten, vergangenen nichts mehr zu tun haben würde. Noch steckte sein Geist inmitten dieser Nacht des heillosen Durcheinanders. Weigerts Herz aber war längst im Aufbruch, um die Finsternis hinter sich zu lassen.

In einer Situation, aus der es keinen Ausweg mehr gab, wo der Abstand zwischen dem Rücken und der Wand nur noch in Millimetern zu bemessen ist, blieb nichts anderes mehr übrig, als das Schicksal anzunehmen. Nicht klagend und jammernd, sondern im festen Willen, es vollends zu übernehmen. Amor fati.

Villiger hatte ihn vom Flughafen abgeholt. Auf der Fahrt nach Bozen hatten sie nicht viel miteinander gesprochen. Weigert hatte es sich ersparen wollen, seine Geschichte zweimal zu erzählen. Sein Freund hatte ihm nur mitgeteilt, daß er es bisher nicht geschafft hatte, den Datenträgern von Martin ihr Geheimnis zu entlocken. Der Code war komplizierter, als Villiger befürchtet hatte. Jetzt saßen sie zu dritt vor dem Kamin. Weigert hatte berichtet. Alles. Weder Claudia noch Peter hatten ihn dabei unterbrochen. Jetzt, da er geendet hatte, würde die Diskussion beginnen. Schon im Flugzeug hatte sich Weigert davor gefürchtet. Wer würde ihm diese Story schon glauben?

„Entschuldige, Hans. Aber das alles klingt ja mehr als unglaublich.“

Villiger eröffnete so, wie Weigert es erwartet hatte.

„In den Bergen von Tibet soll also ein 91jähriger SS-Mann sitzen, der noch so knackig aussieht, daß selbst junge Mädchen anbeißen würden. Warum, zum Teufel, kaufst du Steiner diese Geschichte ab?“

Weigerts Körper straffte sich. Jetzt ging es darum, die anderen zu überzeugen. Und noch einmal, zum letzten Mal, sich selbst.

„Vergessen wir vorläufig einmal den 91jährigen SS-Mann. Ob das so stimmt, ist letztendlich zweitrangig. In Tibet sitzt ein Mann, der sich Karl Steiner nennt. Bleiben wir bei diesem Namen, auch wenn wir nicht beweisen können, daß er stimmt. Dieser Mann, Steiner eben, weiß Bescheid über Dinge, die er eigentlich gar nicht wissen kann. Er weiß, daß man Volker und Greenspan eine schwarze Sonne auf die Stirn gebrannt hat. Wenn wir...“

„Moment!“

Villiger unterbrach ihn.

„Natürlich konnte er das wissen. Er brauchte ja nur Radio zu hören und Zeitungen zu lesen. Bei Volker hast du es ja selbst geschrieben und bei Greenspan hat dieses Zeichen noch mehr Wind gemacht!“

„Gut. Gehen wir davon aus, daß er im Himalaya regelmäßig seine Zeitungen kriegt...“

„Komm', jetzt werde nicht unsachlich. Wer sagt dir, daß Steiner die ganze Zeit über dort war? Er könnte erst ein paar Stunden vor dir dorthin gekommen sein.“

„Und wie erklärst du dir dann, daß auf seinen Teeschalen dasselbe Zeichen ist wie auf der Stirn Volkers oder Greenspans?“

„Auf das Zeichen gibt es ja wohl kein Copyright. Dieser Professor von der Wiener Uni hat dir doch selbst erklärt, daß das Symbol Tausende Jahre alt ist. Es existiert, daran zweifle ich ja nicht. Aber warum sollte es nicht irgendjemand einfach so dazu verwenden, seine Teeschalen damit zu verzieren?“

„Meinst du nicht, daß das ein etwas eigenartiger Zufall wäre?“

„Und wenn schon. Schließlich kann er die Schalen ja auch erst nach dem Greenspan-Attentat angepinselt haben.“

„Bleibt immer noch die Frage, wozu das alles. Scheiß' auf die Tonschalen! Steiner hat von einem dritten Mord in dieser Serie gesprochen, und zwar am russischen Wirtschaftsminister Oleg Garakin.“

„Das hast du erzählt.“

„Du hast mir wenigstens zugehört. Wenn wir also beweisen könnten, daß an der offiziellen Version des Tathergangs etwas faul ist, dann hätten wir allen Grund, Steiner Glauben zu schenken.“

„Und, wie willst du das anstellen? Willst du nach Rußland fahren und sagen: ‚Hallo, da bin ich. Ich würde gern die Wahrheit über den Garakin-Mord erfahren?‘ Das kannst du dir abschminken. Du würdest nicht mehr herausbekommen als das, was ohnehin in den Zeitungen gestanden ist.“

„Vielleicht reicht das schon. Vielleicht gibt es irgendeine Ungereimtheit dabei, die die Aussagen von Steiner wenn schon nicht wirklich bestätigt, so doch wahrscheinlicher erscheinen läßt.“

Claudia hatte bisher nur aufmerksam zugehört. Jetzt schaltete sie sich in das Gespräch ein.

„Bleibt auf dem Teppich. Die Sache ist zu ernst, um sich zu streiten.“

„Wir streiten doch gar nicht!“

Villiger goß sich Whisky nach.

„Schon gut, Peter. Fazit aus eurer Diskussion: Wir haben vorerst einmal zwei Leute zu überprüfen. Der erste ist Oleg Garakin. Wie Hans zuerst schon gesagt hat, soll er vor zwei Monaten von seiner Frau aus Eifersucht erschossen worden sein. Da stimme ich zu,

daß wir uns in jedem Fall die Berichte über den Mord ansehen sollten. Das ist einfach zu bewerkstelligen und kostet nicht viel Zeit. Die zweite Person ist Steiner selbst. Wenn er SS-Mitglied war, dann ist die Chance groß, daß wir etwas über ihn finden. Moskau hat vor einigen Jahren seine Archive weitgehend geöffnet. Darin finden sich eine Menge Dokumente über die fragliche Zeit. Auch bei den Briten ist die Sperrfrist für die Akten, die sie 1945 aus Deutschland mitgenommen haben, bereits abgelaufen. Wir könnten...“

Villiger unterbrach sie.

„Alles, was du dort feststellen kannst, ist im günstigsten Fall, daß es einen Mann namens Karl Steiner gegeben hat, auf den die biographischen Daten, wie Hans sie uns erzählt hat, zutreffen. Beweis dafür, daß der Mann, den Hans in Tibet getroffen hat, dieser Karl Steiner ist, ist das aber noch lange keiner.“

„Peter hat leider recht. Die Recherchen in dieser Frage wären ziemlich aufwendig, und das Ergebnis würde uns in keinem Fall viel weiterbringen.“

„Gut, meine Herren. Haken wir also die Person Karl Steiner einmal ab. Selbst dann bleibt immer noch eine ganze Menge von dem, was er gesagt hat. Wenn ich Hans richtig verstanden habe, hat er eine völlig neue Version der Geschichte des Dritten Reichs präsentiert. Einverstanden?“

Weigert nickte. Villiger konnte sich einen Einwand nicht verkneifen.

„Ja, hat er, kein Zweifel. Aber was heißt das schon? Selbst wenn uns eine Überprüfung dieser Fakten – und ich betone: der Fakten – gelingt, heißt das noch gar nichts. Wenn wir diese Dinge ausfindig machen können, dann konnte das auch Steiner.“

Jetzt war es an Weigert, zu widersprechen.

„Stimmt. Aber du vergißt dabei eines. Wenn diese Fakten, wie du sagst, und damit meinst du wohl nicht das esoterische Drumherum, stimmen, dann wäre das schon ein gewaltiger Fortschritt. Denn wenn eine Geheimgesellschaft wie dieser Thule-Orden maßgeblich hinter einer historischen Entwicklung wie jener des Dritten Reichs gestanden hat, dann bedeutet das nicht mehr und nicht weniger, als daß die Geschichte zumindest in diesem einen Punkt anders abgelaufen ist, als dies gemeinhin dargestellt wird.“

„Touché.“

Villiger schien überzeugt, wenigstens in diesem Aspekt.

„So, und jetzt gehen wir einen Schritt weiter. Wenn diese Angelegenheit zumindest einmal funktioniert hat, warum sollte sie dies nicht auch ein zweites Mal? Ist es wirklich so unwahrscheinlich, daß eben dieser Thule-Orden seine Strukturen in die Zeit nach dem Zusammenbruch von 1945 hinübergerettet hat? Wenn diese Leute an ihre, wenn ich so sagen darf, Religion glauben, warum sollten sie dann nicht für eine Zeitlang untergetaucht sein? Wenn ich es recht bedenke, wäre es eigentlich ungewöhnlich, wenn es nicht so gewesen wäre. Beispiele in der Geschichte, wo religiöse Gruppen verfolgt wurden und im Untergrund ihren Glauben weitergegeben haben, gibt es genug. Und dann machen wir den nächsten Schritt: Wenn es diesen Leuten und ihren Nachfolgern tatsächlich gelungen ist, über die Jahrzehnte hinweg in maßgebliche Positionen vorzudringen, warum sollten sie nicht einen neuen Versuch machen, nach der Macht zu greifen?“

Villiger nahm einen Schluck Whisky, bevor er antwortete.

„Ich gebe ja zu, daß das alles recht plausibel klingt. Aber wer sagt dir, daß dieser Thule-Orden wirklich existiert hat? Und selbst wenn, welchen Einfluß hat er gehabt? Das ist ja der Knackpunkt an der ganzen Sache: Ist er wirklich auslösendes, bestimmendes Moment gewesen oder war er nur eine von zahlreichen Erscheinungen, die zu der Entwicklung beigetragen haben?“

Weigert wollte etwas sagen, doch Claudia kam ihm zuvor.

„Fazit daraus: Wir müssen die Aussagen von Steiner überprüfen. Wenn sie stimmen, dann haben wir nur die erste Hürde von vielen genommen. Aber es ist doch so: Eine Hypothese gilt solange als wahr, solange sie nicht falsifiziert werden kann. Können wir Steiners Version der Geschichte in diesem Punkt falsifizieren, dann können wir das Ganze wohl abhaken. Auch damit wäre uns schon geholfen.“

Jetzt war wieder Weigert an der Reihe.

„Damit wäre uns schon geholfen. Nur, wer hat dann Volker und Greenspan umgebracht? Und wer Garakin, falls Steiners Aussagen in diesem Punkt stimmen? Und wer hat Martin und dessen Frau auf dem Gewissen? Das ist der Grund, weshalb wir alle hier sitzen und weshalb ich in der Scheiße stecke! Und nicht deshalb, weil die Geschichte vor Jahrzehnten einmal anders abgelaufen ist, als es in den Büchern steht.“

Einige Atemzüge lang herrschte Schweigen. Dann unterbrach

Claudia die Stille.

„Volker, Greenspan, Martin. Jetzt kommt es mir erst wieder! Ich hab' dir ja noch gar nicht erzählt, was ich dazu herausgefunden habe, während du weg warst.“

„Dann wird es aber Zeit!“

„Hillgruber hat dir doch gesagt, daß Volker, der Eurofed-Präsident, und Greenspan, das UNO-Sicherheitsratsmitglied, angeblich Freimaurer gewesen sein sollen. Wie wir es vereinbart hatten, habe ich mich darüber ein bißchen informiert. Das Ergebnis: Zu Volker und Greenspan keine Neuigkeiten. Eine Bestätigung für Hillgrubers Angaben war nicht aufzutreiben. Aber etwas anderes ist dabei herausgekommen. Ich habe euch doch erzählt, daß es in Italien Anfang der achtziger Jahre den großen P-2-Skandal gegeben hat. Das war das erste, was mir zu dem Thema eingefallen ist. Die P-2 war eine geheime Freimaurerloge. Ich will euch jetzt nicht mit den näheren Details dieser äußerst verwickelten Geschichte langweilen. Aber einen Punkt möchte ich euch nicht vorenthalten: In den Skandal war ein gewisser Roberto Calvi, der damalige Chef der Vatikan-Bank, der Banco Ambrosiano, verwickelt. Auf sein Konto, im wahrsten Sinne des Wortes, gehen eine Reihe zwielichtiger Finanztransaktionen. Im Frühjahr 1982 hat sich Calvi aus Italien abgesetzt. Im Juni desselben Jahres war er tot.“

„Was soll das mit uns zu tun haben?“

„Immer mit der Ruhe. Calvi ist ermordet worden, und zwar auf eine höchst ungewöhnliche Weise. Man fand ihn erhängt unter der Blackfriars-Bridge in London, seine Füße im rechten Winkel, in seinen Taschen steckten Backsteine. Was anfangs als Selbstmord verkauft wurde, entpuppte sich später als das, was es wirklich war: ein klassischer Ritualmord nach Freimaurer-Art. Der rechte Winkel ist eines ihrer Symbole, das die Logen von ihren Vorgängern, den Werkmaurern übernommen haben. Und die Backsteine deuten auf das Sinnbild des rauhen und des behauenen Steins hin. Der rauhe Stein ist der Geist des Neulings in der Loge, der erst im Sinne der freimaurerischen Philosophie an sich arbeiten, also diesen Stein behauen muß.“

Weigert konnte sich nicht mehr zurückhalten.

„Die Frau von Martin! Man hat ihre Leiche auf dieselbe Art arrangiert!“

„Genau, mein Lieber.“

„Und das wiederum bestätigt Steiners Aussagen in gewisser Weise: In seiner Legende sprach er von zwei miteinander rivalisierenden Gruppen, Agarathi und Schamballah. Betrachten wir die Legende einmal als Legende und wenden wir uns der faßbaren Realität zu. Dann haben wir es mit zwei miteinander rivalisierenden Gruppen zu tun: Da ist die eine Ausprägungsform der Agarathi-Gruppe, der Thule-Orden. Und da ist eine andere Ausprägungsform der Schamballah-Gruppe, die Freimaurerei. Beide stehen im Kampf gegeneinander, in einem Kampf, der sich dem rationalen Zugang über weite Strecken entzieht, ein Kampf, der sich vielmehr auf esoterisch-religiöser Ebene abspielt.

Und manchmal finden wir in der Welt, die wir einsehen können, Anzeichen für diesen Kampf. Es gibt...“

Peter Villiger meldete sich wieder, dem der reichliche Genuß des Malzwhiskys allein nicht genug war.

„Ich weiß gar nicht, was du hast, Hans. Du machst daraus eine große Angelegenheit. Doch Steiner selbst hat dir ja davon erzählt, von der Schamballah und den Freimaurern. Was sollen also die näheren Umstände des Mordes an der Frau von Martin schon für ein Beweis sein?“

„Moment! Steiner hat von der Schamballah und den Freimaurern gesprochen. Das ist richtig. Und er hat auch gesagt, daß eben diese Martin und seine Frau auf dem Gewissen haben. Es war aber in unserem Gespräch nicht die Rede davon, wie ich die Frau von Martin gefunden habe. Wenn also Steiner einen kausalen Zusammenhang zwischen ihrer Ermordung und irgendwelchen Freimaurer-Logen herstellt, und wenn sich nun dieser Zusammenhang durch unsere, sprich Claudias, Recherchen erhärtet, dann bedeutet das, daß die Aussagen von Steiner in gewisser Weise bestätigt werden.“

Villiger gab nicht so leicht auf.

„Falsch! Ebenso wie vom Symbol der schwarzen Sonne kann er auch von den näheren Umständen der Morde an Martin und vor allem dessen Frau aus der Zeitung erfahren haben!“

Weigert konterte:

„Das kann er. Es ändert aber nichts daran, daß er uns eine Spur vorgegeben hat, die sich durch Claudias Recherchen verdichtet hat. Und diese Spur führt in Richtung irgendwelcher Logen! Und schließlich sind Volker und Greenspan, schenkt man zumindest Hillgruber und unserer New York-Korrespondentin Glauben, Mitglieder in Freimaurer-Logen gewesen!“

Villiger brummte vor sich hin. Claudia ergriff das Wort:

„Wir können jetzt noch Stunden hier herumsitzen und weiterdiskutieren. Es wird aber nichts daran ändern, daß wir etwas tun müssen. Du, Peter, hast es immer noch nicht geschafft, die beiden CDs von Martin zu entschlüsseln. Wer...“.

„Jetzt reicht's aber langsam! Ich bin eine ganze Woche vor dem Bildschirm gehockt! Mehr kann ich einfach nicht tun! Wenn euch irgendwas nicht paßt, dann kann ich ja wieder zurück in mein Blockhaus!“

Jetzt war der Punkt gekommen, wo es zu vermitteln galt. Villiger war nicht wirklich überzeugt vom Fortgang der Geschichte. Außerdem half er vor allem aus Freundschaft. Eine hundertprozentige Identifizierung mit der Story konnte man von ihm nicht verlangen. Wenn man ihn jetzt auch noch zu hart anpackte, dann würde er aussteigen. Weigert griff ein.

„Schon gut. Ich bin überzeugt, daß du dein Bestes gegeben hast. Du wirst es schon noch schaffen. Das Zeug auf den CDs muß wichtig sein, sonst hätte es Martin nicht verschlüsselt und in einem Blumentopf versteckt. Wäre er nur eine unbedeutende Randfigur, dann hätte man ihn auch nicht umgebracht. Du bist unsere Hoffnung, alter Junge! Du mußt weitermachen, bitte!“

Claudia hatte eingesehen, daß ihre Wortwahl nicht gerade diplomatisch gewesen war.

„Tut mir leid. So habe ich es nicht gemeint. Ich wollte damit ja auch nur sagen, daß du einfach weitermachen mußt.“

Sie legte ihre Hand auf Villigers Schulter.

„Habt ihr mich also wieder herumgekriegt. Also gut, ich gehe wieder rauf in mein Kämmerchen und spiele weiter. Aber wenn ich es in einer Woche nicht geschafft habe, passe ich.“

Villiger stand auf und machte sich auf den Weg nach oben, in das Zimmer, wo der Computer stand.

„Peter hat seine Arbeit. Du, Hans, wirst jetzt auch genug zu tun haben. Ich werde mir morgen zuerst den Garakin-Mord vornehmen. Und dann werde ich nach München fahren, um in verstaubten Akten etwas über diesen Thule-Orden herauszufinden. Du wirst das Material auswerten. Steiner hat zu dir gesagt, daß der Tag der Zusammenkunft, wie er es nannte, kurz bevor steht. Was immer er damit auch gemeint hat, wenn es stimmt, dann haben wir nur mehr wenig Zeit.“

Wien, 12. Dezember

„Good evening, Mister Kipling!“

Joe Kipling erhob sich von seinem Sessel, um Hans-Jörg Schneider die Hand zu schütteln. Gleichzeitig blickte er sich um. Keiner der Gäste des Restaurants schien Notiz von den Männern zu nehmen.

„Guten Abend. Lassen Sie uns ruhig bei Deutsch bleiben. Wenn die Ereignisse so weiterlaufen, werde ich diese Sprache noch öfter brauchen als Englisch, befürchte ich.“

Der dicke Rechtsanwalt bedeutete dem schlanken Bankdirektor, daß er sich setzen möge.

„Die Aktien stehen nicht gut für uns, nicht wahr?“

Schneider legte sich die Serviette auf den Schoß.

„Falls das eine Frage gewesen sein sollte, so wollte ich diese eigentlich an Sie richten. Vielleicht haben Sie positive Neuigkeiten für mich.“

Während er das sagte, holte Kipling eine Zigarette aus der Packung. Jetzt zündete er sie an.

„Es tut mir leid. Der UNO-Geheimdienst ermittelt auf Hochtouren. Aber egal, was die Leute anpacken, alle Spuren verlaufen im Nichts. Soweit es möglich war, hat der World Intelligence Service in Tibet sämtliche Todesfälle im fraglichen Zeitraum überprüfen lassen. Ein Karl Steiner war natürlich nicht darunter. Aber Sie wissen ja, daß das noch gar nichts heißt. Er kann unter einem anderen Namen dort gelebt haben oder er kann in einer gottverlassenen Einöde gestorben sein, ohne Meldung an die Behörden. Das ist dort der Normalfall und nicht die Ausnahme. Und nicht zuletzt könnte Martin auch gelogen haben.“

Kipling musterte Schneider nachdenklich.

„Der Franzose hat nicht gelogen, zumindest nicht, was Steiner anlangt. Wie Sie wissen, haben wir so unsere Aufzeichnungen. Es hat tatsächlich einen Karl Steiner bei der SS gegeben, der 1942 an der letzten Tibet-Expedition des Dritten Reichs teilgenommen hat. Bereits unmittelbar nach dem Krieg hat man versucht, diese Männer aufzustöbern. Bei einigen Dutzend ist das auch gelungen. Aber insgesamt zwölf sind uns durch die Lappen gegangen. Die meisten davon dürften mittlerweile das Zeitliche gesegnet haben. Vorher aber werden sie ihr Wissen weitergegeben haben, an andere, die wir nicht kennen. Nein, nein, die Sache mit Steiner stimmt.“

Schneider hatte den Kellner herbeigewunken. Die beiden Männer gaben ihre Bestellungen auf. Als der Ober gegangen war, beugte sich der Bankdirektor nach vorne.

„Sagen Sie, Mister Kipling, was hat es wirklich mit den Leuten von Agarathi auf sich? Sie schießen einige unserer wichtigsten Brüder wie die Hunde ab. Aber was machen sie sonst noch? Ich sehe nirgends Anzeichen dafür, daß sich Ähnliches wie in den zwanziger Jahren wiederholt.“

Kipling nahm einen Schluck von dem Wein und zündete sich die nächste Zigarette an. Schneider war einer der wichtigsten Brüder in Europa. Doch in der streng hierarchischen Ordnung war noch eine ganze Reihe von Leuten über ihm angesiedelt. Alle, ob am oberen oder am unteren Ende der Leiter mit den 33 Sprossen, hatten sie bei ihrer Aufnahme geschworen zu schweigen. Nach außen hin sowieso, aber auch gegenüber jenen, die in der Rangordnung der Macht unter ihnen standen. Nur jemand, der den Stein vollends behauen hatte, war würdig, auch in die letzten Geheimnisse eingeweiht zu werden. Und das, was man oben über Agarathi wußte, sollte nicht nach unten dringen. Auch Kipling wußte nicht alles. Aber ihm war bewußt, daß er selbst das bißchen nicht an Schneider weitergeben durfte. Noch nicht. Wenn man die Hilfe des Bankdirektors und seine Kontakte benötigte, würde man ihm sagen, was notwendig war.

Gerade als der dicke Rechtsanwalt zu einer ausweichenden Antwort ansetzen wollte, trat ein Mann an den Tisch.

„Guten abend, meine Herren.“

Dann wandte er sich an Schneider.

„Entschuldigen Sie bitte die Störung. Könnte ich Sie einmal kurz unter vier Augen sprechen? Es ist wichtig.“

„Sie können sich gerne zu uns setzen.“

Schneider wies auf Kipling.

„Mister Kipling kann gerne hören, was Sie mir zu sagen haben. Er ist einer von uns. Darf ich vorstellen: Joe Kipling aus San Francisco, Herr Olaf Carlsson vom UNO-Geheimdienst in Wien.“

Carlsson verneigte sich leicht, als er dem Rechtsanwalt die Hand schüttelte. Er setzte sich.

„Bitte, Herr Carlsson, worum geht es?“

„Es handelt sich um den Journalisten, der, nun ja..., in diesen Doppelmord in Deutschland verwickelt ist. Meine Männer haben ihn aufgespürt.“

„Wo hält er sich auf?“

„In Bozen. Er hat dort eine alte Studienfreundin, bei der er wohnt. Genaugenommen in einem Haus ihrer Eltern.“

Carlssons Blick ließ erkennen, daß er mit Lob rechnete. Schneider ignorierte es.

„Ich hoffe doch, daß Sie ihn weiterhin beschatten lassen? Diesmal wenigstens sollte er Ihnen nicht entkommen.“

„Selbstverständlich. Sie wollten doch, daß ich mit Ihnen Kontakt aufnehme, wenn wir Weigert gefunden haben. Soll ich ihn jetzt verhaften lassen?“

„Natürlich. Wir...“

Kipling unterbrach Schneider und wandte sich an Carlsson.

„Warten Sie noch damit. In ein paar Minuten kann ich Ihnen mehr sagen. Entschuldigen Sie mich bitte für einen Augenblick.“

Der Rechtsanwalt stand auf und entfernte sich ohne weiteren Kommentar. Carlsson schaute ihm verdutzt nach. Schneider fühlte, daß es an der Zeit war, eine Erklärung abzugeben.

„Es ist schon in Ordnung. Betrachten Sie Mister Kiplings Bitte ruhig als Wunsch unter Brüdern. Ihm fehlt nur manchmal das Gespür für die richtige Ausdrucksweise.“

Kipling zwängte seinen massigen Körper in die Telefonzelle, die in der Nähe der Toiletten untergebracht war. Die Zelle war ihm lieber als das drahtlose Telefon, das ihm ein Kellner an den Tisch hätte bringen können. So war er ungestört. Er wählte die Nummer von Beckett. Sekunden später erschien dessen Gesicht auf dem Bildschirm.

„Hallo, Thomas. Ich habe Neuigkeiten.“

Beckett machte einen übermüdeten Eindruck. Seine Augen waren gerötet. Er hatte sich noch nicht rasiert, obwohl es in San Francisco längst Mittag war.

„Legen Sie los, Joe.“

„Der UNO-Geheimdienst hat diesen österreichischen Journalisten aufgestöbert.“

„Ist er schon verhaftet?“

„Nein.“

„Dann lassen Sie ihn wie geplant abservieren. Verhaftung, Anklage, Verurteilung. Sie wissen ja, was wir vereinbart haben.“

„Das weiß ich. Aber mittlerweile halte ich das nicht mehr für die beste Idee.“

„Haben Sie etwa einen besseren Vorschlag?“

„Vielleicht. Wenn wir Weigert wegen Mordes verhaften lassen und wenn er dann vor Gericht steht, so wird das einen gehörigen Rummel auslösen. Er war schließlich Journalist. Also werden sich einige seiner Kollegen seines Schicksals zumindest medial annehmen. Vor Gericht würde Weigert mit Sicherheit auch noch einmal die ganze Volker-Sache aufkochen. Das ist zwar seit dem Attentat auf Greenspan, bei dem wir nichts vertuschen konnten, und dem von uns lancierten Bekenntnis der Islamischen Volksfront zu den Anschlägen nicht mehr allzu bedeutend, aber immerhin. Und wer weiß, was Weigert inzwischen noch alles über die Wewelsburg herausgefunden hat. Vor dem Richter wird er kämpfen wie ein Löwe, denn er ist ja unschuldig. Und ein gewisses Echo dürfte seinen Aussagen sicher sein. Hier in Europa sind wir noch so gut wie keinen Schritt weitergekommen. Wir brauchen jetzt keine weitere Front.“

„Ich warte auf Ihren Vorschlag, Joe.“

„Kaufen wir Weigert. Bieten wir ihm die Einstellung der Fahndung und die Rückkehr zu seiner Zeitung an. Er sitzt ohnehin in der Falle. Sobald er nicht mehr spurt, werden die Wewelsburg-Morde einfach wieder aufgerollt. Und er landet doch noch vor dem Richter. Aber wenn er kooperiert, kann er uns von Nutzen sein. Zumindest wird er dann stillhalten und brav das schreiben, was wir wollen. Schließlich wäre Weigert nicht der erste, den wir auf diese Art aus dem Verkehr ziehen. Und selbst so manch eingefleischter Gegner von uns hat schließlich ja doch eingesehen, daß Widerstand sinnlos ist und sich uns angeschlossen. Wer kann schon den Verlockungen von einflußreichen Freunden, Macht und Geld widerstehen? Wer weiß, vielleicht könnte er uns auch auf eine Spur zur Thule führen?“

„Von mir aus, Joe. Machen Sie, was Sie für richtig halten. Weigert ist nur unser kleinstes Problem. Übermorgen wird endlich der Rat zusammentreten. Dann werden wir entscheiden, was zu tun ist. Ich nehme an, daß man mich beauftragen wird, nach Europa zu fliegen und die Angelegenheiten da drüben mit Ihnen gemeinsam zu koordinieren.“

„Verständigen Sie mich, wenn Sie näheres wissen.“

„Sie hören von mir, Joe.“

Wien, 13. Dezember

Bergmann war nicht gerade bester Laune heute. Gleich nach dem Aufstehen hatte ihn seine Frau mit ihren Urlaubswünschen gelöchert. Sie wollte auf die Malediven, um dem unfreundlichen Winter Wiens zu entgehen. Sonne, Sand, Nichtstun. Und das alles möglichst bald. Aber er hatte jetzt keine Zeit dazu. Er konnte nicht weg, wo sich doch Dinge zutrug, auf die es Einfluß zu nehmen galt. Doch der Chefredakteur des „Blatt“ hatte sich nicht getraut, ihrem Ansinnen ein klares „Nein“ entgegenzusetzen. Das folgende Ge-

zeter hatte er sich ersparen wollen, zumindest vorläufig. Er hätte sich doch nicht durchsetzen können. Also spielte er auf Zeitgewinn.

Dr. Karl Bergmann betrat das Vorzimmer zu seinem Büro um exakt 10 Uhr 27. Schon am Gang draußen hatte er den köstlichen Duft frischen Kaffees wahrgenommen, ein klares Zeichen dafür, daß seine Sekretärin bereits da war.

„Guten Morgen, Herr Doktor!“

Die Stimme von Annette Runge klang so, als wäre ihr gestriger Abend – und möglicherweise auch die Nacht – höchst angenehm verlaufen. Ihr geblühtes, tief ausgeschnittenes Kleid paßte zu ihrer Fröhlichkeit. Normalerweise hätte Bergmann an dieser Stelle mit seinem „Fräulein Annette“, wie er sie meist nannte, gescherzt. Aber heute war seine Stimmung wirklich nicht danach. Seine Frau war zu nervenaufreibend gewesen. Er brummte nur ein undeutliches „Morgen“ und schickte sich an, auf sein Büro zuzusteuern. Aber seine Sekretärin hatte offenbar noch ein Anliegen.

„Da drinnen wartet bereits Herr Direktor Schneider auf Sie. Ich habe mir erlaubt, ihn einstweilen in Ihr Büro zu bitten.“

Sie stellte das Fläschchen mit dem rosa Nagellack beiseite und griff nach einem Zettel, der darunter zum Vorschein kam.

„Direktor Schneider ist in Begleitung eines Herrn der Vereinten Nationen...“ Sie blickte auf den Zettel. „Eines Herrn Olaf Carlsson.“

Zuerst seine Frau und jetzt auch das noch! Was wollte Schneider denn schon wieder? Und wozu hatte er Carlsson mitgebracht?

„Danke, meine Liebe. Würden Sie uns dann bitte Kaffee bringen?“

„Kommt sofort, Herr Doktor.“

Bergmann öffnete die Tür zu seinem Büro und trat ein. Schneider und Carlsson, die auf der abgewetzten Sitzgruppe Platz genommen hatten, erhoben sich.

„Guten morgen, meine Herren. Ich bitte Sie, bleiben Sie doch sitzen.“

Schneider streckte Bergmann die Hand entgegen.

„Einen schönen guten Morgen, Herr Doktor. Ich hoffe, Sie verzeihen unseren unangemeldeten Überfall. Ich denke, Sie kennen Herrn Carlsson.“

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage, zu Recht, denn Bergmann hatte den UNO-Geheimdienstmann schon einige Male auf Empfängen getroffen. Und einmal, es mußte vergangenes Jahr während dieses heißen Sommers gewesen sein, war er Carlsson in der Wiener UNO-City begegnet, in jenem Raum, der für Normalsterbliche nicht zugänglich war. Nur die Brüder durften ihn betreten, um dort ihre Arbeit zu verrichten, wie sie es nannten. Niemand außer ihnen wußte von der wahren Bestimmung dieses äußerlich unscheinbaren Refugiums.

„Ja, wir kennen uns. Guten Morgen.“

Er schüttelte auch Carlssons Hand. Alle drei setzten sich.

„Was kann ich für Sie tun, meine Herren?“

Und wieder war sie da, diese Nervosität des Schuljungen gegenüber seinem Lehrer, das Bangen, ob man seine Hausaufgaben auch richtig gemacht hatte.

Schneider, der Bankdirektor, lehnte sich entspannt zurück, ganz so wie ein Pokerspieler, der weiß, daß er das bessere Blatt hat.

„Es tut mir wirklich schrecklich leid, Sie noch einmal mit dieser Angelegenheit belästigen zu müssen. Aber in der Sache um Hans Weigert haben sich einige neue Entwicklungen ergeben.“

Schon wieder Weigert! Bergmann verfluchte seinen ehemaligen Untergebenen innerlich. Und immer mußten sie damit zu ihm kommen. Der Chefredakteur kam nicht dazu, weiter nachzufragen. Es klopfte.

„Herein!“

Die Sekretärin trat ein, ein großes Tablett vor sich hertragend, um den Kaffee zu servieren. Die drei Männer schwiegen, während sie sich Zucker und Milch nahmen und umrührten. Als Fräulein Annette die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, ergriff Schneider das Wort.

„Sie werden sich jetzt sicher fragen, was das für neue Entwicklungen sind. Und ich kann Ihnen sagen, es sind im großen und ganzen erfreuliche Neuigkeiten für das ‚Blatt‘.“

Schneiders Stimme hatte jenen süßlichen Klang, den arabische Händler am Souk verströmten, wenn sie einem Touristen etwas andrehen wollten. Bergmann konnte sich nicht vorstellen, welche Neuigkeiten mit Hans Weigert verbunden waren, die das Prädikat „erfreulich“ verdienten. Doch schließlich saß er Hans-Jörg Schneider gegenüber. Und so hüftete er sich, das auch auszusprechen. Der Bankier ließ ihm ohnehin keine Zeit dazu.

„Herr Carlsson und seine Leute waren erfolgreich. Sie haben Weigert aufgespürt.“

Bergmann verschluckte sich fast an seinem Kaffee. Auch das noch! Er sah es schon vor sich: Verhaftung, Prozeß, Skandal. Und in diesem Skandal würde auch der Name des „Blatt“ fallen, viel zu oft vermutlich. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn Weigert für immer verschwunden geblieben wäre.

„Ihrer Reaktion entnehme ich, daß Sie diese Botschaft nicht gerade begrüßen. Das kann ich verstehen. Ich an Ihrer Stelle wäre ebenso besorgt um den Ruf meines Unternehmens, wenn einer meiner Mitarbeiter in einen Mordprozeß verwickelt wäre. Aber ich habe Ihnen ja Erfreuliches versprochen. Wie es aussieht, und Herr Carlsson kann Ihnen das bestätigen, hat sich der Verdacht gegen Ihren Journalisten verflüchtigt.“

Langsam wurde es Bergmann zu viel. Hielt man ihn für einen völligen Idioten? Er hatte nie ernsthaft angenommen, daß Weigert tatsächlich die beiden Morde in Wewelsburg begangen hatte. Die Ziegesteine in den Taschen der Frau von Martin, von denen im Polizeibericht die Rede gewesen war, waren ihm Zeichen genug dafür gewesen. Nein, diese Morde gingen auf das Konto seiner Brüder. Ihm wurde schwindlig, wenn er daran dachte. Natürlich mußten sich Humanität und Toleranz auch bisweilen mit solchen Methoden zur Wehr setzen. Aber daß gerade er in die Nähe dessen gerückt wurde... Bergmann wurde abwechselnd heiß und kalt. Was hatte Schneider jetzt vor? Die Antwort folgte auf dem Fuße.

„Nachdem sich der Verdacht gegen Hans Weigert nun zerstreut hat, wäre es doch im Interesse aller, wie ich meine, wenn er wieder zum ‚Blatt‘ zurückkehren könnte. Oder liege ich etwa falsch damit?“

Die Schärfe, die Schneiders Stimme jetzt angenommen hatte, sowie sein Blick machten klar, daß er einen Befehl ausgesprochen hatte, der keinen Widerspruch duldete. In seiner Nervosität hatte dies Bergmann wohl übersehen.

„Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich Weigert wieder anstelle? Ich meine...“

Der Bankier unterbrach ihn schroff.

„Ihre Meinung in allen Ehren, Herr Doktor. Doch ich denke, daß es Interessen gibt, die den Ihren vorgelagert sind. Das wissen Sie doch auch, oder?“

Schneider beugte sich nach vorne und fixierte den Chefredakteur. Jetzt erst erkannte Bergmann, wie ernst es sein Gegenüber meinte. Aber was war der Grund dafür? Wenn man ihm doch nur die Gründe für so manche Entscheidung in den höheren Graden mitteilen würde! Er wollte ja nicht mehr, als daß man nicht so mit ihm umsprang. Schließlich war er der Chefredakteur des „Blatt“!

„Wieso... Ich meine, warum hat sich denn die Situation geändert?“

„Ich habe es Ihnen doch schon gesagt: Der Verdacht gegen Weigert ist nicht mehr aufrechtzuerhalten.“

Schneider wollte nicht mehr sagen. Das war jetzt klar. Und wenn der Bankier so vehement auftrat, dann wußte er sicher seinen Rücken gestärkt. Bergmann blieb wohl nichts anderes übrig als einzulenken. Einen Konflikt mit Schneider konnte er sich nicht leisten, nicht einmal, wenn er wirklich gewollt hätte.

„Ich soll also Weigert tatsächlich wieder einstellen?“

„Genau.“

„Haben denn die UNO-Leute noch keinen Kontakt mit ihm aufgenommen?“

Bergmann blickte auf Carlsson, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte. Doch Schneider gab die Antwort.

„Das ist der Punkt, worum wir Sie vor allem bitten wollen. Wir wissen, wo er sich aufhält. Und wir hätten gerne, daß Sie ihm Ihr Angebot unterbreiten. Zuerst jedoch wird Herr Carlsson einige Worte mit Weigert wechseln.“

Bergmann seufzte. Er konnte nicht mehr aus.

„Also gut. Haben Sie die Nummer?“

Jetzt erst schaltete sich Olaf Carlsson ein.

„Ja.“

Er stand auf und griff nach dem Telefon auf Bergmanns Schreibtisch.

„Sie gestatten?“

„Natürlich.“

Carlsson wählte. Einige Sekunden später erschien der Kopf von Claudia Apollonio auf dem Bildschirm.

„Hallo.“

„Guten Tag Frau Apollonio.“

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name ist Olaf Carlsson vom World Intelligence Service.“

Claudia erschrak sichtlich.

„Wir wissen, daß sich der Wiener Journalist Hans Weigert bei Ihnen aufhält. Ich würde gerne mit ihm sprechen. Und sagen Sie ihm auch, daß einige meiner Männer das Haus beobachten. Es hat also keinen Sinn, wenn er sich jetzt abzusetzen versucht.“

„Tut mir leid. Sie müssen sich irren. Ich...“

Auf dem Bildschirm sah man, wie Claudia Apollonio zur Seite geschoben wurde. Sie protestierte. Dann war Hans Weigert da. Sein Gesicht ließ erkennen, daß sich alle Hoffnungen der letzten Tage eben verflüchtigt hatten.

„Hier bin ich. Ihre Männer sind uns schon vor einer halben Stunde aufgefallen. Ich dachte immer, Sie arbeiten professioneller.“

„Das tun wir auch. Die Leute sind bereits seit gestern abend da. Machen wir es kurz, Herr Weigert. Wir haben Ihnen ein Angebot zu machen, das, wie ich denke, ausgesprochen fair ist. Wenn Sie wollen, sehen wir von Ihrer Verhaftung ab. Nicht nur das, Sie könnten auch wieder, reingewaschen von jedem Mordverdacht, beim ‚Blatt‘ anfangen.“

„Wie nett von Ihnen. Aber Sie wissen genauso gut wie ich, daß ich mit dem Tod von Martin und dessen Frau ohnehin nicht das Geringste zu tun habe. Abgesehen davon, was soll denn der Preis für Ihre Menschlichkeit sein? Oder ist das Ganze etwa umsonst?“

„So gut wie. Aber, ehrlich gesagt, wir würden es in Zukunft nicht sehr gerne sehen, wenn Sie Ihre Recherchen in Sachen Volker, Greenspan und alles, was damit zusammenhängt, weiterführten.“

„Was macht Sie so sicher, daß ich Ihr Angebot annehme?“

„Würden Sie es ausschlagen, wären Sie eine Minute später verhaftet. Und Ihre Freundin mit Ihnen!“

„Sie wollen mich also erpressen?“

„Ein garstiges Wort. Ich will ein faires Geschäft mit Ihnen machen.“

„Und, wie können Sie mir garantieren, daß mich meine Zeitung wieder aufnimmt?“

„Ihr Chef wird das gerne tun. Warten Sie einen Moment.“

Carlsson übergab an Bergmann.

„Guten Tag, Herr Weigert. Es tut mir ehrlich leid, daß Ihnen so übel mitgespielt wurde. Aber ich kann Ihnen versichern, jetzt, wo sich der Verdacht gegen Sie zerschlagen hat, können Sie selbstverständlich wieder bei uns anfangen. Ich hatte schließlich keine andere Wahl, als Sie zu kündigen. Schließlich standen Sie ja unter Mordverdacht. Aber nun, nachdem dies alles vorbei ist...“

„Den Maulkorberlaß für mich hat dieser Carlsson wohl mit Ihnen abgesprochen?“

„Ich bitte Sie, Herr Carlsson ist Mitarbeiter der Vereinten Nationen. Er hat dem ‚Blatt‘ doch keine Vorschriften zu machen. Aber Sie werden sicher einsehen, daß es nicht sehr klug wäre, wenn gerade Sie sich wieder mit den Themen beschäftigen würden, die Ihnen so viele Schwierigkeiten bereitet haben.“

Carlsson übernahm wieder.

„Also, Sie haben es gehört. Steigen Sie ein oder nicht?“

„Die Angelegenheit kommt ein bißchen plötzlich. Ich möchte das Ganze noch einmal überdenken.“

„Ich wüßte nicht, was es da noch zu überdenken gibt. Ich muß Ihnen Ihre Lage wohl noch einmal erklären, damit...“

Schneider reichte Carlsson einen Zettel, so, daß es Weigert auf seinem Bildschirm nicht sehen konnte.

„Was ist, Carlsson?“

„Gut. Sie kriegen Ihre Bedenkzeit.“

„Eine Woche!“

„Sie sind ja verrückt!“

Der Bankier machte ein paar Gesten. Carlsson wunderte sich, doch Schneider hatte das Sagen.

„Gut. Eine Woche. Ab jetzt. Aber über eines müssen Sie sich klar sein: Meine Männer stehen vor Ihrer Tür. Sollten Sie verschwinden wollen, dann schnappen wir Sie. Sie haben keine Chance!“

„Gut zu wissen. Was ist mit Claudia Apollonio, wenn ich einsteige?“

„Was soll mit ihr sein? Wir lassen sie in Ruhe.“

„Wo kann ich Sie erreichen?“

Carlsson gab ihm drei Telefonnummern: die im Büro, die seines Autotelefons und seine private.

„Sie hören spätestens in einer Woche von mir.“

„Überlegen Sie es sich gut, Herr Weigert. Und denken Sie immer daran: Wir haben Sie im Auge.“

Weigert drehte sich um und sah Claudia und Peter an, die das Gespräch mitverfolgt hatten.

„Scheiße!“

Villiger nickte.

„Ich habe es euch ja gleich gesagt. In dem Wagen da draußen sitzen also tatsächlich Bullen.“

„Und ich wette, die beiden Männer darin sind nicht das einzige, was sie aufgeboden haben. Was jetzt?“

„Könntest du vielleicht Kaffee machen, Claudia?“

„Ja, klar. Wenn dir dann etwas Besseres einfällt. Kommt, setzen wir uns in die Küche.“

Während Weigert sich auf der Bank der Eßgruppe niederließ, hantierte Claudia an der Espressomaschine herum. Villiger hockte sich auf eine Anrichte, von wo aus er alles überblicken konnte. Niemand wußte so recht, was er jetzt sagen sollte. Was vor einer halben Stunde, als sie das Auto vor dem Haus entdeckt hatten, noch Spekulation gewesen war, war jetzt Gewißheit. Weigert war entdeckt. Und man hatte ihm das Messer angesetzt. Noch gab es eine letzte Galgenfrist, aber dann...

„Kennst du diesen Carlsson eigentlich, Hans?“

„Ja, zumindest dem Namen nach. Ich habe einmal eine Geschichte über den UNO-Geheimdienst in Wien geschrieben. Damals hat mich Carlsson allerdings nicht empfangen, sondern mir nur seinen Pressesprecher geschickt. Persönlich bin ich nie mit ihm zusammengetroffen. Er ist ein ziemlich hohes Tier. Soweit ich mich erinnern kann der zweite Mann in der Wiener Zentrale. Wenn man bedenkt, daß Wien eine von drei Hauptstützpunkten des World Intelligence Service in ganz Europa ist, ist das nicht schlecht. Aber ob wichtig oder nicht, bei den UNO-Leuten ist etwas faul. Zuerst versuchen sie, die näheren Umstände des Attentats auf Volker zu vertuschen, dann wollen sie mir zwei Morde anhängen, mit denen ich nichts zu tun habe. Und jetzt, wo sie mich gefunden haben, blasen sie die Jagd wieder ab und wollen mir als Gegenleistung dafür einen Maulkorb umhängen.“

Claudia hatte ihre Vorbereitungen für den Espresso beendet und setzte sich zu Weigert auf die Küchenbank.

„Der Haftbefehl für dich war nicht vom UNO-Geheimdienst ausgestellt, sondern von den Eurocops, wie du uns erzählt hast. Nachdem aber die UNO-Leute ihre Nasen in die Volker-Sache gesteckt haben, ist es nur logisch, daß sie sich auch mit den Morden an Martin und seiner Frau beschäftigt haben. Und zwar deshalb, weil dort der Journalist aufgetaucht ist, der ihnen schon bei Volker dreingefuscht hat.“

Weigert wurde langsam ungehalten.

„Sollen wir jetzt vielleicht die ganze Sache noch einmal durchkauen?“

„Nein, das war nur die Einleitung. Worauf ich hinaus will, sind die Aussagen, die Steiner dir gegenüber in Tibet gemacht hat. Ach, Peter, könntest du dich bitte um den Kaffee kümmern?“

Villiger sprang von der Anrichte und stellte drei Tassen auf den Tisch, dazu Milch und Zucker. Dann die Kanne mit dem schwarzen, dampfenden Gebräu.

„Das kann ich jetzt wirklich gut gebrauchen. Schließlich habe ich nur drei Stunden geschlafen.“

„Jetzt unterbrich sie nicht dauernd. Also, Claudia, weiter.“

„Steiner hat dir doch die Legende von Agarthi, sprich Thule-Orden, und Schamballah, sprich Freimaurern, erzählt. Volker und Greenspan sowie auch Garakin, wenn man Steiner glaubt, waren Männer der Schamballah. Gedeckt ist diese Aussage auch durch den Tip deines Ressortchefs, wonach Volker und Greenspan Logenmitglieder gewesen sein sollen.“

„Das haben wir doch schon alles besprochen!“

„Abwarten. Wenn Steiner dir gegenüber so offen ist und zugibt, daß die beiden Attentate, von denen du gewußt hast, von seinen Leuten begangen wurden, und sogar noch zugibt, daß es vorher einen dritten Mordanschlag gegeben hat, dann hat er offensichtlich kein Interesse daran, in dieser Beziehung etwas zu verheimlichen.“

„Was heißt verheimlichen? Er hat mich ja geradezu aufgefordert, darüber zu schreiben!“

„Eben. Außerdem haben Steiner und seine Leute kaum etwas mit den Morden von Wewelsburg zu tun. Sonst hätte er die ja ruhig auch zugeben können.“

„Das habe ich doch schon immer gesagt!“

„Jetzt werde nicht gleich ungeduldig. Also ist Schamballah die Seite, die nicht will, daß etwas über Agarthi bekannt wird. Wenn also der UNO-Geheimdienst dabei mithilft, dann können wir davon ausgehen, daß Schamballah beste Kontakte dazu unterhält. Wahrscheinlich sitzen sogar einige Leute dieser Gruppe in entsprechenden Funktionen. Vielleicht ist auch Carlsson einer von ihnen.“

„Und?“

„Laß mich den Gedanken weiterspinnen. Gehen wir einmal davon aus, daß der UNO-Geheimdienst kein Stümperverein ist. An Beweisen für seine Effizienz hat es in der Vergangenheit schließlich nicht gemangelt. Das würde bedeuten, daß man dort genau weiß, daß du die Morde in Wewelsburg nicht begangen hast. Wenn es also Beziehungen zwischen dem Geheimdienst und der Schamballah gibt, und wenn die Schamballah nicht daran interessiert ist, daß jemand in der Sache herumwühlt, dann ist es nur natürlich, daß man dich mundtot machen will. Also hängt man dir die Morde an.“

„Aber du hast es ja selbst gerade gehört. Daran besteht offensichtlich kein Interesse mehr. Carlssons Angebot war ja, mich ungeschoren davonkommen zu lassen.“

„Ja, aber der Preis ist derselbe: Du sollst die Finger von der ganzen Sache lassen. Wenn sie dich zum ‚Blatt‘ zurückkehren lassen, dann haben sie noch etwas gewonnen. Ein Prozeß gegen dich würde doch nur neuerlich Staub aufwirbeln, und genau das wollen sie ja vermeiden.“

„Das gefällt mir nicht.“

Villiger setzte krachend seine Kaffeetasse auf den Tisch.

„Spätestens seit dem Greenspan-Attentat, das ja auf offener Straße geschehen ist und wo alle Medien folglich auch über das Zeichen berichtet haben, das man ihm auf die Stirn gebrannt hat, recherchiert doch eine ganze Horde Journalisten in dieser Sache. Warum also sollte gerade Hans so wichtig für die Schamballah sein?“

„Ganz einfach. Hans ist der einzige, der, wenn auch nur zufällig, eine Spur zu Agarthi gefunden hat.“

„Blödsinn! Die anderen wissen ja nicht, daß Hans in Tibet war und dort mit Steiner gesprochen hat.“

„Offensichtlich nicht. Denn sonst hätte der UNO-Geheimdienst ihn schon längst verhaftet. Aber sie wissen, daß er auf der Wewelsburg war und dort mit Martin gesprochen hat. Und damit wissen sie, daß er auf einer richtigen Spur ist. Was sie nicht wissen, ist jedoch, wie weit wir schon gekommen sind. Genau das glauben sie nämlich verhindern zu können, indem sie Hans zu kaufen versuchen.“

„Wieso nehmen sie an, daß ich mir nichts dir nichts darauf einsteige?“

„Ist das so unlogisch? Du bist ein ganz normaler Journalist und kein Agent. Wie solltest du weiterleben, wenn nach dir gefahndet wird? Du hättest keine Chance, auf Dauer unterzutauchen. Das war uns ja auch selbst klar. Wir wollten schließlich nur soviel Zeit herauschinden, daß wir etwas in der Hand haben, bis man dich verhaftet. Der Preis dafür, nicht auf ihr Angebot einzugehen, wäre ein Leben auf der Flucht. Wer würde das schon in Kauf nehmen, noch dazu, wenn man sich unschuldig weiß? Ich denke, daß die UNO-Leute sehr richtig kalkulieren. Ihr Fehler dabei ist nur, daß sie nicht damit rechnen, daß wir schon eine ganze Menge herausgefunden haben, mehr, als sie zu träumen gewagt hätten. Aber wer könnte schon solche Zufälle einkalkulieren, wie sie dir bei Martin widerfahren sind?“

„Das stimmt. Wäre ich nur zehn Minuten später gekommen, wäre er bereits tot gewesen. Und wir säßen heute noch da, ohne einen blassen Schimmer, was wirklich gespielt wird.“

„So weit, so schlecht. Aber warum geben sie dir dann eine ganze Woche Bedenkzeit? Ein paar Stunden oder ein Tag hätten doch wohl genügt.“

Villiger war wirklich ein kritischer Geist.

„Keine Ahnung. Aber es kann ihnen ja egal sein. Sie haben uns unter Kontrolle. Nachdem wir Amateure sind und das Profis, können wir sowieso nicht aus. Unternehmen können wir auch nicht viel. Ob sie mich jetzt morgen soweit haben oder in einer Woche, macht keinen Unterschied.“

Claudia schien ihre Ausführungen noch nicht beendet zu haben.

„Du Hans, und ich, wir sind beide Journalisten. Du, Peter, verstehst ja als ehemaliger PR-Mann auch genug von dem Beruf. Was wir wollten, war nichts anderes als eine heiße Story. Stimmt's?“

Weigert nickte langsam.

„Naja, schon.“

„Ist euch eigentlich schon bewußt geworden, daß das damit kaum noch etwas zu tun hat? Ich...“

Weigert unterbrach sie.

„Blöde Frage. Sobald du frische Leichen zu Gesicht bekommst und man dich dafür haftbar machen will, hat das natürlich nichts mehr mit Journalismus zu tun!“

„Auch das, Hans. Aber rund um uns passiert etwas, das – nimmt man es ernst – von extrem hoher Bedeutung für die Welt sein könnte.“

„Was heißt, wenn man es ernst nimmt? Garakin, Volker und Greenspan sind tatsächlich ermordet worden. Alle drei waren überaus bedeutende Persönlichkeiten. Gibt es da noch etwas, das man nicht ernst nehmen kann?“

„Du hast recht. Nur, macht es nicht einen Unterschied, ob es sich dabei um normalen Terror handelt, wie wir ihn sozusagen gewohnt sind, oder um Vorgänge, deren Bedeutung weit über die Beseitigung dieser Personen hinausgeht?“

Villiger war nicht besonders zufrieden mit Claudias Ausführungen.

„Jetzt glaubst du also auch schon an Steiners Verschwörungstheorien?“

„Glauben oder nicht, jedenfalls ist es nur logisch, daß Politik und Geschichte eben auch auf diese Weise gemacht werden. Eine Verschwörungstheorie wäre es nur dann, wenn ich alles und jedes auf das Wirken irgendwelcher dunkler Mächte zurückführen will. Aber nicht einmal Steiner hat behauptet, daß Agartha und Schamballah auf politisches Handeln, so wie wir es bisher gekannt haben, keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Sie benutzen es eben und versuchen, es ihren Zielen gemäß zu verwerten. Aber worauf ich hinaus wollte, ist, daß es eigentlich nicht mehr um die Story geht, hinter der wir her sind. Wir spielen jetzt selbst mit in der Geschichte. Und wir könnten ihren Ausgang beeinflussen.“

Hans verstand nur zu gut, was sie damit sagen wollte. Claudia war schließlich ebenfalls Journalistin. Wie ihm, so war auch ihr immer bewußt gewesen, daß sie nur über das Handeln anderer berichteten.

Jetzt hatten sie erstmals den Zipfel von etwas in der Hand, mit dem sie vielleicht selbst den Lauf der Dinge beeinflussen konnten. Aber wie zum Teufel?

Villigers Kritik ließ nicht lange auf sich warten.

„Ich glaube, du siehst das ein bißchen zu naiv. Nehmen wir einmal an, wir würden jetzt damit beginnen, alles was wir wissen via Medien hinauszuposaunen. SS-Leute, die im Himalaya sitzen, esoterische Geheimorden, die sich einen Kampf um die Weltherrschaft liefern, all das gespickt mit ein paar politischen Attentaten. Das ist der Stoff, der aus dem Science Fiction ist, aber nicht die Grundlage für eine glaubwürdige Berichterstattung. Man würde uns für verrückt halten. Kein Mensch würde das glauben. Dazu kommt noch, daß wir für so gut wie nichts handfeste Beweise haben. Im günstigsten Fall könnten wir ein paar logische Zusammenhänge aufzeigen. Nein, so wird das nichts.“

Claudia wollte nicht klein begeben.

„Vielleicht haben wir die Beweise! Und zwar auf diesen CDs, die du ja nicht knacken kannst!“

„Jetzt geht das schon wieder los. Ich...“

Weigert mischte sich ein.

„Hört auf! Peter hat recht. Solange wir nichts wirklich belegen können, hat es keinen Sinn, etwas zu veröffentlichen, selbst wenn es ein Medium geben würde, das bereit dazu wäre. Der einzige Abnehmer für unsere momentanen Informationen wären Polizei oder Geheimdienste. Und auch da sehe ich schwarz. Offizieller Brennpunkt der ganzen Sache sind die Attentate auf Volker und Greenspan. Rein kompetenzmäßig also primär ein Fall für den World Intelligence Service, wenn ihm auch andere Behörden zuarbeiten. Es ist fast egal, wo wir mit unseren Informationen hingehen. Letztendlich würde alles doch beim UNO-Geheimdienst landen. Und dort sitzen Leute von Schamballah. Unser Wissen Staaten anzubieten, die nicht gut auf die UNO zu sprechen sind, liegt ja wohl politisch in niemandes Interesse hier, oder?“

Villiger schüttelte den Kopf.

„Nein, natürlich nicht. Aber wer sagt dir eigentlich, daß Schamballah, sprich die Freimaurer, für uns ein schlechter Anlaufpunkt wäre? Ich meine, wenn die Alternative der Thule-Orden ist, der schon ein Drittes Reich – angeblich zumindest – hervorgebracht haben soll, warum dann nicht zu den Leuten marschieren, die heute am Ruder sind?“

„Du machst ja Fortschritte. Wenn man Steiner glaubt, und das tust du ja, indem du eine solche Wahlmöglichkeit aufstellst, dann sind beide aus dem selben Holz geschnitzt. Ich wage es noch nicht, ein endgültiges Urteil darüber abzugeben. Aber nach allem, was bisher passiert ist, bin ich mir nicht sicher, ob Schamballah tatsächlich eine gute Alternative ist oder vielleicht nur das bestenfalls kleinere von zwei Übeln.“

„Hört mal, ihr beiden Helden. Mir ist noch ganz etwas anderes eingefallen.“

„Fang' jetzt ja nicht wieder mit den CDs an!“

„Nein, keine Angst. Aber es hat trotzdem mit dir zu tun, Peter. Ist euch eigentlich aufgefallen, daß Carlsson nur von Hans und von mir gesprochen hat?“

„Stimmt. Na und?“

„Das heißt, daß der UNO-Geheimdienst möglicherweise gar nicht weiß, daß Peter hier ist. Er hat ja die ganze Zeit über das Haus nicht verlassen und sich in dem Zimmer oben hinter dem Bildschirm verschanzt. Und weil er ja so ein Nachtschattengewächs ist, hat er immer die Vorhänge zugezogen.“

Weigert sprang auf.

„Natürlich! Wenn sie mich wirklich erst gestern hier entdeckt haben, dann heißt das, daß sie vermutlich auch Claudias Telefone erst seit gestern abhören. Von dem Gespräch mit dir, Peter, in Norwegen konnten sie also nichts wissen. Auch nicht von deiner Ankunft hier. Wir...“

Claudia war nicht zu bremsen.

„Das heißt, daß wir trotz Überwachung handlungsfähig bleiben können, zumindest noch während der Galgenfrist von einer Woche!“

„Darf ich als Betroffener auch einmal etwas dazu sagen?“

„Bitte.“

„Wenn das etwa heißen sollte, daß ich mich aus dem Haus schleichen soll, um die Recherchen weiterzuführen, habt ihr euch aber geschnitten. Erstens: Wenn überhaupt,

dann bin ich der einzige von uns dreien, der die beschissenen CDs entschlüsseln kann. Nachdem diese, zumindest nach wie vor, unsere wichtigste Spur sind, können wir darauf auch nicht verzichten. Zweitens: Ihr habt vielleicht vergessen, daß ich nicht nach Norwegen gegangen bin, um mich von dort wieder zurückholen und in irgendwelche zwielichtigen Dinge verwickeln zu lassen. Ich will euch helfen, klar. Aber ich habe keine Lust, daß man mich möglicherweise auch einbuchtet. Und dann wäre da noch drittens: Hans hat eine Woche Zeit, um seine Entscheidung bekanntzugeben. Wer sagt euch denn, daß die UNO-Leute in dieser Zeit draußen in ihren Autos bleiben? Vielleicht wird ihnen kalt und sie wollen einen Schnaps. Oder sie stellen einfach mal die Bude auf den Kopf. Dann ist es aus mit dem Freilos Villiger. Kapiert?"

Weigert wollte etwas entgegnen, doch Claudia kam ihm zuvor.

„Mit erstens hast du leider recht. Zweitens nehme ich gern zur Kenntnis. Mehr hat Hans von dir ja auch nicht verlangt. Was aber drittens angeht, so können wir zumindest etwas Vorsorge treffen und es ihnen nicht allzu leicht machen.“

Villiger seufzte. Doch Claudia ließ sich nicht beirren.

„Ich kann jetzt, da sie uns entdeckt haben, nicht mehr wie geplant nach München fahren. Sobald ich dort anfangen, in irgendwelchen Archiven über den Thule-Orden nachzuforschen, werden unsere Freunde vom UNO-Geheimdienst nicht mehr lange fackeln. Dann wird es ihnen zu heiß werden. Wie man es auch dreht und wendet, du bist jetzt unser Joker, Peter.“

San Diego, 14. Dezember

Die Sonne war gerade dabei, ihren Tag zu beenden und langsam hinter dem Horizont zu versinken. Zuvor aber, so hatte sie beschlossen, sollte es noch eine ihrer unvergeßlichen Abschiedsvorstellungen geben. Und so sandte sie ihre Strahlen ein letztes Mal aus, bevor sie verschwand, um Wolken und Himmel am westlichen Horizont in kräftigen Farben leuchten zu lassen. Es war, als wollte sie ein sichtbares Zeugnis ihrer geheimnisvollen Kraft ablegen, um den Menschen zu sagen: „Ich komme wieder, und nichts kann mich daran hindern.“ Seit Milliarden von Jahren war sie eine der Konstanten der göttlichen Ordnung. Sie würde es auch weiterhin bleiben, egal, was hier unten auf der Erde auch passierte.

Die sieben Männer, die sich auf dem Landsitz von Thomas Beckett zusammengefunden hatten, waren im Augenblick nicht in der richtigen Stimmung, dieses Schauspiel zu genießen. Es lag wohl daran, daß sie gekommen waren, um höchst ernsthafte Dinge zu bereden. Doch in so manchem von ihnen war der Gedanke aufgetaucht, daß sie eben wegen dieser Sonne hier waren, die ihre schwarzen Strahlen von Agartha nach ihnen ausstreckte.

Immer, wenn die Runde der Sieben zusammenkam – der Rat, wie sie es nannten –, immer dann verzichteten sie auf alles, was den Abertausenden, die auf den unteren Sprossen der Leiter standen, bei ihrer „Arbeit“ auferlegt war. Sie brauchten keine Symbole mehr als Vermittlung zum Göttlichen. Denn sie waren, wie auch Karl Steiner, längst zu Wanderern zwischen zwei Welten geworden. Sie versuchten sehr erfolgreich, die Fäden der einen Welt in der Hand zu behalten. Doch ihr wahres Ziel lag in der anderen.

Schon immer waren es sieben Männer gewesen, die den Rat bildeten. Starb einer von ihnen, so weihte man seinen ausersehenen Nachfolger auch in die letzten Geheimnisse von Schamballah ein. Seit vier Jahren war der Kreis der Sieben so zusammengesetzt, wie er jetzt auf Becketts Landsitz zusammengekommen war.

Lutz Wettler war mit 38 Jahren der Jüngste in der Runde. Er war Deutscher, doch seine Nationalität hatte in Zeiten wie diesen nur wenig und in Kreisen wie diesen gar nichts zu bedeuten. Wettler hatte eine erstaunliche Karriere hinter sich, deren bislang letzte Station die Funktion des Agrarministers in der Europäischen Politischen Union war. Freilich war ihm die Bruderschaft bei seinem Aufstieg behilflich gewesen, doch in zumindest ebenso hohem Maß hatte er diesen seiner Intelligenz und seinem Fleiß zu verdanken.

Jim Glenn kam aus New York. Er war die Verkörperung des American dream. Er hatte sich von ganz unten nach ganz oben durchgeboxt. Gestartet war Glenn mit 18 Jahren als unbekannter Journalist eines Boulevardblattes im Big Apple. Jetzt, 45 Jahre später, war er einer der mächtigsten Medienzaren der Welt. Er kommandierte ein globales Imperium aus Fernseh- und Radiostationen, Zeitungen und Illustrierten, Satelliten und Nachrichtenagenturen. Und er verstand es, seine Position zu nutzen.

Professor Robert Scott war ein Brite wie aus dem Bilderbuch: blasse Haut, rote Haare und einen ebenso roten wallenden Vollbart. Dazu das Verhalten eines wahren Gentleman, unterstrichen noch von einer leicht nieselnden Stimme. Seine Domäne war die Ökonomie. Spätestens seit er vor zehn Jahren den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhalten hatte, war er hochbegehrter Ratgeber zahlreicher Regierungen und internationaler Institutionen. Das britische Magazin „Economist“ hatte ihn einmal als „die graue Eminenz der Weltwirtschaftspolitik“ bezeichnet.

Aus ganz anderem Holz geschnitzt war General Jean-Paul Pascal. Er stammte aus einer Pariser Familie, deren männliche Mitglieder sich fast alle seit Generationen der Armee der Grande nation verschrieben hatten. Pascal war durch und durch Soldat, was nicht bedeuten sollte, daß er nicht auch ein Gespür für politische Zusammenhänge besaß. Als Frankreich, das 1966 aus der Nato ausgeschert war, vor einigen Jahren voll in die Verteidigungsstrukturen der Europäischen Union eingestiegen war, hatte er kurz darauf das Kommando über die ersten Einheiten der europäischen Armee übernommen. Von dort weg hatte man Pascal zu den Vereinten Nationen geholt, wo er nun als stellvertretender Militärbefehlshaber der UNO-Armee tätig war.

Hiroshi Fukunaga war aus Tokio hier eingetroffen. Genausogut aber hätte er von jedem anderen Punkt des Globus kommen können.

Denn um den weltweit tätigen Konzern effizient zu führen, dem er vorstand und dessen Gehaltsliste insgesamt fast 650.000 Namen umfaßte, hatte er drei Großraum-Jets zur Verfügung, die ihm allesamt nicht nur als Transportmittel, sondern auch als Wohn-, Arbeits- und Schlafgelegenheit dienten. Das Firmen-Konglomerat Fukunagas bestand aus mehreren hundert miteinander verwobenen Unternehmen, von denen sich die größten vor allem im Elektronikbereich engagierten. Weniger bekannt dagegen war, daß der riesige Multi 70 Prozent der Weltpatente im Bereich der Gentechnologie hielt.

Der Sechste im Bunde war der russische Karrierediplomat Sergej Kamenew. Den 1985 von Michail Gorbatschow in Gang gebrachten Prozeß des Umbaus der Sowjetunion und der Öffnung gen Westen hatte Kamenew voll unterstützt. Nach dem Putsch von 1991 waren im damals neuen russischen Außenamt einige wichtige Posten zu besetzen gewesen. Kamenew griff zu. Einige Jahre später wurde er in den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen gewählt. Die Mordserie der letzten Wochen ging ihm besonders zu Herzen. Sowohl Oleg Garakin, den er seit früher Jugend gekannt hatte, als auch sein Kollege im Sicherheitsrat, Alan Greenspan, waren seine Freunde gewesen.

Thomas Beckett war die Nummer sieben. Als primus inter pares liefen zwar bei ihm die Fäden zusammen, doch notwendige Entscheidungen wurden gemeinsam gefällt. Und heute, während die Sonne verschwunden war und die Nacht regierte, galt es, wichtige Entscheidungen zu treffen.

Peter Villiger sah nicht gut aus. Seine Augen waren rotgerändert. Die langen Haare hatte er schon seit Tagen nicht mehr frisiert, das T-Shirt, das er trug, ebensolange nicht gewechselt. Gerade dämpfte er eine Zigarette aus, um sich gleich darauf die nächste anzuzünden. Der Aschenbecher neben dem Computer war bereits so voll, daß einige Kippen herauszufallen drohten. Gleich daneben stand eine Flasche Whisky, die sich vorgestern noch in jungfräulicher Unbeflecktheit präsentiert hatte. Heute war ihr Pegelstand so weit gesunken, daß man bereits die sich ehebaldigst abzeichnende Trockenheit am Flaschenboden ahnen konnte. Das Glas, das davor stand, hätte man selbst in einem drittklassigen Lokal dem Ober retourniert. Es blieb nur die Hoffnung, daß Alkohol auch wirklich desinfizierte.

Elf Tage und Nächte saß Villiger bereits vor dem Bildschirm, nur unterbrochen von ein paar Stunden Schlaf jede Nacht und den wenigen gemeinsamen Gesprächen der drei. Selbst das Essen hatte er meistens hierher an den Schreibtisch verlegt. Gestern, nach 14 Stunden ununterbrochener Arbeit am Computer, hatten sich plötzlich die Zahlen- und Buchstabenkolonnen zu bewegen begonnen. Zuerst hatte er gedacht, daß mit dem Bildschirm etwas nicht in Ordnung sei. Doch dann, als er sich mit der Hand über die geschlossenen Augen gerieben hatte, war es wieder vorbei. Er war schlicht und einfach übermüdet gewesen. Zehn Minuten später war er in seinem Sessel eingeschlafen, mit der rechten Hand immer noch die Maus umklammernd. Morgens hatte ihn Claudia so aufgefunden und ein äußerst besorgtes Gesicht gemacht.

Was als Freundschaftsdienst begonnen hatte, entwickelte sich für Villiger mehr und mehr zum Alptraum. Sicher, auch er war interessiert, was bei der ganzen Geschichte am Ende herauskommen würde. Doch langsam stank ihm die Sache. Er hatte in Norwegen ein neues Leben beginnen wollen. Jetzt saß er seit Tagen vor einem Bildschirm, um zwei silbrigen Scheiben angebliche Geheimnisse zu entlocken, die sie möglicherweise gar nicht bargen. Und bei all dem lief er noch Gefahr, in den Strudel der Ereignisse hineingezogen und vielleicht eines nicht mehr fernen Tages mit seinem Freund Hans und mit Claudia gemeinsam vom UNO-Geheimdienst abgeführt zu werden. Ein Freund zu sein, war manchmal wirklich nicht einfach.

Zum abertausendsten Mal schob er die Maus hin und her, klopfte dazwischen immer wieder mit den Fingern auf das Keyboard, um den Eingeweiden der Maschine mitzuteilen, was sie zu tun hatten. Die Daten, die Pierre Martin einst auf den beiden CDs aufgezeichnet hatte, hatten bisher allen Versuchen getrotzt, ihr Geheimnis preiszugeben. Jetzt war der nächste Versuch fällig.

Wie immer, bevor Villiger nach langwierigen Vorarbeiten das letzte Kommando an den Computer gab, das diesen veranlassen sollte, komplizierte Rechenvorgänge in Gang zu setzen, genehmigte er sich einen Schluck Whisky. In dem Moment, als er das Glas abstellte, betätigte er die Taste und schloß die Augen. Die Erfahrung der letzten Tage hatte ihn gelehrt, daß die Maschine etwa zwei bis drei Sekunden mit Rechenvorgängen zu brachte, ehe das Ergebnis auf dem Bildschirm sichtbar wurde. Das war nicht lange, doch es war genug Zeit, um den gemarterten Augen eine kurze Entspannungspause zu gönnen.

Villiger öffnete sie wieder, schaute auf den Bildschirm, schloß sie wieder, öffnete sie nochmals. Er stieß einen lauten Schrei aus und sprang auf. Dabei fiel die Whiskyflasche polternd um, rollte über den Tisch und krachte schließlich auf den Boden, ohne dort jedoch zu zerbrechen. Sein Schreien brach erst ab, als Hans Weigert und Claudia Apollonio ins Zimmer stürmten. Weigert war ziemlich ungehalten.

„Was ist denn mit dir los? Bist du völlig übergeschnappt! Da draußen steht der UNO-Geheimdienst. Wenn die spitzkriegen, daß da noch jemand...“

Weigert brach den Satz ab, als er merkte, daß das Grinsen im Gesicht seines Freundes nicht aufhören wollte.

„Ich hab’s!“

Claudia machte einen Satz in Richtung Bildschirm, Weigert versuchte, sie beiseite zu drängen.

„Das darf doch nicht wahr sein! Du hast es wirklich geschafft!“

Claudia fiel Peter um den Hals und gab ihm laut schmatzend einen Kuß auf die Wange. Dann drehte sie sich wieder um. Villiger nahm seinen Platz vor dem Bildschirm ein. Die beiden anderen starrten wie gebannt auf das, was dort erschienen war und sich jetzt – nicht mehr verschlüsselt – den Augen der Betrachter darbot.

„Hast du schon alles durchgeschaut? Wie hast du es geschafft? Ist es...?“

Weigert konnte seine Aufregung kaum noch in Zaum halten.

„Nein, zum Teufel! Ich bin noch nicht dazugekommen, mir alles anzusehen. Und wie ich es geschafft habe, ist doch jetzt völlig egal. Der Code ist geknackt, das ist die Hauptsache! Und jetzt laßt uns mal in Ruhe prüfen, was Onkel Martin unserem Hänschen vererbt hat.“

Claudia war die erste, die einen Kommentar dazu abgab.

„Namen, Adressen, Telefonnummern, Geburtsdaten, Funktionen im Beruf, kurze Lebensläufe! Heiliger Strohsack! Wozu soll denn das gut sein?“

Villiger blätterte weiter in der Datei, so schnell, daß man nicht mehr mitlesen konnte. Schließlich war er am Ende angelangt.

„Das war’s! Eine Liste von Personen mit Adressen sowie ein paar biographische Anmerkungen zu jedem. Sonst nichts. Ein bißchen mager, oder?“

„Was soll daran mager sein!? Diese Liste könnte für uns größte Bedeutung haben.“

„Und welche, wenn ich fragen darf? Wer sind denn die Leute, die da angeführt werden?“

Weigert kam eine Idee.

„Wieviele sind es?“

Villiger drückte ein paar Tasten.

„Komisch, genau 333.“

„Komm schon, versuch’ die zweite CD!“

Villiger tat, wie ihm geheißen wurde. Er knackte auch hier den Code mit derselben Methode wie schon bei der ersten. Das Ergebnis war identisch mit vorhin, ebenfalls eine gleich aufgebaute Liste von Personen, jedoch – so schien es zumindest auf den ersten Blick – mit anderen Namen.

„Wieviele sind das?“

Unser Franzose scheint ein Scherzbold gewesen zu sein. Das sind ebenfalls 333.“

„Zusammen haben wir es also mit 666 Namen zu tun. Na Prost! Kannst du beide Dateien zusammenhängen und überprüfen, ob ein Name zweimal vorkommt?“

„Bin ich ein Anfänger? Klar kann ich das.“

Einige Sekunden später war das Ergebnis da.

„Es gibt keinen vollen Namen, der zweimal oder öfter vorkommt. Ein paar Nachnamen und ein paar Vornamen sind identisch, aber das ist ja keine große Überraschung bei 666 Leuten.“

„Weiter geht's! Such' jetzt nach Bernhard Volker! Los!“

„Ja, ich mach' ja schon... Fehlanzeige, gibt's nicht.“

„Alan Greenspan.“

Villiger drückte wieder ein paar Tasten.

„Gibt es auch nicht. Jetzt willst du sicher auch noch nach Oleg Garakin suchen?“

„Erraten, alter Junge!“

„Fehlanzeige. Von der Sorte ist auch keiner da.“

Jetzt schaltete sich Claudia ein.

„Versuche es mit Karl Steiner. Vielleicht haben wir da etwas mehr

Glück.“

Sie hatten. Der Datensatz erschien auf dem Bildschirm: „Steiner, Karl. Geboren: 9. September 1918. Eintritt in die SS: 1. Januar 1937. Verwendung auf der Wewelsburg. Einweihung: 21. Dezember 1940. Reiste am 7. Juli 1942 als Mitglied einer SS-Expedition nach Tibet ab. Lebt seither in Tibet. Kontakt über das Kloster Tashi Lhunpo.“

Plötzlich ertönte ein Klatschen. Weigert hatte sich mit der flachen Hand auf die Stirn geschlagen.

„Natürlich! Das ist es! Wißt ihr, was diese Liste sein soll?“

Villiger hatte im Moment nichts über für Ratespielchen. Er war zu sehr damit beschäftigt, die abgestürzte Whiskyflasche unter dem Schreibtisch hervorzuholen. Also war es an Claudia.

„Ich ahne etwas. Aber ich will dir die Show nicht stehlen.“

Peter nahm einen kräftigen Zug aus der geborgenen Flasche. Ein letzter Schluck blieb noch übrig. Er hielt sie hoch.

„Will noch jemand?“

Weigert ignorierte das Angebot seines Freundes einfach.

„Steiner hat doch erzählt, daß vor allem zu Ende des Zweiten Weltkriegs eine ganze Reihe von Agarthi- oder besser Thule-Leuten aus Deutschland herausgebracht worden sind, wie Steiner sagte: um in einer fernen Stunde in anderer Gestalt wieder zu kommen. Das war die Überlebensstruktur Agarthis über das Dritte Reich hinaus. Und diese Liste enthält die Namen jener Männer und Frauen!“

„Du Pfeife!“

Da niemand von seinem Angebot Gebrauch gemacht hatte, genehmigte sich Villiger eben den letzten Schluck Whisky selbst.

„Was nützt uns das? Glaubst du, die haben alle einen Jungbrunnen, so wie Steiner? Die schauen doch alle schon die Radieschen von unten an!“

„Paß auf, Peter. Kannst du die Namen nach den Geburtsdaten sortieren und feststellen, wieviele in welchem Jahrzehnt geboren sind?“

„Mittlerweile sollte dir schon klar geworden sein, daß solche Spielereien möglich sind. Also los.“

Es dauerte fünf Minuten. Dann hatte Villiger das Ergebnis.

„Vor 1920 geboren sind nur drei. Zwischen 1920 und 1930 geboren sind 17. Zwischen 1930 und 1940 haben insgesamt 25 Leute das Licht der Welt erblickt. Dann machen wir einen kleinen Einschnitt. Von 1940 bis zu Kriegsende wurden 48 geboren. Das heißt, daß der große Rest von 573 Personen allesamt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren wurde. Willst du da auch noch eine genauere Aufschlüsselung?“

„Ja. Stell' fest, wieviele davon jünger als 20 sind.“

„Einen Moment... Das sind... nur acht.“

„Das darf nicht wahr sein! Was wir da in der Hand haben, kann meiner Ansicht nach nur die Liste der heute existierenden Anhänger Agarthis sein!“

„Und was ist mit denen, die nach 1945 geboren wurden?“

„Die wurden eben von den Thule-Leuten, die noch rechtzeitig aus Deutschland verschwinden konnten, herangezogen und schließlich auch eingeweiht. Oder es sind deren Kinder. Die Struktur will sich ja am Leben erhalten und ihre angeblichen Geheimnisse weitergeben, egal, was rundherum geschieht. Das hat ja auch Steiner klipp und klar gesagt.“

Claudia meldete sich aus dem Hintergrund.

„Bleibt nur die Frage, wie Martin an diese Liste gekommen ist.“

„Keine Ahnung. Er kann es uns jedenfalls nicht mehr sagen.“

„Und wenn er doch einer von Steiners Leuten war? Dann würde es durchaus Sinn machen, daß ihn die Schamballah umgebracht hat, wie Steiner dir erzählt hat.“

„Ja, das wäre möglich. Druck' den Inhalt der Liste aus und kopier' die Datei, Peter.“

Claudia war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen.

„Nehmen wir einmal an, du liegst richtig, Hans. Steiner hat dir gegenüber ja angedeutet, daß seine Gespenster schon bald wieder zum Leben erweckt werden sollen. Dann würden all diese Personen dabei vermutlich eine Rolle spielen.“

„Wenn ich richtig liege und wenn Steiner nicht gelogen hat, dann könnte es so sein. Steiners Aussagen haben schließlich, seit wir den Mord an Garakin überprüft haben, jedenfalls ein stärkeres Gewicht.“

„Damit hätten wir ja eine richtige Bombe in der Hand. Wir könnten Agarthi stoppen.“

„Ich wüßte nicht, wie.“

„Ganz einfach. Wir übergeben die Liste dem UNO-Geheimdienst.“

„Und damit auch der Schamballah, dem Pendant zu Agarthi, von dem wir nicht einmal wissen, ob sich dahinter nicht dieselben Verrückten in anderem Gewand verbergen. Die Methoden von Steiner und seinen Konsorten gefallen mir nicht. Aber ich könnte nicht behaupten, daß ich die Vorgangsweise der anderen Seite viel attraktiver finde.“

„Da ist etwas dran. Aber was könnten wir sonst unternehmen?“

Villiger unterbrach das Gespräch der beiden.

„Agarthi, Schamballah und was weiß ich noch alles! Wir haben hier eine Namensliste, sonst nichts. Niemand von euch kann im Moment beweisen, was es damit wirklich auf sich hat. Seid ihr von allen guten Geistern verlassen!? Oder hat euch dieser Steiner mit seinen okkulten Verschwörungstheorien schon völlig infiziert!?“

Weigert wurde langsam wütend über die ständige Kritik seines Freundes.

„Schön langsam gehst du mir auf den Wecker! Warum kannst du nicht einfach einmal das Naheliegendste zur Kenntnis nehmen und glauben, was Steiner erzählt hat? Mittlerweile haben wir ja wohl Indizien genug dafür, daß er uns nicht einen völligen Käse aufgetischt hat! Bei Garakin haben wir zumindest festgestellt, daß dessen Frau vor Gericht die Tat geleugnet hat. Und ihr Alibi, eine Freundin von Garakins Frau, bei der sie zur Tatzeit gewesen ist, ist eigenartigerweise während des Prozesses bei einem Autounfall umgekommen. Steiners Aussagen scheinen nicht völlig aus der Luft gegriffen zu sein!“

„Und was ist, wenn wir in die Falle gegangen sind? Wenn alles nur als schön stimmiges Mosaik inszeniert war? Was dann, du Klugscheißer!?“

„Also wer glaubt da jetzt an Verschwörungstheorien? Das ist doch...“

Villiger stand auf.

„Macht doch, was ihr wollt. Ich hole mir jetzt etwas zu trinken.“

Er verließ das Zimmer. Claudia schaute ihm nach, dann drehte sie sich zu Weigert um.

„Wir müssen ja die Liste nicht an den UNO-Geheimdienst weitergeben. Was wäre, wenn wir nur andeuten würden, daß wir eine solche Liste besitzen? Und als Vorleistung, bevor wir sie herausrücken, wollen wir ein Gespräch mit einem von der Schamballah. Wenn die sich dann blöd stellen und keine Ahnung haben, wovon wir reden, dann...“

Weigert unterbrach sie.

„Dann stehen wir wieder am Anfang. Aber wenn sie an der Liste interessiert sind, dann werden sie sich diese holen. Und zwar sofort. Ich wüßte nicht, welche Forderungen wir da stellen könnten.“

„Holen können sie sich nur, was auch da ist.“

„Hast du vergessen, daß sie vor der Tür lauern? Wir könnten sie nur hier im Haus verstecken, und da würden sie sie finden, und wenn sie sämtliche Mauern abtragen müßten.“

„Falsch, mein Lieber. Was ist mit unserem Joker? Unsere Freunde von der UNO wissen offensichtlich nicht, daß Peter hier ist.“

„Du willst ihn also losschicken, um die CDs irgendwo zu vergraben (Hier in einem Bank-safe verschwinden zu lassen?“

„Wieso nicht? Die Liste ist unser einziger Trumpf, mit dem wir handfest mitspielen können. Und wenn wir mitspielen wollen, dann haben wir noch eine Menge an Vorbereitungen zu treffen. Die Zeit drängt, immer vorausgesetzt, Steiner hat nicht phantasiert. Wir müssen Carlsson anrufen und ein Treffen vereinbaren. Will er die Liste wirklich haben, müssen wir ihm glaubwürdig klarmachen können, daß es nichts nützt, uns zu verhaften und zu verhören. Und das können wir nur, wenn wir selbst nicht wissen, wo sie versteckt ist.“

„Du glaubst also, daß Peter sich der Gefahr aussetzt, vom Code-Knacker zum Gejagten zu werden? Und was wird aus uns? Claudia, wir sind Journalisten und keine Agenten! Das Ganze ist kein Film, sondern blutige Realität!“

„Eben deshalb. Oder willst du, daß Steiner und Konsorten ungehindert ihren Plänen nachgehen können?“

„Und wenn wir die Liste veröffentlichen?“

„Das wäre möglich. Aber was ist, wenn der UNO-Geheimdienst oder die Schamballah kein Interesse daran haben, daß das geschieht? Den Mord an Garakin haben sie vertuscht. Bei Volker haben sie es versucht. Sie könnten zwar vermutlich die Veröffentlichung der Liste nicht verhindern, aber sie könnten die Aufdeckung der vollen Wahrheit verhindern.“

„Ist es die Wahrheit?“

„Was ist schon Wahrheit? Die Welt eines SS-Mannes im heutigen Tibet oder die unsere?“

„Du redest schon wie Steiner!“

„Du hast ihn doch selbst gesehen. Ist er Realität oder nicht?“

Weigert schwieg einen Moment. Dann seufzte er.

„Du willst also wirklich voll in diesen Krieg einsteigen?“

„Sind wir nicht schon längst mittendrinnen? Oder sollen wir Augen und Ohren verschließen und uns – nach vollendeten Tatsachen – fragen müssen, wie das alles passieren konnte? Wir sind im Krieg, Hans. Zuerst wollte, frei nach Brecht, keiner von uns hingehen. Aber dann ist der Krieg zu uns gekommen. Haben wir eine andere Wahl, als mitzukämpfen?“

„Ich fürchte, nein.“

Der Joker war bereit. Um genau 4 Uhr 25 morgens zog sich Peter Villiger eine helle Haube über seine langen, blonden Haare und meldete: „Fertig.“ Sein Auftrag war klar umrissen. Er sollte ungesehen aus dem Haus schleichen und zu Fuß hinunter nach Bozen marschieren. Dort hatte Claudia am nachmittag ihren Wagen geparkt, als sie ihre Eltern besucht hatte. Ihr Vater hatte sie mit seinem Auto zurückgebracht. Die UNO-Leute, die ihr gefolgt waren, hatten keinen Verdacht geschöpft. Den Schlüssel zu Claudias Alfa und die Fahrzeugpapiere hatte Villiger jetzt in der Hosentasche stecken. Er würde mit dem Wagen nur etwa eine Stunde lang zu fahren brauchen, denn schon in Trient würde er auf ein Mietauto umsteigen. Claudias Bruder sollte den Alfa noch am gleichen Vormittag abholen und wieder vor dem Haus der Eltern parken. So zumindest war es ausgemacht worden.

Gleichzeitig hatte Claudia den Besuch benutzt, um sich von ihrem Konto 30 Millionen Lire zu holen. Das Geld befand sich jetzt in Villigers Anorak verborgen, gleich neben den beiden CDs. Es mußte ausreichen, um nach Rom zu gelangen und dort einige legale und einige weniger legale Geschäfte zu tätigen. Peters wichtigster Partner dabei würde Livio Lucentini sein, über den in den Akten der römischen Polizei etwas von einem Nahe Verhältnis zur Mafia stand.

Claudia hatte ihn vor ein paar Jahren in einem Nobelrestaurant am Tiber kennengelernt. Er hatte sie vom ersten Moment an fasziniert und so kam es, daß sie nach dem Essen direkt im Bett gelandet waren. Eine Beziehung war daraus nicht entstanden. Aber die beiden trafen sich ein paar Mal im Jahr und verstanden sich trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes prächtig. Auch seit Lucentini Claudia eines Tages in sein Doppelleben eingeweiht hatte, hatte sich daran nichts geändert.

In Rom angekommen sollte Villiger mit dem grauhaarigen Mitglied der ehrenwerten Gesellschaft Kontakt aufnehmen und sich gefälschte Papiere ausstellen lassen. Weigert und sein Freund hatten sich nach einer längeren Diskussion mit Claudia darauf geeinigt, daß Lucentini ihnen auch Pistolen besorgen sollte. Nicht, daß sie hundertprozentig überzeugt gewesen wären, diese auch wirklich zu brauchen.

Aber zuviel Blut war bereits geflossen, und zuviele Tote pflasterten den Weg von Agarthi und Schamballah. Die drei Freunde waren längst zu tief in den Strudel geraten, als daß sie sich darauf verlassen konnten, verschont zu bleiben. Sicher ist sicher. Und wenn Villiger schon mit Lucentini Kontakt aufnahm, dann konnte er das auch gleich miterledigen. Claudia hatte dankend auf eine Waffe verzichtet.

Mit einer neuen Identität ausgestattet, sollte Villiger dann den nächsten Schritt tun: ein Zimmer in einem unauffälligen Hotel und ein Tresorfach bei einer Bank mieten. Der Safe sollte die beiden silbrigen Scheiben aus dem Nachlaß von Pierre Martin beherbergen.

Morgen, um Punkt 18 Uhr, war dann das OK fällig. Ein Anruf in Claudias Haus, dreimal läuten lassen, dann wieder auflegen. Anschließend das Ganze noch einmal. Sollte es Villiger bis dahin nicht geschafft haben, alle notwendigen Vorkehrungen zu treffen, so gab es um zwölf Uhr Mittag des darauffolgenden Tages noch einen zweiten Termin. Wenn er sich auch bis dahin nicht meldete, so war er gescheitert. Sollte ihn der UNO-Geheimdienst schnappen, so würden es Weigert und Apollonio ohnehin vorher erfahren. Erfüllte er aber seinen Auftrag vereinbarungsgemäß, dann war sein Anruf der Startschuß für Hans und Claudia.

„Alles klar?“

Weigert schaute seinem Freund in die Augen.

„Klar. Ich fühle mich wie damals, beim Militär. Du weißt schon, Hans, diese Vorfremde gemischt mit einem Kribbeln im Magen, wenn es darum ging, mit dem vermeintlichen Feind ein bißchen Räuber und Gendarm zu spielen.“

„Sieh nur zu, daß auch alles so glimpflich abläuft wie damals.“

„Kannst du dich nicht mehr erinnern? Ich war damals immer der Beste unserer Kompanie bei diesen Spielchen.“

„Ich kann mich erinnern. Aber vergiß nicht, daß das heute kein Spielchen ist. Es ist unsere einzige Chance, die Namensliste in Sicherheit zu bringen.“

„Keine Angst, die kriegen mich nicht.“

Villiger war immer der kritischste Geist der drei gewesen. Er hatte immer noch Zweifel, ob die Geschichte, der Hans und Claudia auf der Spur waren, wirklich eine so große Sache war. Aber jetzt, wo es vom

Computer ans Abenteuer ging, war ihm das gleichgültig. Er begann, so etwas wie Spaß daran zu finden.

Claudia hatte durch die Fenster gespäht, um festzustellen, ob die Leute vom UNO-Geheimdienst – zumindest die, die sie sehen konnte – ihre Positionen verändert hatten. Jetzt gesellte sie sich zu den beiden Männern.

„Da draußen ist alles beim alten. Ein Auto auf der Straße vor dem Haus und eines auf dem Feldweg dahinter. Sonst ist nichts zu erkennen.“

Villigers Körper straffte sich.

„Also dann. Sagt dem Abenteuer, daß ich komme.“

Claudia stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn. Ihre Augen, in denen sich sonst stets die Fröhlichkeit ihres Herzens spiegelte, schauten jetzt unsicher und beinahe traurig.

„Bitte paß auf dich auf.“

„Worauf du dich verlassen kannst.“

Hans Weigert klopfte seinem Freund zum Abschied auf die Schulter.

„Halt die Ohren steif!“

„Kein Problem bei der Kälte. So, und jetzt laßt den Köter von der Leine.“

Claudia ging in die Küche und postierte sich am Fenster. Ihre Aufgabe war es, die beiden zu warnen, falls jemand aus dem Wagen vor dem Haus ausstieg oder sich dieser in Bewegung setzte. Weigert behielt, vorsichtig aus einem der beiden großen Wohnzimmerfenster spähend, das zweite Fahrzeug im Auge.

Die UNO-Beamten dort drinnen hatten die für Villiger gefährlichere Position. Denn dieser mußte durch die Tür in den Garten und ihn durchqueren. Erst wenn er unentdeckt den Zaun überklettert hatte, war er in relativer Sicherheit. Von dem Wagen, der auf dem

Feldweg Aufstellung genommen hatte, sah man zwar nicht direkt auf die Tür, aber man konnte etwa zwei Drittel des Gartens überblicken.

Villiger hatte die Tür nur einen kleinen Spalt breit aufgemacht. Kalte, würzige Luft schlug ihm entgegen und ließ ihn frösteln. Im Radio hatten sie Frühtemperaturen von minus vier Grad angesagt. Er spähte nach draußen. Bis vor einer Stunde hatte es noch geschneit. Der Schnee lag zwar nur ein paar Zentimeter hoch, doch es würde ausreichen, um am Morgen seine Spuren erkennen zu lassen. Claudia und Hans würden sich darum kümmern, indem sie gleich nach dem Hellwerden ein bißchen im Garten herumtollten. Die UNO-Leute sollten schließlich nicht merken, daß ein Joker im Spiel war.

Die Nacht war sehr dunkel. Die schneeschwangeren Wolken ließen nichts von dem Licht der Sterne oder des Mondes durch. Das Haus stand sehr einsam, etwas außerhalb einer kleinen Siedlung. Die Straße davor war nicht beleuchtet. Villiger war sich im klaren, daß ihm die Dunkelheit nicht viel nutzte. Seine Gegenspieler waren ohne Zweifel mit Nachtsichtgeräten oder Infrarotgläsern ausgerüstet. Er hatte derartiges beim Militär erlebt und wußte, wie teuflisch gut dieses Zeug funktionierte. Was er brauchte, war Glück.

Villiger sog noch einmal die kalte Luft tief in seine Lungen, dann schlüpfte sein Körper durch den Spalt. Zehn bis fünfzehn Meter vor sich sah er die Umrise einer großen Tanne. Sie würde seine erste Station sein. Dahinter, im Dunkel, begannen die Rosensträucher, die freilich um diese Jahreszeit ohne Blätter waren. Sie würden ihm nur wenig Deckung geben. Dort würde er am Boden entlang gleiten müssen. Wo sie aufhörten, waren es noch fünf Meter bis zur Hecke, die sich direkt am Gartenzaun entlangschlängelte. Er zog vorsichtig die Tür hinter sich zu und lief los.

„He, wach schon auf!“

Der UNO-Geheimdienstmann schüttelte seinen Kollegen, der neben ihm auf dem Wagensitz eingedöst war. Die beiden hatten vereinbart, daß abwechselnd einer von ihnen eine Stunde wach bleiben sollte, während der andere schlafen konnte. Seit Mitternacht waren sie schon auf ihrem Posten. Für sechs Uhr erwarteten sie die Ablöse. Die Standheizung schützte sie vor der Kälte draußen. Gegen die Langeweile halfen nur das Radio und ein paar Zeitungen.

„Was ist denn los? Ist meine Stunde schon um?“

Er schaute auf die Uhr. Als er sah, daß noch etwas mehr als eine Viertelstunde bis zum vereinbarten Wechsel mit seinem Kollegen Zeit war, wollte er protestieren. Vergeblich, denn sein Kollege knipste die Innenbeleuchtung aus und schnitt ihm das Wort ab.

„Dort im Garten hat sich etwas bewegt!“

„Bist du sicher?“

„Ich denke schon.“

Er preßte das Nachtsichtgerät an seine Augen und spähte durch das Fenster.

„Was heißt, du denkst? Du hast doch gerade Zeitung gelesen. Wie willst du so genau wissen, ob dort jemand herumläuft?“

Beide starrten jetzt angestrengt in Richtung des Gartens, der das Haus umschloß, der eine mit freiem Auge, der andere durch das Glas.

„Scheiße, daß wir kein Infrarotgerät dabei haben. Der Restlichtverstärker nutzt hier auch nicht allzuviel. Wir sollten lieber nachsehen.“

„Weißt du, wie kalt es da draußen ist?“

„Ja, minus elf sagt das Thermometer des Bordcomputers.“

„Na also.“

„Und wenn dort wirklich jemand ist?“

„Hast du eine Bewegung gesehen oder eine Person?“

„Bewegung. Schatten oder so.“

„Jetzt paß mal auf. Wir sind hier mitten in der Einöde. Da ist es ganz normal, wenn ein Hase oder ein Reh oder sonst ein Vieh hier herumgeistert. Der Job hier kotzt mich ohnehin schon an. Seit Tagen sitzen wir hier herum und wissen nicht genau, wozu. Ich habe wirklich keine Lust, mir da draußen den Arsch abzufrieren, um einen Hasen aufzuschrecken. Wenn du unbedingt willst, dann sieh doch selbst nach.“

Er ließ sich wieder in den Sitz zurücksinken, um weiterzuschlafen. Der andere schaute noch ein paar Sekunden angestrengt nach draußen, dann legte er das Nachtsichtgerät beiseite. Er schaltete die Innenbeleuchtung wieder an und nahm die Zeitung zur Hand.

Villiger war jetzt an der Hecke beim Zaun angelangt. Durch die Äste warf er einen Blick in Richtung des Wagens, der rund fünfzig Meter entfernt stand. Eigenartig. Eben war die Innenbeleuchtung noch an gewesen. Er verharrte bewegungslos. Seine Augen versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Aber mehr als die Umriss des Fahrzeugs konnten sie jetzt nicht mehr ausmachen.

Er fühlte sein Herz pochen. Was sollte er tun, wenn jemand ausstieg und auf ihn zukam? Ihn überwältigen? Kaum, denn sie waren zu zweit. Und vor dem Haus noch einmal zwei. Weglaufen? Auch nicht gerade das Gelbe vom Ei. Er hätte zwar eine faire Chance, zu entkommen, aber dann würden die UNO-Leute sich Hans und Claudia vornehmen. Und die würden keine brauchbare Erklärung dafür liefern können, daß sich jemand im Garten herumgetrieben hatte und schließlich weggelaufen war.

Da! Jetzt war die Innenbeleuchtung wieder an. Sie mußten etwas bemerkt haben. Aber es hatte wohl nicht ausgereicht, sie zum Aussteigen zu veranlassen. Zwei Minuten verstrichen und nichts passierte.

Villiger richtete sich ganz langsam auf und arbeitete sich durch die Hecke. Ein Zweig streifte sein Gesicht und ritzte ihm die Haut auf. Er griff nach dem brusthohen Maschendraht und schwang sich darüber. Fast lautlos ließ er sich drüben zu Boden gleiten. Ein letzter Blick zurück, doch alles blieb ruhig.

Vor ihm begann das Waldstück, bedrohlich und Schutz bietend zugleich. Dieses mußte er durchqueren, was in der Dunkelheit kein leichtes Unterfangen war. Und vor allem mußte er am richtigen Ende wieder herauskommen und dann direkt auf die Stadt zusteuern, wo Claudias Wagen stand. In einer knappen Stunde konnte er es geschafft haben. Aber kam er zu sehr vom Weg ab, so kostete das eine Menge Zeit, und die hatte er nicht.

Vorsichtig setzte sich Villiger in Marsch. Er konzentrierte sich ganz auf den Boden, um nicht auf Äste zu treten, deren Knacken ihn vielleicht verraten hätte. Man konnte ja nicht wissen, ob sich außer den vier Mann in den beiden Autos noch jemand hier aufhielt. Au-

Bei seinem Gefühl hatte er so gut wie keine Orientierungsmöglichkeiten. Mond und Sterne waren nicht zu sehen, einen Kompaß hatte er ebenfalls nicht. Er wußte nur, daß er nach etwa zweihundert Metern auf einen kleinen Weg stoßen würde, der am Waldrand vorbei verlief und hinunter nach Bozen führte.

Damals, beim Militär, hatten er, Hans und ihre Kameraden so etwas Dutzende Male gemacht. Jetzt konnte sich Villiger ganz auf seine Instinkte verlassen, die in jener Zeit geschärft worden waren. Und tatsächlich: eine Viertelstunde später stand er auf dem kleinen

Weg. Nach 39 im Laufschrift zugebrachten Minuten hatte er den Alfa von Claudia erreicht. Er keuchte heftig, aber er fühlte sich gut dabei. Der UNO-Geheimdienst, Schamballah, Agarthi oder wer sonst auch: sie hatten diese Runde verloren. Villiger startete den Motor. Der Joker war auf dem Weg.

Rom, 16. Dezember

„Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Kognak vielleicht?“

Livio Lucentini war vom Scheitel bis zur Sohle ein Mann der alten Schule. Einer der letzten vielleicht. So viel hatte Peter Villiger bereits mitbekommen. Und er verstand zu leben. Nicht nur deshalb, weil er Villiger einen Kognak offerierte.

Von außen wirkte das Haus Lucentinis höchst unauffällig. Doch sein Inneres barg eine Einrichtung, die jeder internationalen Antiquitätenmesse zur Ehre gereicht hätte. Keinesfalls protzig, sondern höchst geschmackvoll. Das einzige, das das Bild ein wenig trübte, waren die Männer, die Villiger empfangen und zu ihrem Chef geleitet hatten. Nicht, daß es etwa grobschlächtige Schlägertypen gewesen wären. Aber man sah ihnen an, daß sie nicht aus jenem Milieu stammten, welches die geschmackvolle Umgebung auf den ersten Blick vermuten ließ. Zweifellos waren sie in der Lage, ungebetene Besucher auf höchst unsanfte, doch überaus effiziente Art und Weise wieder ins Freie zu befördern. Und das gehörte wohl noch zu den geringsten Aufgaben, für die sie bezahlt wurden.

„Haben Sie vielleicht auch Whisky?“

Villiger änderte seine Gewohnheiten nur, wenn es unbedingt sein mußte.

„Scotch? Bourbon? Malt?“

„Malt bitte.“

„Eine gute Wahl, Herr Villiger. Nehmen Sie auch Eis?“

„Kein Eis, nur einen Schuß Wasser.“

Lucentini ging zur Bar hinüber, die es von den Dimensionen und vor allem von ihrer Bestückung her durchaus mit der eines guten Hotels aufnehmen konnte. Villiger verspürte bei deren Anblick beinahe so etwas wie Neid. Er beobachtete den grauhaarigen Mann, wie dieser den Whisky in ein Kristallglas goß. Dieser Gentleman war also ein Mitglied dessen, was man gewöhnlich als ehrenwerte Gesellschaft umschrieb. Villiger hatte solche Männer bisher nur aus Filmen gekannt. Allzu groß war der Unterschied zur Realität eigentlich nicht, dachte er. Aber hatte er nach der Beschreibung, die ihm Claudia gegeben hatte, etwas anderes erwartet?

„Hier, bitte.“

Lucentini reichte Villiger das Glas und setzte sich ihm gegenüber auf einen zarten Sessel. Rokoko, vermutete Villiger. Oder auch nicht. Er verstand nicht viel von solchen Dingen.

„Cheers!“

Der Grauhaarige prostete seinem Gast zu. Villiger nahm einen kräftigen Schluck.

„Claudia hat Sie also geschickt, weil sie Hilfe braucht?“

„Ganz recht.“

Die Gesichtszüge des Mafioso waren entspannt und freundlich. Doch sein Blick hatte etwas von der gleißenden Helligkeit einer Lampe, mit der man bei Verhören dem vermeintlich Schuldigen den Schlaf zu rauben versuchte.

„Warum meldet sie sich nicht selbst bei mir?“

Villiger hatte mit dieser Frage gerechnet. Claudia hatte ihm aufgetragen, wenn notwendig, soweit wie möglich mit den Fakten herauszurücken. Er beschloß, es vorerst mit einer homöopathischen Dosis zu versuchen.

„Sie kann nicht, ohne sich selbst und auch ohne Sie zu gefährden. Einige... äh... Behörden sind ihr auf den Fersen.“

„Könnten Sie etwas präziser werden? Welche Behörden?“

„Um genau zu sein, möglicherweise die Polizei. Mit Sicherheit jedoch der Geheimdienst der Vereinten Nationen.“

„Der World Intelligence Service?“

„Ja.“

Villiger nahm noch einen Schluck aus seinem Glas. Als nächstes würde wohl die Frage nach dem Warum kommen. Er irrte.

„Woher kennen Sie Claudia?“

„Über einen gemeinsamen Freund. Er hat sie während des Studiums an der Universität in Bologna kennengelernt. Sie hat ihn damals nach Bozen eingeladen und ich bin mitgekommen. Seither sehen wir uns ein- oder zweimal im Jahr.“

Lucentinis Blick wurde um eine Spur milder.

„Ist dieser gemeinsame Freund etwa Journalist?“

„Ja. Er arbeitet... oder besser: er arbeitete bei einer österreichischen Zeitung.“

Lucentini lehnte sich zurück und musterte Villiger. Dann stellte er sein Glas ab. Einige Sekunden war es ruhig.

„Darf ich annehmen, daß es sich bei diesem Journalisten um Hans Weigert handelt?“

„Sie dürfen. Es ist Hans Weigert.“

Was kam jetzt? Hatte Lucentini von Weigerts Schwierigkeiten gehört? Vermutlich konsumierte er Zeitungen und Fernsehen genauer als viele andere. Auch in seiner Branche konnte das durchaus von Nutzen sein.

„Deshalb also der Malzwhisky.“

Lucentini lächelte. Villiger verstand nur Bahnhof.

„Wie bitte?“

„Claudia hat mir einige Male von Herrn Weigert erzählt. Und auch von Ihnen, obgleich ich einräumen muß, daß ich mich nicht mehr an Ihren Namen erinnern konnte.“

Jetzt mußte auch Villiger lächeln.

„Ich hoffe, sie hat Ihnen nur über unsere guten Seiten berichtet.“

„Ich denke schon. Ich habe von den Recherchen Ihres Freundes in der Zeitung gelesen. Und nicht nur davon. Auch von seinen Problemen, die er hat. Ist er bei Claudia in Bozen?“

„Im Moment ja. Doch die beiden sind nicht ganz allein. Rund um das Haus hat der UNO-Geheimdienst sozusagen eine neue Außenstelle errichtet.“

„Warum hat man ihn noch nicht verhaftet?“

„Hans, oder besser gesagt, wir alle drei, sind einer Story auf der Spur. Worum es sich handelt, wissen Sie ja, wenn Sie die Zeitungen verfolgt haben. Hans soll mundtot gemacht werden, indem man ihm zwei Morde anhängen will, die er aber nicht begangen hat. Der UNO-Geheimdienst hat ihm ein Ultimatum gestellt. Entweder er kehrt zu seiner Zeitung zurück, die ihn gefeuert hat, und läßt dafür aber die Finger von weiteren Recherchen in der Sache, oder er wird verhaftet. Der Geheimdienst glaubt, ihn und Claudia sowieso unter Kontrolle zu haben, nachdem das Haus überwacht wird, in dem sich die beiden aufhalten. Deshalb hat man ihm eine Woche Bedenkzeit eingeräumt. Doch der Dienst weiß nicht, daß auch ich in dem Haus war. Und er weiß nicht, daß es uns gelungen ist, an Dokumente heranzukommen, die für gewisse Kreise von größter Bedeutung sein könnten. Damit diese Dokumente nicht in falsche Hände geraten, müssen wir sie, zumindest vorläufig, in Sicherheit bringen.“

Villiger hoffte, jetzt nicht zuviel verraten zu haben. Claudia hin, Claudia her. So ganz traute er Lucentini nicht über den Weg.

„Und dazu benötigen Sie meine Hilfe?“

Endlich ging es zur Sache. Villiger war froh darüber.

„Eigentlich benötigen wir nur ein paar Kleinigkeiten. Und wir sind bereit, dafür einen angemessenen Preis zu bezahlen.“

„Was brauchen Sie?“

„Papiere auf falsche Namen für mich und Claudia sowie zwei Pistolen.“

Lucentini zeigte auf Villigers Glas.

„Noch einen?“

„Ja, gern.“

Er stand auf und ging zur Bar. Während er einschenkte, schaute er zu Villiger herüber.

„Sie sagten doch, daß sie zu dritt seien: Claudia, Sie und Herr Weigert. Sie brauchen aber nur Papiere für zwei. Daraus schließe ich, daß der Paß, den sich Claudia vor etwa zwei Wochen von mir hat schicken lassen, für Herrn Weigert gedacht war. Stimmt das?“

„Das stimmt. Hans mußte für unsere Recherchen ins Ausland.“

Was jetzt? Würde ihn Lucentini unverrichteter Dinge wieder wegschicken, weil ihm die Sache mit Weigert zu heiß war? Auch er hatte seine Geschäfte zu machen. Probleme mit dem UNO-Geheimdienst konnte Lucentini dabei wohl kaum brauchen. Er hatte vermutlich schon genug mit der Polizei zu tun.

Der Mafioso kam hinter der Bar hervor, stellte zwei frischgefüllte Gläser auf den Tisch und setzte sich. Villiger ergriff die Initiative.

„Hören Sie, ich brauche die Sachen so schnell wie irgendwie möglich. Werden Sie uns helfen?“

Lucentini prostete ihm zu und nahm einen Schluck Kognak. Ich weiß nicht, was Ihnen Claudia über mein Verhältnis zu ihr erzählt hat. Aber ich hoffe nicht, daß sie im Ernst geglaubt hat, ich würde sie in Schwierigkeiten im Stich lassen.“

Villiger fiel ein Stein vom Herzen.

„Selbstverständlich bezahlen wir für...“

„Wollen Sie mich beschämen? Sie bekommen, was Sie und Ihre Freunde brauchen. Ohne dafür zu bezahlen selbstverständlich. Haben Sie Fotos von sich und Claudia für die Papiere dabei?“

„Ja, natürlich.“

Villiger kramte in seinen Taschen und brachte einen Briefumschlag zum Vorschein.

„Hier.“

Lucentini betrachte die Paßbilder, die Weigert von den beiden in Bozen gemacht hatte.

„Claudia hat nur ihre Frisur ein bißchen verändert. Sie sehen überhaupt so aus, wie Sie jetzt vor mir sitzen. Nicht gerade sehr originell.“

„Mehr war in der Eile leider nicht zu machen.“

„Ich verstehe. Sie sagten, sie wollen auch zwei Pistolen?“

„Ja. Wir glauben zwar nicht, daß wir sie brauchen, aber man weiß ja nie.“

„Haben Sie noch drei oder vier Stunden Zeit?“

„Ich denke schon. Ohne falsche Papiere kann ich sowieso im Moment nichts unternehmen.“

„Können Sie Schach spielen?“

„Es geht. Meine besten Zeiten sind aber schon lange vorbei.“

„Dann darf ich vorschlagen, daß wir eine Partei machen. Inzwischen werden sich meine Leute um Ihre Wünsche kümmern.“

Bozen, 17. Dezember

Die antike Standuhr im Wohnzimmer zeigte vier Minuten vor sechs. Sie hatte nur zwei Zeiger, einen für die Stunden und einen für die Minuten. Sobald 60 Sekunden verstrichen waren, sprang der Minutenzeiger um eine Markierung weiter. Das Eintreten der vollen Stunde gab die Uhr mittels eines Glockenspiels bekannt. 240 Sekunden noch, dann würde es wieder ertönen.

Claudia Apollonio und Hans Weigert saßen nebeneinander auf der Couch. Beide rauchten nervös ihre Zigaretten. Ansonsten schwiegen sie. Ihre Wächter vor und hinter dem Haus hatten sie bisher unbehelligt gelassen. Sie hatten den Joker also nicht erwischt. Ob Peter Villiger jedoch bei Livio Lucentini in Rom ebenso erfolgreich gewesen war, stand in den Sternen.

Eine Minute noch. Claudia dämpfte ihre Zigarette im Aschenbecher aus. Sie stand auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Weigerts Blick fixierte die Uhrzeiger. 18 Uhr. Das Glockenspiel ertönte und verbreitete seine helle Melodie. Zwanzig Sekunden später war es zu Ende. Das Funktelefon, das vor Weigert auf dem Tisch lag, hatte immer noch keinen Mucks gemacht.

Claudia hielt inne, machte zwei Schritte auf den Tisch zu und angelte nach der Zigarettenschachtel. Mit fahrigem Bewegungen nahm sie eine Zigarette heraus und griff nach dem Feuerzeug, um sie anzuzünden. Als sie die Flamme an das vordere Ende des Glimmstengels hielt, ertönte das Summen des Telefons. Sie hielt den Atem an. Weigert fixierte jetzt statt der Uhr den Apparat.

Einmal, zweimal, dreimal. Dann brach das Summen ab.

„Peter hat es geschafft.“

Claudias Worte waren nüchtern, ohne jeden Triumph. Schließlich begann das Spiel mit Schamballah damit erst so richtig. Weigert nickte nur. Das Summen ertönte erneut. Wieder dreimal, bevor es aufhörte.

„Wir können anfangen.“

„Halt! Warten wir noch eine halbe Stunde. Der Anruf wird natürlich abgehört worden sein, auch wenn sie damit nichts anfangen können. Aber wenn wir uns jetzt gleich bei Carlsson melden, dann könnten sie Verdacht schöpfen.“

„Ok. Ich mache uns inzwischen einen Kaffee.“

Die halbe Stunde verstrich quälend langsam. Aber schließlich war es soweit und Weigert griff nach dem Telefon und wählte Carlssons Büronummer. Dieser hob sofort ab.

„Ach, Herr Weigert. So früh habe ich gar nicht mit Ihnen gerechnet. Nach unserer Vereinbarung hätten Sie noch drei Tage Zeit gehabt. Haben Sie etwa schlechtes Wetter in Bozen?“

Seine Stimme klang zynisch und siegessicher zugleich. Aber das würde ihm schon noch vergehen.

„Sparen Sie sich Ihre Höflichkeitsfloskeln. Ich habe meine Entscheidung getroffen.“

„Das freut mich. Kann ich also Ihrem Chef sagen, daß er Sie schon bald wieder zurück-erwarten darf?“

„Da muß ich Sie leider enttäuschen.“

„Dann darf ich also meinen Kollegen vor Ihrem Haus den Befehl geben, Sie zu verhaften?“

„Auch in diesem Punkt muß ich Sie enttäuschen.“

„Wer oder was sollte mich daran hindern?“

„Ich.“

„Da bin ich anderer...“

Weigert unterbrach ihn schroff. Er hatte jetzt keine Lust zu einem langen Herumgerede.

„Hören Sie jetzt gut zu, Carlsson. Ich werde mich nicht wiederholen. Schreiben Sie sich genau auf, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Die Festigkeit in Weigerts Stimme schien den UNO-Geheimdienstmann zu verunsichern. Jetzt kam es darauf an. Die Reaktion würde zeigen, ob das Trio um Hans Weigert auf der richtigen Fährte war.

„Erstens: Ich weiß von Agarthi und Schamballah. Zweitens: Ich bin im Besitz einer Liste von genau 666 Namen. Bei diesen Namen handelt es sich um die heute existierenden Schläfer von Agarthi, die nur darauf warten, wieder geweckt zu werden.“

Carlssons Reaktion war mehr als eindeutig. Er machte sich auch gar nicht die Mühe, die maßlose Überraschung, die sich in seinem Gesicht abzeichnete, zu verbergen. Sein Mund blieb leicht geöffnet, die Augen waren etwas weiter geworden als noch kurz zuvor.

Sie waren also auf der richtigen Spur. Die Wewelsburg, Tibet, Steiner, Agarthi, Schamballah. Es war also tatsächlich wahr. Obwohl Weigert kaum daran gezweifelt hatte, überkam ihn diese letzte Erkenntnis wie ein Schock. Einige Sekunden lang sagte keiner der beiden ein Wort. Dann hatte sich Carlsson wieder gefangen.

„Sie wissen, daß wir Ihnen diese Liste jederzeit abnehmen könnten.“

Der Satz klang mehr wie eine Frage denn wie eine Drohung.

„Natürlich weiß ich das. Und deshalb habe ich auch Vorsorge getroffen. Ich habe diese Liste nicht mehr. Sie ist an einem sicheren Ort, den weder ich noch meine Freundin kennen. Wenn Sie uns also verhaften lassen, dann haben Sie damit gar nichts, aber auch schon überhaupt nichts gewonnen.“

„Und was haben Sie damit gewonnen, wenn Sie die Liste nicht den Behörden aushändigen?“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich das nicht machen werde. Doch vorher hätte ich noch eine kleine Bitte, die Sie mir sicher nicht abschlagen werden.“

„Sie wollen den UNO-Geheimdienst erpressen?“

„Ein garstiges Wort. Ich will ein faires Geschäft mit Ihnen machen. Das haben Sie bei unserem letzten Telefonat zu mir gesagt. Erinnern Sie sich noch?“

„Zum Teufel! Was wollen Sie?“

„Nicht viel. Nur ein Gespräch mit einem Eingeweihten der Schamballah.“

„Und danach werden Sie mit der Liste herausrücken?“

„Vielleicht. Es wird davon abhängen, wie dieses Gespräch ausgeht. Ich betone jedenfalls noch einmal, daß es keinen Sinn macht, mich oder Claudia zu verhaften. Wir können nichts sagen, weil wir selbst nicht wissen, wo die Liste versteckt ist.“

„Aber Sie haben sie wenigstens gelesen?“ „Überflogen. Aber dabei konnte ich mir höchstens drei oder vier Namen merken. Das wäre eine magere Ausbeute für Sie. Selbst wenn Sie mich mit Drogen bearbeiten würden, ich könnte Ihnen nicht mehr erzählen.“

„Sie werden verstehen, daß ich Ihnen im Moment keine definitive Zusage machen kann.“

„Aber natürlich. Sie haben bis morgen, 18 Uhr Zeit. Dann werde ich Ihnen auch Ort und Zeit des von mir gewünschten Interviews bekanntgeben.“

„Und wenn man auf Ihre Forderungen nicht eingehen sollte?“ „Ich glaube kaum, daß das der Fall sein wird. Ich habe etwas, das Ihre Leute unbedingt wollen. Ein kleines Gespräch ist dafür wohl ein sehr geringer Preis. Vergessen Sie nicht: Morgen, 18 Uhr.“ Weigert hängte auf.

Wien, 18. Dezember

Der dicke Amerikaner stand im Menschengewühl und schaute immer wieder zu der Anzeigetafel hinauf, deren Leuchtbuchstaben die Ankunft immer neuer Flugzeuge verkündeten. Neben ihm weinte ein kleiner Bub. Seine Mutter versuchte bereits seit fünf Minuten, ihn zu beruhigen – erfolglos. Das Warten auf die Tante – wie die Frau ihm immer wieder zu erklären versucht hatte – war ihm wohl zu lange geworden. Kipling haßte Kinder, besonders, wenn sie nicht stillhalten konnten. Er drängte sich ein paar Meter weiter nach links und versuchte gleichzeitig, ganz nach vorne zu gelangen. Von dort aus hatte man die beste Übersicht, wenn sich die Türen zum Zollbereich öffneten und sich der nächste Strom an Reisenden in die Ankunftshalle ergoß.

Die Zeit drängte. Für die Maschine, auf die er wartete, vermerkte die Anzeigetafel 20 Minuten Verspätung. Die Landung war jetzt für 17 Uhr 25 anberaumt. Dann das Aussteigen, das Warten auf das Gepäck und – möglicherweise – der Zoll. Es würde äußerst knapp werden. Und niemand wußte, was sich der Wiener Journalist für den Fall ausgedacht hatte, daß ihn der Anruf nicht rechtzeitig erreichte. Nur ein paar Kilometer entfernt saß Olaf Carlsson in einem der Glastürme der UNO-City lauernd vor dem Telefon. Vielleicht würde er den Anruf bei Weigert übernehmen müssen, vielleicht aber mußte er auch

seinen Leuten den Befehl zum Zuschlagen geben. Thomas Beckett mußte die Entscheidung treffen, sobald er aus dieser Tür gekommen war.

Dutzende Male schon hatte Joe Kipling auf die Uhr geschaut. Als er es wieder tat, war es 17 Uhr 20. Im selben Moment blinkte das grüne Licht neben der Flugnummer auf, die die Aufmerksamkeit des Rechtsanwalts gefesselt hatte. Endlich! Die Maschine war gelandet. Gerade kam wieder ein Schwall Reisender durch die Tür. Unmöglich, da konnte Beckett noch nicht dabei sein. Menschen fielen sich um den Hals, küßten sich, teilten ihr Gepäck auf die Wartenden auf. Fröhliches Lachen, Schreien, das Bellen von Hunden. Der Menschenstrom, den der gesperrte Bereich ausspuckte, wurde schwächer, verlor sich in der Menge der in der Ankunftshalle Wartenden und riß schließlich ganz ab. Die Tür schloß sich. Eine knappe Viertelstunde verstrich, ehe sie sich wieder öffnete. Die Uhr zeigte jetzt 17 Uhr 34.

Kipling sah Beckett auf Anhieb. Er war einer der ersten, der hinaus in die Halle trat. Im Gegensatz zu vielen anderen war sein Körper nicht von der Last schweren Gepäcks gebeugt. Beckett trug nur eine kleine, lederne Reisetasche in der Rechten und einen Mantel über seinem linken Arm. Kipling winkte. Beckett kam auf ihn zu.

„Hallo, Joe. Ich hoffe, Sie mußten nicht allzu lange warten.“

„Nicht der Rede wert, Thomas. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie sofort mit etwas überfalle. Aber die Zeit ist ziemlich knapp.“

„Das klingt ja nicht gerade erfreulich. Haben Sie einen Wagen?“

„Ja, er steht dort vor dem Ausgang. Kommen Sie.“

Die Männer setzten sich in Bewegung. Kipling drehte sich um. Die beiden UNO-Beamten, die Carlsson zu ihrem Schutz abgestellt hatte, drängten sich nur wenige Meter hinter ihnen durch die Menschen. Als sie beim Wagen angelangt waren, stieg der Fahrer aus, um Becketts Gepäck im Kofferraum zu verstauen. Während sich die Männer in den Fond setzten, blieb er neben dem Fahrzeug stehen und zündete sich eine Zigarette an. Kipling hatte ihm vorher erklärt, daß er und sein Besucher ungestört reden wollten. Der Mann hatte verstanden. Es war nicht der erste Auftrag dieser Art, den er übernommen hatte.

„Was gibt es so Wichtiges?“

„Es tut mir leid, daß wir Sie nicht früher erreichen konnten. Wir haben es überall versucht, aber es war unmöglich.“

„Ich weiß. Es waren ein paar Gespräche notwendig. Sie werden verstehen, daß ich meine Sekretärinnen nicht darüber instruieren wollte.“

„Natürlich.“

Kipling schaute wieder auf die Uhr. Es war wirklich Zeit, Beckett ohne große Umschweife zu berichten.

„Der Journalist hat sich gemeldet.“

Beckett begriff nicht sofort.

„Welcher?“

Kipling stöhnte unbeabsichtigt.

„Hans Weigert. Er hat mit dem UNO-Geheimdienst Kontakt aufgenommen, um uns seine Antwort auf das Ultimatum mitzuteilen, das wir ihm gestellt haben.“

„Ich nehme an, er hat sich gefügt?“

„Eben nicht. Er hat uns ein Ultimatum gestellt. Und dieses läuft in zwölf Minuten aus.“

Beckett griff in die Bar, die im Fond des Wagens untergebracht war, und nahm ein kleines Kognakfläschchen und ein Glas heraus. „Was will er?“

„Was er will, ist weniger wichtig. Was er hat, ist von viel größerer Bedeutung.“

Beckett öffnete das Fläschchen und goß den Inhalt in den Schwenker. Währenddessen sprach Kipling weiter.

„Er weiß mehr, als wir jemals angenommen hatten. Und er behauptet, im Besitz einer Liste der Schläfer von Agarhi zu sein. Weigert benutzte tatsächlich diesen Namen: Agarhi. Die Liste umfaßt 666 Namen, sagt er.“

„666!?“

Das Glas wurde unberührt wieder abgestellt.

„Das darf nicht wahr sein! Wir haben nur ein Dutzend Namen!“

„Wir haben nicht viel Zeit, Thomas. Er will bis 18 Uhr eine Antwort.“

„Worauf?“

„Seine Forderung ist ein Gespräch mit einem Eingeweihten von Schamballah.“

„Ich nehme wohl an, er hat auch dieses Wort in den Mund genommen?“

„Genau.“

„Und, warum lassen wir ihn nicht verhaften?“

„Weil er behauptet, daß die Liste an einem Ort hinterlegt ist, den er selbst nicht kennt. Er muß also Kontaktpersonen haben, die für ihn arbeiten. Eine Verhaftung würde nicht viel nutzen.“

„Zum Teufel! Wie konnte das passieren, daß Sie jetzt keine Ahnung haben, wo sich die Liste befindet!?“

Während sich Beckett kerzengerade aufrichtete, sank Kipling weiter in die Polsterung zurück.

„Der UNO-Geheimdienst hat ihn und seine Freundin rund um die Uhr überwacht. Es kann nur passiert sein, bevor wir ihn in Bozen aufgestöbert haben.“

„Das war nur deshalb notwendig, weil diese UNO-Fritzen nach der Martin-Geschichte zum zweiten Mal geschlampt haben! Mir reicht es langsam!“

Kipling zupfte sein Taschentuch heraus und wischte sich die Schweißperlen vom Gesicht. Die Situation war ihm ausgesprochen peinlich.

„Wir haben nur noch ein paar Minuten. Und wir wissen nicht, was mit Weigerts Liste passiert, wenn wir uns nicht melden.“

„Warum will er unbedingt mit einem von uns sprechen?“

„Ich weiß es nicht. Darüber hat er nichts gesagt. Ich habe daran gedacht daß wir Carlsson hinschicken. Er ist der stellvertretende Chef des UNO-Geheimdienstes in Wien. Keine ganz große Nummer bei uns, aber er könnte mit seinen Leuten sofort zuschlagen, wenn sich Weigert eine Blöße gibt.“

„Und dabei wieder alles vermässeln. Nein, auf keinen Fall. Es muß jemand aus den oberen Graden sein, der mit Weigert spricht. Denn wenn er wirklich die Liste der Agarthi-Leute hat, dann weiß er vielleicht noch viel mehr. Wieviel und was, das müssen wir in Erfahrung bringen. Vielleicht kann er uns weiterhelfen.“

Beckett blickte auf seine Armbanduhr. Es war 17 Uhr 58.

„Haben Sie die Nummer, wo man Weigert erreichen kann?“

Kipling zog einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn Beckett. „Wollen Sie etwa selbst anrufen?“ „Ja. Aber ich werde die Kamera ausschalten, so daß er nur meine Stimme hört.“

„Reicht Ihr Deutsch dazu aus?“

„Ja. Aber Weigert wird mit Englisch vorlieb nehmen müssen. Ich hasse es, deutsch zu sprechen.“

Beckett griff nach dem Autotelefon und wählte. Als Hans Weigert in Bozen abhob, blieb sein Bildschirm dunkel.

„Wer spricht?“

„Das tut nicht viel zur Sache, Herr Weigert. Sie wollten eine Antwort auf Ihr Ultimatum.“

„Ganz recht. Gehören Sie zur Schamballah?“

„Wenn ich jetzt ja sage, was wäre das schon für ein Beweis?“

„Keiner. Aber was mit der Liste passiert, die sich in meinem Besitz befindet, wird auch von Ihren Antworten auf meine Fragen abhängen. Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie zu einem Treffen bereit sind?“

„Ja, ich bin bereit.“

„Dann lassen Sie mich zur Sache kommen. Morgen ist etwas knapp. Also schlage ich übermorgen vor. Wo befinden Sie sich im Moment?“

Beckett zögerte kurz. Aber was machte es schon aus, wenn er die Wahrheit sagte?

„In Wien.“

„Wie ich es mir gedacht habe. Wien scheint ein heißes Pflaster zu sein. Wenn ich mich recht entsinne, geht täglich um 14 Uhr eine Maschine von Wien nach Rom. Das heißt, Sie könnten übermorgen nachmittag zwischen halb sechs und sechs problemlos in Rom sein.“

„Das ließe sich machen.“

„Sie hätten auch keine andere Wahl, Mister Unbekannt. Nun zum genauen Ort. In die Westseite der Piazza Navona mündet eine kleine Straße. An der Ecke befindet sich ein Café. Setzen Sie sich dort hinein und legen Sie deutlich sichtbar die aktuelle Ausgabe des ‚Blatt‘ vor sich hin. Das dürfte in Rom sowieso sonst keiner lesen. Verwechslungen sind also ausgeschlossen. Haben Sie verstanden?“

„Ja. Ich bin nicht taub.“

„Also, sind Sie pünktlich. Und noch etwas: Ich habe bereits den U NO-Geheimdienst darauf hingewiesen, daß es absolut keinen Sinn macht, mich oder Claudia Apollonio zu verhaften. Niemand von uns weiß, wo die Liste ist. Sorgen Sie also dafür, daß niemand auf dumme Gedanken kommt.“

„Wenn Sie selbst keine Möglichkeit haben, an die Liste zu kommen, wie können Sie dann Ihren Teil der Vereinbarung einhalten?“

„Sie mißverstehen mich. Wenn ich sage, ich weiß nicht, wo die Liste ist, so heißt das noch lange nicht, daß ich keine Möglichkeit habe, an sie heranzukommen. Und von einer Vereinbarung, in der ich mich zu etwas verpflichtet habe, kann keine Rede sein. Vielleicht werden Sie die Liste bekommen. Vielleicht auch nicht.“

„Sie pokern verdammt hoch, Weigert.“

„Würden Sie an meiner Stelle etwas anderes tun?“

„Kaum.“

„Na also. Und daß ich in einer solchen Lage bin, daran sind schließlich Sie und Ihre Konsorten schuld. Also: Übermorgen, 17 Uhr 30, Piazza Navona, Rom. Bis dann.“

Beckett legte den Hörer aus der Hand und wandte sich an Kipling.

„Weigert scheint etwas mehr auf dem Kasten zu haben als Ihre Geheimdienst-Gorillas.“

„Es sind nicht meine Gorillas.“

„Egal. Wir werden mit Ihrem Kontaktmann bei der UNO reden. Jetzt hat er vielleicht eine Chance, seine Schnitzer auszubessern. Er soll von seinen Kollegen in Rom eine lückenlose Falle aufbauen lassen.“

„Aber Sie haben doch gehört, es wird uns nichts nutzen.“

„Wir werden sehen. Vielleicht gibt sich Weigert in dem Gespräch eine Blöße. Dann müssen wir bereit sein. Aber es könnte noch viel schlimmer kommen...“

„Noch schlimmer?“

„Ja. Haben Sie vielleicht schon einmal daran gedacht, was passiert, wenn Weigert einer von Agarthi ist? Dann bin ich dort auf dem Präsentierteller. Wenn es wirklich 666 Schläfer gibt und wir nur ein knappes Dutzend davon kennen, warum sollten wir dann alles über Weigert wissen?“

Kipling seufzte.

„Das kann ich mir nicht vorstellen.“

„Sie haben sich schon viel nicht vorstellen können. Aber jedenfalls werden wir auf Nummer sicher gehen. Lassen Sie uns endlich losfahren.“

„Und wohin?“

„Zu Ihrem glorreichen Geheimdienstmann natürlich.“ Die anderen beiden UNO-Beamten, die Kipling und Beckett schon in der Ankunftshalle nachgegangen waren, folgten mit ihrem Auto in einigem Abstand.

„Was hat eigentlich der Rat entschieden, Thomas?“ Kipling war jetzt wieder etwas ruhiger geworden. „Nicht allzuviel, was für Sie von Bedeutung wäre.“

So, wie Beckett das „für Sie“ ausgesprochen hatte, war es eine klare Zurechtweisung für Kiplings niedrigere Stellung in der Hierarchie der Brüder gewesen.

„Nur soviel: Wir werden uns einen der Schläfer, die wir bereits kennen, kaufen. Soviel ich weiß, lebt einer davon ohnehin in Rom. Wenn uns Weigert sowieso dort sehen will, dann werden wir das gleich nutzen.“

Rom, 19. Dezember

Bald würde es soweit sein. Der große Tag stand kurz bevor. Das Symbol des Schicksals würde in die Hände derer zurückkehren, die es verdienten. Noch gloste das Feuer in den Herzen, wie es das seit Jahrzehnten getan hatte. Doch die Initiation würde es entfachen und die Flammen hoch auflodern lassen. Sie würde der Startschuß sein für eine neue Zukunft, hinter der alles vergehen würde, was bisher noch gültig war. Die neue Zeit stand mächtig vor der Tür. Sie wartete nur darauf, daß die Männer von Agarthi das Tor endlich aufstoßen würden. Bald würde es soweit sein.

Bettino Agnelli straffte sich und konzentrierte sich wieder auf seine Arbeit. Jetzt war keine Zeit für solche Gedanken. Er begann, in den Listen herumzublättern, die vor ihm auf seinem Schreibtisch lagen. Diese enthielten vor allem Zahlen: Bilanzsummen, Produktionskosten, Eigen- und Fremdkapitalanteile, Schlüsselzahlen für einzelne Kostenstellen, Sachaufwände und so weiter. An manchen Stellen machte er sich mit der lila Tinte seines Füllhalters kurze Anmerkungen.

Agnelli war der Chef einer renommierten Unternehmensberatungs-Firma in Rom. Mit 112 Angestellten und einem Ruf, um den ihn viele beneideten, gehörte er zu den ganz Großen in der Branche. Viele bekannte Unternehmen suchten seinen Rat. Fusionen, Umstrukturierungen, Rationalisierungen, Diversifizierungen: Wenn es galt, diffizile betriebswirtschaftliche Probleme zu lösen, zog man Agnelli und seine Top-Spezialisten gerne bei. Billig waren sie nicht, doch ihre Erfolge waren mittlerweile legendär. Und so zahlte man gerne.

Ohne Zweifel hatte es Agnelli zu beträchtlichem Reichtum gebracht. In einem der Villenviertel Roms besaß er ein herrliches, von einem wunderschönen Park umgebenes Haus.

Häufig fanden dort rauschende Feste statt, die zu den begehrten Fixpunkten der römischen Society gehörten. Oft wurde dabei nicht nur französischer Champagner getrunken und russischer Kaviar geschmaust, sondern auch Geschäfte gemacht. Was sich vorzugsweise hinter den dicken Türen zu Agnellis Bibliothek abspielte, erfüllte nicht immer exakt die Buchstaben des Gesetzes. Und es kam schon manchmal vor, daß ein Umschlag mit Banknoten den Besitzer wechselte, etwa um Baugenehmigungen zu erhalten, Umweltschutzauflagen zu umgehen oder Steuererklärungen als korrekt abzuzeichnen.

Im Laufe der Jahre hatte sich Agnelli hervorragende Beziehungen in Wirtschaft und Politik aufgebaut. Das allein wäre in seiner Position noch nichts Besonderes gewesen. Darüber hinaus hatte er peinlich genau Buch geführt über die Schwachstellen der Menschen, die in seiner Villa und in seinem Büro ein- und ausgingen. Bei den Geschäften und Absprachen etwa, die sich in seiner Bibliothek zutrugen, war er selten persönlich dabei. Man vertraute ihm und betrachtete sein Haus als neutralen Boden, wie geschaffen für vertrauliche Gespräche über alle Fronten hinweg. Doch dank einer versteckten Videoanlage wußte Agnelli trotzdem über alle Details Bescheid. Und war tatsächlich einmal seine unmittelbare Anwesenheit notwendig, so achtete er besorgt darauf, daß es keine Beweise für seine Beteiligung an einem ungesetzlichen Deal gab.

Sein Job als Unternehmensberater lieferte ihm weitere wichtige Informationen über Schwachstellen und dunkle Flecken in den Firmen seiner Kunden. Und dann waren da noch Laura, Jaqueline und Carla. Ihren gutbezahlten Diensten war es zu verdanken, daß auch intime Geheimnisse von Managern und Politikern Eingang in sein Archiv landeten. Stefano ergänzte die drei, für jene Fälle, wo die Waffen einer Frau nicht scharf genug waren.

Draußen im Hinterland der ewigen Stadt, in den Castelli, stand Agnellis Landhaus. Während seine Villa in Rom vielen Menschen offenstand, gehörten Einladungen dorthin zu den ausgesprochenen Raritäten. Nur einem kleinen Kreis an engen Freunden war es gestattet, sein persönliches Refugium zu betreten. Dort, in einem nüchternen Raum, zu dem nur er selbst einen Schlüssel besaß, waren in den letzten Monaten die Entscheidungen gefallen, wie man Agnellis Kontakte und sein angehäuften Wissen um die Schwächen anderer in Zukunft zu nutzen gedachte.

Sein Reichtum war Agnelli immer gleichgültig gewesen. Er war für ihn nur Mittel zum Zweck, einen Beitrag zu Agarthis Wiedergeburt zu leisten, einer Wiedergeburt, an deren Wiege auch er stehen würde. Schon bald...

Gerade machte er wieder eine Anmerkung auf einer der Listen, als die Sprechanlage ein dezentes Summen von sich gab. Die Stimme seiner Sekretärin ertönte.

„Hier ist ein Herr Schonfeld, der Sie sprechen möchte. Er ist Rechtsanwalt und sagt, es sei außerordentlich dringend.“

Schonfeld? Agnelli konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, je mit einem Rechtsanwalt dieses Namens zusammengetroffen zu sein.

„Was will er denn?“

„Das wollte er mir nicht sagen. Nur, daß es sehr dringend sei. Er hat zwei Kollegen mitgebracht.“ „Gut, ich lasse bitten.“

Agnelli sammelte die Unterlagen zusammen, mit denen er sich beschäftigt hatte, und steckte sie in eine Schreibtischlade. Da ging auch schon die Tür auf. Drei Männer traten ein. Agnelli erhob sich. „Buon giorno, Signori. Was kann ich für Sie tun?“ „Sind Sie Betti-

no Agnelli?“ Die Stimme, die sich des Englischen bediente, enthielt nicht eine Spur von Freundlichkeit.

„Wer sonst? Was wollen Sie?“

Der Mann, der ihn nach seinem Namen gefragt hatte, war offensichtlich der Ranghöchste der drei. Jetzt zog er einen Ausweis aus der Tasche seines Sakkos.

„Olaf Carlsson, World Intelligence Service. Wir hätten gerne, daß Sie uns begleiten.“

„Das muß sich um ein Mißverständnis handeln. Gegen mich liegt doch nichts vor...“

„Keineswegs. Doch ich bin mir sicher, daß Sie trotzdem mitkommen werden.“

„Und was macht Sie so sicher?“

„Ein Wort: Agarthi.“

Agnelli zuckte kaum merklich zusammen. Indessen griff eine eiserne Faust nach seinem Magen. Das war es also! Schamballah holte zum Gegenschlag aus. Von wievielen wußten sie? War er der einzige? Oder holten sie im selben Moment Dutzende andere auf der ganzen Welt ab? Wie waren sie auf ihn gekommen? Nur nicht aufgeben jetzt!

„Es tut mir leid. Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.“

Carlsson schenkte ihm ein herablassendes Lächeln.

„Doch, Sie wissen es. Aber wir wollen nicht zu viel Zeit damit verwenden, herumzudiskutieren. Sie werden jetzt Ihrer Sekretärin sagen, daß Sie dringend zu einer mehrtägigen Geschäftsreise aufbrechen müssen. Sie werden Ihr aber nicht sagen, wohin.“

„Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, daß ich Ihnen folge? Haben Sie einen Haftbefehl?“

„Ja.“

„Ohne daß etwas gegen mich vorliegt?“

„Papier ist geduldig. Was darf ich eintragen?“

„Das ist doch wohl die Höhe! Ich werde...“

Der Mann links neben Carlsson zog eine Pistole hervor und richtete sie auf Agnelli.

„Sie werden gar nichts. Wenn Sie den Anweisungen von Herrn Carlsson nicht Folge leisten sollten, dann kann ich sehr ungemütlich werden.“

„In den Büros rundherum sind meine Mitarbeiter. Sie können mich von hier nicht einfach verschleppen!“

Der mit der Pistole grinste.

„Wäre es Ihnen lieber, ich würde Ihnen ins Knie schießen? Sie hätten sich dann eben der Verhaftung widersetzt, was drei UNO-Beamte bestätigen könnten.“

Agnelli fühlte sich elend. Er war ihnen ausgeliefert. Doch wenn sie ihn mitnehmen wollten, dann bedeutete dies, daß sie etwas von ihm wollten. Sie hatten sich seiner Angestellten gegenüber nicht als UNO-Beamte zu erkennen gegeben. Das verhiieß nichts Gutes. Agnelli entschloß sich, mitzuspielen – vorläufig zumindest. Agarthi war wichtiger als sein Leben.

Carlssons Stimme wurde noch eine Spur schärfer.

„Sagen Sie jetzt endlich Ihrer Sekretärin Bescheid. Und vergessen Sie nicht: Keine Tricks!“

Rom, 20. Dezember

Thomas Beckett saß an einem kleinen Tisch in dem Café an der Piazza Navona. Vor ihm lag das „Blatt“. Die Uhr über dem Eingang zeigte zwei Minuten vor sechs. Hans Weigert mußte jeden Moment kommen. Seit heute morgen aber war der Journalist nur mehr das Problem Nummer zwei. Der Kampf hatte eine neue Wendung genommen. Und Beckett wußte, daß diese Wendung eine Bedeutung hatte, die alles andere weit in den Schatten stellte.

Agarthi hatte wieder zugeschlagen. Diesmal hatte es niemanden aus der Bruderkette erwischt. Und trotzdem hatte Schamballah etwas verloren, das noch viel wertvoller war als Menschen: das Schicksal. Sieben Minuten nach Mitternacht war Beckett schweißgebadet aus dem Schlaf erwacht. Es war der Moment gewesen, in dem in Wien eine Hand triumphierend das Symbol der Macht erhoben hatte. Beckett hatte es geahnt. Die Morgenachrichten hatten es ihm bestätigt. Agarthis Sturm stand unmittelbar bevor. Und Beckett wußte nicht, wie er ihm begegnen konnte. Vielleicht aber hatte Weigert eine Spur.

Claudia parkte den Mercedes genau vor dem Café. Sie hatten Glück gehabt. Gerade war eine Lücke freigeworden. Der Wagen ihres Vaters war zwar auffällig, doch schnell. Vielleicht würden sie das noch brauchen.

„Du willst also wirklich nicht mitkommen?“

„Nein. Mister Unbekannt wird zweifellos redseliger sein, wenn nur einer von uns geht. Wenn er tatsächlich etwas von Bedeutung zu sagen hat, dann wird er Wert darauf legen, daß keine weiteren Zeugen dabei sind. Und wenn er nichts zu sagen hat, dann ist es ohnehin egal. Ich bleibe hier sitzen.“

Hans Weigert blickte sich um. Auf der Piazza Navona herrschte reges vorweihnachtliches Treiben. Es war nichts zu erkennen, was irgendwie auffällig gewesen wäre, so sehr er sich auch bemühte.

„Ich weiß schon, woran du denkst, Hans. Aber es ist jetzt ohnehin gleichgültig. Wenn die uns wirklich schnappen wollen, dann tun sie es. Da hilft es auch nichts mehr, wenn du jetzt irgendwo einen Geheimdienstmann oder Polizisten erkennst. Wir haben uns nun einmal entschlossen, so zu handeln. Und jetzt müssen wir durch.“

Weigert schaute sie unentschlossen an, so, als wollte er fragen, ob auch wirklich alles richtig sei, wie sie es geplant hatten. Über Claudias Gesicht huschte ein Lächeln.

„Also, Signore Weigert, los geht's! Wir sind sowieso zehn Minuten zu spät dran. Du willst doch Schamballah nicht warten lassen?“

„Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben.“

Weigert öffnete die Tür und stieg aus. Claudia rief ihm noch nach.

„Mach's gut und zieh' ihm nur die Würmer aus der Nase!“

„Ja.“

Mehr brachte Weigert nicht heraus. Dann schlug er die Tür zu.

Drei Autos hinter dem Mercedes war ein unauffälliger Kastenwagen geparkt. An den Seiten trug er die Aufschrift einer bekannten römischen Bäckerei. Von außen betrachtet wirkte das Fahrzeug schon reichlich betagt. Nichts ließ darauf schließen, daß sich hinter dem von einigen Roststellen verunstalteten Blech modernste Technik verbarg, Und unter der Motorhaube, die links vorne eine ansehnliche Beule hatte, steckte eine auf frisierte Maschine, deren Leistung dem Mercedes von Claudias Vater nur wenig nachstand.

„Achtung, an alle. Zielperson eingetroffen. Fahrzeug: Dunkel-blau Mercedes-Limousine mit Bozener Kennzeichen, direkt vor dem Café geparkt. Zweite Zielperson, weiblich, bleibt im Auto sitzen. Ende.“

Ian Roper legte das Mikrofon beiseite.

„Wurde auch langsam Zeit.“

Sein Kollege Trevor Gillis hielt ihm eine Tüte Chips hin. „Hier. Jetzt geht die Warterei erst richtig los.“ Köper griff in die Tüte und nahm eine Handvoll der gebackenen Kartoffelscheiben heraus.

„Das Warten ist das beschissenste an unserem Job. Und ein Großteil dieser Jobs besteht aus Warten.“

Er steckte ein paar Chips in den Mund. Gillis nahm einen Schluck Bier aus der Dose.

„Du hast recht: beschissen. Wenn wenigstens öfter etwas los wäre, dann ließe sich das leichter ertragen.“

Roper musterte seinen Kollegen, der mit ihm im ausgebauten Laderaum des Lieferwagens saß.

„Darunter verstehst du wohl so etwas wie die Aktion mit dem Franzosen und seiner Frau?“

„Vielleicht. Das war wenigstens handfeste Arbeit.“ „Irgendwie bist du krank, Trevor. Manchmal denke ich, du bist nur zum World Intelligence Service gegangen, um Leute umzulegen.“ „Das gehört eben dazu, wie das Warten. Manchmal muß es sein.“ „Zum Teufel damit! Es macht doch wohl einen Unterschied, ob du irgendeinen Terroristen abknallst oder eine alte Frau an einem Deckenbalken aufhängst!?“

„Warum sollte die alte Schachtel ungefährlicher sein als ein Araber mit einer Kalaschnikow in der Hand? Wir wissen schließlich nicht immer, warum wir einen Job zu erledigen haben. Wozu auch? Die da oben werden uns schon die richtigen Anordnungen geben.“

Gillis nahm einen Schluck aus der Dose und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund.

„Das bezweifle ich manchmal. Oder hast du eine Ahnung, warum wir der Frau die Ziegelsteine in die Taschen stopfen sollten?“

„Falsche Spur, was sonst. Wie oft haben wir schon Patronenhülsen, Zigarettenkippen, Lippenstiftabdrücke oder was weiß ich noch alles irgendwo zurückgelassen? Hast du da jedesmal nachgefragt, wofür das gut war, wenn sie es dir nicht gesagt haben? Ich werde dir mal eines sagen: Denken ist der Tod. Überlaß' das ruhig denen da oben. Wir tun inzwischen in aller Ruhe unseren Job.“

Während sich die beiden Männer des UNO-Geheimdienstes unterhielten, stieg nur ein paar Straßen von der Piazza Navona entfernt Stefano Lorenzo aus der Straßenbahn. Er hatte es nicht sonderlich eilig, denn er war auf dem Weg zur Arbeit. Auch sein Beruf war einer, der mitunter langes Warten erforderlich machte. Und wie die Agenten vom World Intelligence Service, von denen er freilich nicht wußte, daß sie einige Hundert Meter weiter in ihrem Lieferwagen saßen, so mußte auch er rasch handeln, wenn es darauf ankam.

Stefano Lorenzo war erfolgreich in seiner Branche. Er war aufgewachsen in einem Vorort von Rom, wo es manchmal vorkam, daß die Ratten mit den Babies um das Essen kämpften. Dort, wo die Polizei bei manchen häufiger zu Gast war als der Postbote. Lorenzo hatte früher mit dem Messer umzugehen gelernt, als mit dem Alphabet. Schon als Fünfzehnjähriger hatte er die Straße, in der er wohnte, beherrscht. Die Älteren hatten ihn anerkannt, weil er härter und kompromißloser den Weg nach oben gesucht hatte.

Es war schon zehn Jahre her, an einem dieser Osterwochenenden, an denen Rom voller Touristen war, die alle einen Blick auf den Papst erheischen wollten. Stefano Lorenzo hatte nie verstanden, warum dieser Mann so vergöttert wurde. Während er in unzähligen Staaten von den Hungernden in der Dritten Welt fabulierte, gegen die Sünde der Abtreibung ins Feld zog oder von der Neuevangelisierung Europas sprach kämpfte er, der kleine Stefano, in den Slums von Rom um sein Überleben. In Straßen, wohin dieser Heilige Vater noch niemals seinen Fuß gesetzt hatte. Dabei wären sie nur ein paar Autominuten vom Vatikan entfernt gewesen.

Wie gesagt, an einem Osterwochenende vor zehn Jahren – oder waren es bereits elf? –, da stahl Stefano Lorenzo, damals 17 Jahre jung, seinen ersten Porsche. In rot. Einfach so. Der deutsche Tourist, dem er gehört hatte, würde sich einen neuen leisten können, hatte er gedacht. Doch als Stefano einige Stunden mit dem Sportwagen durch die Stadt gebräust war, da hatte sich eine Polizeistreife an seine Fersen geheftet, nicht etwa wegen des gestohlenen Autos, sondern wegen Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit. Stefano war schneller gewesen als die Uniformierten. Sechs, sieben Ecken weiter hatte er sie abgehängt. Doch da er sich nicht erwischen lassen wollte, war er Hingehend zu einem Freund gefahren, der eine Autowerkstatt betrieb. Zwanzig Millionen Lire hatte ihm der Verkauf des Porsches gebracht. Nicht schlecht für seine damaligen Verhältnisse.

Und so hatte er beschlossen, sich künftig auf Fahrzeugdiebstähle zu spezialisieren. Mittlerweile war er einer der besten Autoknacker, die Rom jemals gesehen hatte. In gewissen Kreisen war er so etwas wie eine Legende. Wenn er einen Auftrag hatte, lieferte er exakt das, was verlangt wurde, so eigenartig manche Wünsche auch waren. Einmal hatte jemand einen richtigen Feuerwehr-Lkw geordert. Lorenzo hatte ihn während eines Großbrandes vor den Augen der Polizei geklaut. Drei Tage später hatte er dann feststellen müssen, daß das Fahrzeug bei einem Terroranschlag Verwendung gefunden hatte. Seither war er etwas vorsichtiger bei solchen Spezialaufträgen.

Wenn er sozusagen zur freien Jagd unterwegs war, dann nahm er nur das Feinste vom Feinen, vorzugsweise Luxuskarossen ausländischen Ursprungs, was freilich nicht heißen sollte, daß er als italienischer Patriot Ferraris oder Maseratis verschonte. Aber nur ein Mercedes bleibt eben ein Mercedes. Selbst in Italien.

Stefano Lorenzo stellte seinen Kragen auf. Der Wind war kalt, zumindest für römische Verhältnisse, und es hatte leicht zu nieseln begonnen. Mal sehen, was heute, so kurz vor Weihnachten, auf ihn wartete.

Ein paar Schritte und Weigert hatte den Eingang des Cafés erreicht. Er trat ein und sah sich um. Die Einrichtung war einfach und für jemanden, der die Wiener Kaffeehauskultur gewohnt war, geradezu geschmacklos. Kunststoff und Chrom. Aber wenigstens sauber. Eine dicke Frau, so um die fünfzig, stand hinter der Theke und war gerade damit beschäftigt, ein paar Tassen abzuwaschen. Etwa die Hälfte der Tische war besetzt. Weigert ließ seinen Blick schweifen. Wo war sein Mann? Wo war jemand, der eine Ausgabe des „Blatt“ vor sich auf dem Tisch liegen hatte?

Da! Der könnte es sein. Weigert trat näher heran, um sich zu vergewissern, daß die Zeitung, die der Mann las, auch das „Blatt“ war. Fehlanzeige. Es war der „Corriere della Sera“. Er wollte sich gerade umdrehen, als er auf dem Tisch in der hintersten Ecke des Lokals die vertrauten Lettern erkannte: die Seite eins jener Zeitung, für die er noch vor kurzem gearbeitet hatte. Aber für ein Schwelgen in der Vergangenheit war jetzt keine Zeit.

Die grünen Augen des Mannes an dem Tisch schauten fragend und auffordernd zugleich. Weigert trat näher. Nachdem ihm bereits am Telefon der amerikanische Akzent aufgefallen war, sprach er ihn auf Englisch an.

„Entschuldigen Sie, aber warten Sie hier auf Hans Weigert?“

Thomas Beckett streckte ihm die Hand entgegen. Weigert ergriff sie zögernd. Selten hatte er sich so unsicher gefühlt.

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Weigert. Es freut mich, Sie kennenzulernen.“

„Darf ich vorschlagen, daß wir uns derartige Höflichkeiten ersparen und gleich zur Sache kommen?“

„Wollen Sie nicht zuerst etwas zu trinken bestellen?“

Beckett wartete die Antwort gar nicht erst ab, sondern winkte die dicke Frau an der Theke herbei. Während sie sich zwischen den Tischen hindurchzwängte, musterte Weigert sein Gegenüber. Der elegante graue Anzug hatte vermutlich soviel gekostet, wie Weigert noch bis vor kurzem im Monat verdient hatte. Die Hände waren schlank und gepflegt. Auf einem Finger saß ein kleiner, unauffälliger Ring, der an einer Stelle etwas breiter war. Dort war eine kleine Pyramide eingraviert, die an ihrem oberen Ende nicht spitz zusammenlief, sondern gerade abschloß. Darüber war ein kleines Dreieck zu erkennen. Die billig wirkende Brille stand in einem merkwürdigen Kontrast zum teuren Anzug. Über dem Mund saß ein kleiner Schnurrhart. Ansonsten war das Gesicht glatt rasiert. Die hellblonden Haare waren ein bißchen zerzaust, wohl eine Folge des Windes draußen.

Weigert ahnte nicht, daß Beckett normalerweise keinen Schnurrhart trug. Und er wußte auch nicht, daß seine wirkliche Haarfarbe braun war. Ebenso, daß er keine Brille brauchte. Beckett hatte es vorgezogen, sein Äußeres mit Hilfe eines Maskenbildners des UNO-Geheimdienstes zu verändern. Als erfolgreicher Großunternehmer war er schließlich nicht ganz unbekannt, auch wenn er sich den zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die seine Position mit sich brachte, weitgehend entzog. Für einen Journalisten wie Hans Weigert würde es dennoch möglich sein, seine Identität mit Hilfe irgendwelcher Archive herauszufinden. Deshalb hatte Beckett die Dienste des World Intelligence Service gerne in Anspruch genommen.

„Signori?“

Die Wirtin hatte ihren Hürdenlauf beendet und war bei ihnen angelangt. Weigert aktivier- te die paar Worte Italienisch, die ihm geläufig waren, und bestellte einen Cappuccino. Dann wandte er sich an Beckett.

„Wer sind Sie?“

„Spielt das eine Rolle?“

„Sie ziehen es also vor, unbekannt zu bleiben?“

„Genau. Ich denke auch, es macht keinen großen Unterschied, ob Sie meinen Namen kennen oder nicht.“

„Also gut, wie Sie wünschen.“

Weigert holte seine Zigaretten aus der Tasche und zündete sich eine an. Die dicke Frau stellte den Cappuccino vor ihm auf den Tisch. Auf der weißen Sahnehaube waren ein paar dunkle Einsprengsel. Schokoladestreusel. Weigerts Unsicherheit hatte sich noch immer nicht gelegt. Er beschloß, erst einmal der Sahne den Kampf anzusagen, um zu demon- strieren, daß er es nicht allzu eilig hatte. Schließlich war er es, der etwas anzubieten hat- te, woran der andere interessiert war. Vielleicht würde sein Gegenüber die Partie eröff- nen. Als er gerade den zweiten Löffel mit Sahne in den Mund schieben wollte, war es so- weit.

„Sie sind mit Ihren Recherchen sehr weit gekommen, Herr Weigert.“

War das jetzt eine Frage oder eine Feststellung gewesen? Weigert legte den Löffel zur Seite und nahm einen Zug von seiner Zigarette.

„Weiter als Sie es zulassen wollten.“

„Als Journalist müßten Sie doch eigentlich wissen, daß es manchmal besser sein kann, über etwas nicht zu schreiben. Ihr Beruf erfordert schließlich neben gewissen anderen Fertigkeiten auch eine gehörige Portion Verantwortungsgefühl.“

„Und Sie wollen also bestimmen, wer wann was schreiben darf?“

„Nein, natürlich nicht. Aber...“

„Erzählen Sie doch keinen Unsinn. Beim Mord an Volker wollte man etwas vertuschen. Die beiden Morde in Wewelsburg wollte man mir anhängen, weil man Angst hatte, daß ich bei meinen Recherchen tiefer bohren würde, als manchen lieb ist. Und jetzt will man mich ködern: keine Anklage, zurück zu meiner Zeitung, aber dafür schweigen. Und hinter all dem stehen Sie und Ihre Leute!“

„Wer auch immer dahinter stehen mag, es ändert nichts an der Verantwortung, die Sie als Journalist haben.“

„Verantwortung wofür? Dafür, daß niemand erfährt, daß die Gespenster von Agarthi wie- der lebendig sind? Dafür, daß im Dunkeln bleibt, was Schamballah macht?“

Weigert kam langsam in Fahrt. Beckett zeigte äußerlich keinerlei Anzeichen von Unduldsamkeit oder Nervosität. Innerlich jedoch war er aufs höchste gespannt. Das Schicksal... Agartha hatte es Schamballah entrissen.

„Woher wissen Sie eigentlich von Agartha und Schamballah?“

Weigert überlegte. Sollte er jetzt von seinem Gespräch mit Steiner erzählen? Aber dann würde ihn sich der UNO-Geheimdienst schnappen. Eine wichtige Informationsquelle, auf die man vielleicht noch einmal würde zurückgreifen müssen, wäre dahin. Also nein.

„Ich weiß es eben. Noch einmal zurück: Verantwortung wofür?“

„Es gibt Dinge, die die Menschen nicht begreifen können. Es würde sie einfach überfordern. Wenn man ihnen alle ihre bisherigen Bezugspunkte nimmt, mit Hilfe derer sie sich im Leben und in der Geschichte verortet haben, dann wären die Folgen kaum absehbar. Wollen Sie wirklich jemandem erzählen, daß die Fäden der Politik anderswo gesponnen werden, als es die Menschen glauben? Was würde wohl passieren, wenn Sie, Weigert, der Öffentlichkeit beweisen könnten, daß Männer wie ich oder Bernhard Volker sich ausschließlich den Ideen von Schamballah verpflichtet fühlen? Und was würde passieren, so nehmen wir einmal an, wenn Sie das für Hunderte oder Tausende bedeutende Persönlichkeiten auf der Welt beweisen könnten? Demonstrationen, Unruhen, Aufstände, vielleicht sogar Kriege wären die Folge. Niemand könnte mehr an das glauben, was ihm bisher heilig war. Was hätte die Menschheit schon davon? Sie würde ja doch nicht verstehen, daß eine solche Führung nur zu ihrem Besten ist. Und was hatten Sie davon, Herr Weigert? Oder wollen Sie so etwas?“

Wie hatte Steiner gesagt? Die einen, die dem Weg zur linken Hand folgten, wollten den Menschen den Hauch des Göttlichen verleihen. Und die anderen, die den Weg zur rechten Hand beschritten, wollten sich als Götter verehren lassen. Agartha und Schamballah. Das war der Unterschied. Weigert erinnerte sich an Steiners Worte. Bisher hatte er nicht viel damit anfangen können, doch langsam begann sich der Nebel zu lichten.

„Ich weiß nicht, ob ich das will. Aber ich will die Wahrheit berichten, und zwar die ganze Wahrheit.“

Beckett lehnte sich zurück und nahm einen Schluck aus dem Glas, vor ihm stand.

„Die Wahrheit? Welche Wahrheit? Ihre Wahrheit? Die Wahrheit von der Frau dort hinter der Theke? Die Wahrheit der Arbeiter, die da drüben zusammensitzen? Oder meine Wahrheit? Die echte Wahrheit, Weigert, ist nicht für jeden X-Beliebigen erfaßbar. Wenn Sie den Leuten schlüssig erklären könnten ‚Gott ist tot‘, dann wäre das für viele Menschen ein Schock. Aber wenn Sie ihnen erklären, daß Gott lebt, und zwar mitten unter ihnen, dann ist der Schock noch größer.“

„Und Sie sind Gott, oder wie?“

Beckett mußte lächeln. Um seine Augen bildeten sich kleine Fältchen. Es dauerte nur kurz, dann wurde er wieder ernst. Er griff in die Tasche seines Sakkos und brachte sein Portemonnaie zum Vorschein. Mit spitzen Fingern zupfte er eine Banknote hervor. Es war ein Ein-Dollar-Schein.

„Wollen Sie etwa schon zahlen?“

„Aber nein. Unser Gespräch hat doch gerade erst begonnen. Ich will Ihnen nur etwas zeigen.“

Er legte die Dollar-Note auf den Tisch, die Rückseite nach oben. Dann schob er sie zu Weigert hinüber.

„Das ist Gott.“

Weigert schaute auf den Geldschein, dann auf Beckett.

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß die Menschen heute nur noch das Geld anbeten, dann muß...“

„Nein, nein. Das wäre wohl zu einfach. Aber Gott hinterläßt Spuren.“

„Auf einer Dollarnote?“

„Sozusagen. Sehen Sie die Pyramide?“

Jetzt erst fiel Weigert auf, daß es dieselbe war, die auch in den Ring seines Gegenübers eingraviert war.

„Und? Was ist mit ihr?“ „Ganz unten finden Sie eine Jahreszahl, 1776.“ „Kein Wunder, das war das Jahr, in dem sich die USA für unabhängig erklärten.“

„Auch das. Bilden Sie jetzt die Ziffernsumme dieser Zahl.“

Weigert fühlte sich verarscht. Aber er rechnete.

„21.“

„Sehr gut. 21, also dreimal die heilige Zahl sieben.“

„Na und? Wollen Sie mir jetzt die Existenz der sieben Zwerge beweisen?“

Beckett ignorierte Weigerts Zynismus.

„Zählen Sie jetzt die Stufen der Pyramide über dem Sockel mit der Jahreszahl.“

Weigert zählte.

„Zwölf.“

„Genau. Die Zahl der vollkommenen Gemeinschaft, die sich über der Basis erhebt. Die zwölf Apostel, die zwölf Ritter der Tafelrunde, was auch immer.“

„Hören Sie, was soll das alles?“

„Betrachten Sie es als kleines Spiel. Was ist über der Pyramide?“

„Wollen Sie mich für blöd verkaufen? Ein strahlendes Dreieck mit einem Auge darin. Keine Ahnung, was das da verloren hat.“

„Oh, es ist das Auge Gottes, das alles sieht, die Guten wie die Schlechten. Es steht über den zwölf Ebenen. Es ist sozusagen die oberste Ebene, die die unteren zwölf und das, was noch unter diesen liegt, anführt. Zusammen also dreizehn Stufen, die zweite heilige Zahl, zwölf plus eins.“

Zuerst dachte Weigert, er sei mit einem Verrückten zusammengetroffen. Aber dann mußte er sich an Tibet und an Steiner zurückerinnern. Es gab mehr von der Sorte, als er gedacht hatte. Was hatte Steiner gesagt? Sie sehen den Kessel, aber nicht die Hand, die ihn hält und bewegt. Jetzt sah er einen Dollarschein. Waren die Symbole darauf Zeichen der Macht, die dahinter stand?

„So, Herr Weigert, jetzt zählen Sie einmal die Blätter des Ölzweigs, den der Adler da rechts in seinen Krallen hält.“

Weigert zählte wieder. Halblaut murmelte er das Ergebnis.

„13.“

„Und jetzt zählen Sie die Pfeile, die der Adler mit seinen anderen Krallen hält.“

Einmal noch, schwor sich Weigert. Dann würde er nichts mehr zählen.

„13.“

„Zählen Sie jetzt die Sterne über dem Adler.“

„Das kann ich mir wohl sparen. Ich nehme an, das Ergebnis ist wieder 13, oder?“

„Genau.“

Weigert kramte in seinen Geschichtskenntnissen. Moment...

„Das alles überrascht mich nicht weiter. Die USA wurden schließlich von 13 Staaten gegründet.“

„Ja, auch das. Und damit begann eine neue Zeit. Übrigens, haben Sie den Spruch unter der Pyramide gelesen?“

Er tat es.

„Novus Ordo Seclorum. Wenn mich meine bescheidenen Lateinkenntnisse nicht täuschen, würde ich sagen: Eine neue Weltordnung.“ „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn Sie nun den Schein umdrehen...“

Weigert folgte der Empfehlung.

„...dann sehen Sie dort ein Bild von George Washington, dem ersten Präsidenten meines Landes. Washington wurde 1752 in die Fredericksburg Lodge in Virginia aufgenommen. 1788, ein Jahr vor seiner Wahl zum Präsidenten, wurde er Meister vom Stuhl der Alexandria-Loge. Und wie jeder amerikanische Präsident nach ihm, so leistete auch er bereits seinen Amtseid auf die Bibel. Im Fall Washingtons gehörte diese der St. John's Lodge No. 1.“ Langsam begann Weigert zu begreifen. „Freimaurer? Schamballah?“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Die Worte sind nicht die Dinge. Übrigens, auf dem Zeichen des Schatzamtes neben dem Bildnis Washingtons sehen Sie unter dem Winkelmaß, das übrigens ein maurerisches Symbol ist, einen Schlüssel. Es ist der Schlüssel Salomons. Er gebietet Verschwiegenheit.“

Ein kurzer Blick, dann schob Weigert die Banknote wieder über den Tisch, so, als könnte er damit auch Schamballah und deren Spuren einfach wegschieben. Beckett steckte sie in sein Portemonnaie zurück. „Wissen Sie jetzt, was Gott ist?“

Weigert wußte es nicht, aber er ahnte, daß die Dinge selten so lagen, wie man sie sich vorstellte. Wie Steiner, so war auch der Mann auf der anderen Seite des Tisches ein Wanderer zwischen zwei Welten. Alle versuchten sie, Weigert in die andere Welt blicken zu lassen. Doch gleichzeitig machten sie ihm klar, daß er diese nie würde verstehen können. Sie mochten recht haben. Doch hier, in dieser Welt, konnten sie ihm sein Zuhause nicht nehmen. Wirklich nicht? Oder hinterließen sie nicht auch hier längst ihre Spuren?

„Sie sind plötzlich so schweigsam. Hat Ihnen mein kleines Zahlenspiel etwa nicht gefallen? Sie wollten doch mehr über Schamballah erfahren.“

„Mit Verlaub, aber eine Dollarnote erscheint mir als etwas ungewöhnlich dafür.“

„Ich denke, es war ein gutes Beispiel. Denken Sie noch einmal an die Pyramide. Zwölf übereinandergeschichtete Ebenen wachen über die Basis. Und die göttliche Macht führt sie an. Verstehen Sie jetzt, was es heißt, Verantwortung zu haben?“

„Mit Verantwortung über die Basis, wie Sie es nennen, meinen Sie damit, Macht über die Menschen?“

„Das Wort ‚Macht‘ hat einen so negativen Klang in Ihrer Stimme. Aber sind nicht jene, die tiefer blicken, geradezu verpflichtet, die Führung zu übernehmen? Nicht um ihrer selbst Willen, sondern zum Nutzen der Menschheit. Das ist die Verantwortung, die ich gemeint habe.“

Beckett beugte sich nach vorne. Er sprach jetzt ganz leise und eindringlich.

„Sie könnten diese Verantwortung mittragen, Herr Weigert.“

Daher wehte also der Wind.

„Sie meinen... ich und Schamballah?“

„Ja, das meine ich. Sie befänden sich in bester Gesellschaft.“

„Gesellschaft wie dem Eurofed-Präsidenten Bernhard Volker, dem UNO-Sicherheitsratsmitglied Alan Greenspan oder dem russischen Wirtschaftsminister Oleg Garakin?“

Der letzte Name hatte gesessen. Verblüffung spiegelte sich in Becketts Gesicht.

„Sie wissen von Garakin?“

Eins zu null für mich, dachte Weigert.

„Ja. Ich habe meine Hausaufgaben gemacht.“

Beckett hatte sich wieder gefangen. Dieser Journalist war gefährlicher, als er angenommen hatte. Aber wenn man ihn schon nicht schlagen konnte, dann mußte man ihn eben für sich gewinnen.

„Ich nehme an, Sie haben wohl auch das Ergebnis Ihrer Recherchen jener geheimnisvollen Liste hinzugefügt, von der Sie sprachen?“

Verdammt! An das Naheliegendste hatte er nicht gedacht! Aber er würde es ehebaldigst nachholen. Doch das durfte er seinem Gegenüber nicht verraten. Jetzt galt es, zu bluffen.

„Natürlich habe ich das. Und ich kann Ihnen versichern, meine Recherchen waren sehr umfangreich.“

Beckett dachte nach. Wenn Weigert die Wahrheit sagte, dann hatte er eine ganze Menge an brennendem Material beisammen. Die Sprengkraft dessen käme der einer Atombombe gleich, falls das Material in die falschen Hände geriet. Der Journalist schien zwar die Bedeutung dessen, worauf er da gestoßen war, noch nicht ganz zu verstehen, aber er würde nicht lockerlassen, ehe er es durchschaute. Soviel war klar. Weigert mußte entschärft werden. Aber wie? Verhaften? Und was, wenn er seine Unterlagen jemandem übergeben hatte, der sie veröffentlichen sollte, wenn sich Weigert nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder gemeldet hatte? Oder war ihm gar etwas anderes eingefallen? Schließlich hatte er ja selbst gesagt, daß seine Verhaftung keinen Sinn machen würde. Sie wäre zwar eine Chance, aber das Risiko wäre bei weitem größer. Vielleicht konnte er Weigert doch dazu bewegen, die Ergebnisse seiner Recherchen herauszugeben.

„Was ist mit dieser Liste? Warum wollen Sie sie nicht dem UNO-Geheimdienst übergeben? Oder wissen Sie etwa nicht, daß die Welt den Männern von Agarthi das Dritte Reich zu verdanken hatte? Und jetzt sind dieselben Leute wieder dabei, nach der Macht zu greifen. Garakin, Volker und Greenspan: drei feige Attentate auf herausragende Persönlichkeiten. Ausgeführt in einem Geist, den wir seit Jahrzehnten tot geglaubt haben. Wollen Sie wirklich, daß diesem Spuk nicht Einhalt geboten wird?“

„Man hat mich über die Verbindung zwischen dem Dritten Reich und Agarthi aufgeklärt. Aber ich weiß nicht so recht, ob ich das alles glauben soll.“

„Ich weiß nicht, was Sie gehört haben und von wem. Aber nachdem Sie sich zumindest der Bedeutung des Thule-Ordens bewußt zu sein scheinen, neige ich zu der Auffassung, daß man Sie richtig informiert hat. Es gibt nicht viele Menschen, die die ganze Wahrheit kennen.“

Jetzt sprach dieser Mann tatsächlich auch vom Thule-Orden. Bei Steiner war dies ja noch irgendwie verständlich gewesen, aber langsam schien das Allgemeingut zu werden. Doch hatte er, Hans Weigert, seit seiner Reise nach Tibet wirklich jemals ernsthaft daran gezweifelt, daß es nicht so gewesen sein könnte?

„Was ist? Wollen Sie wirklich, daß Agarthi noch einmal zum Leben erweckt wird? Helfen Sie uns, diesen Spuk zu stoppen! Oder Sie haben politische Veränderungen auf dem Gewissen, die Sie vor sich niemals werden verantworten können.“

Weigert dämpfte seine Zigarette aus und legte den Kopf etwas zur Seite.

„Sie wollen also, daß ich mich Schamballah anschließe. Aber gleichzeitig erklären Sie mir, ich könnte diese andere Welt niemals begreifen. Wie das?“

„Sie würden es lernen. Nicht jeder kann einfach zu uns kommen. Wir treten an jene heran, von denen wir glauben, daß sie einen Beitrag zu der Verwirklichung der Vorstellungen von Schamballah leisten können. Und Sie könnten das. Man würde Sie in eine der Logen aufnehmen und einweihen. Und Sie würden an sich arbeiten, um die Sprossen der Erkenntnis von Grad zu Grad emporzusteigen, sozusagen den Weg vom Menschlichen zum Göttlichen beschreiten. Langsam würden Sie verstehen lernen. Sie wären Teil einer Ge-

meinschaft, die die Menschheit zum Besseren führt. Zu Frieden, Humanität und Toleranz. Diese Gemeinschaft ist einflußreicher, als Sie es sich vorstellen können. Wie ich höre, wird Ihr Chef in wenigen Jahren in Pension gehen. Eine Zeitung wie das ‚Blatt‘ könnte an ihrer Spitze sehr gut jemanden gebrauchen, der sich den Werten von Schamballah verpflichtet fühlt. Umso besser, wenn dieser Mann aus den Reihen der Zeitung selbst kommen würde.“

„Moment! Heißt das etwa, daß auch Bergmann auf Ihrer Seite steht?“

„Wer immer zu Schamballah gehört, er darf das bestenfalls von sich selbst zugeben. Über seine Brüder hat er den profanen Menschen gegenüber zu schweigen. Diesen Schwur muß jeder leisten, der in unsere Reihen eintritt.“

„Und er muß wohl auch schweigen über den Dreck, den Sie und Ihre Genossen am Stecken haben? Über die Morde, die im Namen Schamballahs begangen werden, über den Einfluß, den die Brüder auf die Politik nehmen, über die Posten und Geschäfte, die sie sich gegenseitig zuschanzen? Was ist mit den Morden an Pierre Martin und seiner Frau? Oder mit dem P-2-Skandal!? Sieht so etwa die Verwirklichung Ihrer hehren Ideale von Humanität und Toleranz aus?“

Jetzt reichte es Weigert. Der einzige Unterschied zwischen dem Mann und Steiner war nur der größere Zynismus seines Gegenübers. Aber vermutlich bemerkte sein Gesprächspartner diesen gar nicht. Er war einfach überzeugt davon, daß ein kleiner Kreis von Abkömmlingen der Götter die dumme Masse der Menschen anführen mußte. Auf seine Weise war er durchaus konsequent.

Der Ventilator in dem als Bäckerei-Lieferwagen getarnten Geheimdienstfahrzeug war ausgefallen. Auch die Standheizung ließ sich nicht so regulieren, wie Roper und Gillis es gerne gehabt hätten. Es hatte 27 Grad im Wagen und die Luft war als Folge des exzessiven Zigarettenkonsums der beiden zum Schneiden.

„Ich brauche jetzt dringend eine Abkühlung und etwas frische Luft. Hier ist es ja nicht mehr auszuhalten.“

Gillis stand auf und zog sich den Arbeitsmantel über, der auf einem Haken an der Hecktüre hing. Auch darauf war das Logo der Bäckerei angebracht, das die Außenwand des Fahrzeugs zierte. Man war eben gründlich beim World Intelligence Service.

„Ok. Ich bleibe inzwischen hier. Die beiden da drinnen werden ohnehin noch eine Weile palavern. Und am Ende wird sowieso alles sinnlos gewesen sein. Du wirst sehen, wir werden diesen Weigert wieder nicht verhaften dürfen.“

„Ist mir auch egal. Hauptsache, ich komme heute früher ins Bett als in den letzten Tagen.“

„Vergiß nicht, so zu tun, als ob wir hier etwas auszuladen hätten. Nimm einen Korb mit Brötchen und geh’ in irgendein Haus. Die Brötchen kannst du ja in die Mülltonne kippen, damit du mit dem leeren Korb wieder herauskommst.“

Gillis sah seinen Kollegen mürrisch an.

„Denkst du, ich bin erst seit gestern bei dem Verein? Ich hab’ mir schon den Arsch bei solchen Aktionen wundgesessen, als du noch in London bei den Bobbies warst.“

„Ist ja schon gut. Bleib’ nicht zu lange. Ich will dann auch einmal raus aus dieser Sauna.“

Gillis öffnete die Hecktür und stieg aus. Er schnappte sich einen Korb, stellte ihn auf die Straße und schlug die Tür wieder zu. Langsam schlenderte er auf einen Hauseingang zu, der etwa zwanzig Meter von ihrem Wagen entfernt war. Erleichtert sog er die kühle, frische Luft ein.

Als er einem Hund ausweichen wollte, der an seinen Schuhen schnupperte, stieß er mit einem Mann zusammen. Er sah den kleinen Italiener nur flüchtig an. Mit einem gemurmerten „Scusi“ drückte er sich vorbei und ging langsam weiter.

Stefano Lorenzo schaute Gillis nur kurz nach. Dann drehte er sich um, und sein Blick streifte wieder über die am Straßenrand geparkten Wagen. Ein paar Meter weiter sah er plötzlich den dunkelblauen Mercedes. Maximal ein paar Monate alt, schätzte er. Und noch dazu das Spitzenmodell dieser Baureihe. Mit bedächtigen Schritten, als sei er zum Auslagenbummel unterwegs, ging er weiter. Als er auf dem Gehsteig auf gleicher Höhe mit dem Wagen war, erkannte er, daß jemand am Steuer saß. Eine Frau. Sie schien auf jemanden zu warten. Der Zündschlüssel steckte im Schloß. Lorenzo schlenderte vorbei und blickte nach links in die Fensterscheiben eines Cafés.

Es könnte klappen. Er mußte nur die Tür öffnen und so tun, als wolle er die Frau nach etwas fragen. Dann blitzschnell zupacken, sie aus dem Wagen zerrren, hineinspringen und die Tür verriegeln. Starten und weg. Eine Sache von fünf bis zehn Sekunden. Er stahl zwar selten Autos auf diese Weise, doch in diesem Fall schien ihm das Verhältnis von Risiko und Nutzen durchaus angemessen. Für diesen Luxusschlitten würde sein Hehler zumindest 20.000 ECU herausrücken.

Lorenzo blieb vor der Auslage eines Schuhgeschäftes stehen und blickte vorsichtig zur Seite. Der Gehsteig war reichlich belebt. Falls die Frau in dem Wagen schrie, wenn er sie herauszerrte, würde man zuerst Annehmen, sie habe Streit mit ihrem Mann. Und bis die ersten begriffen, was los war, würde er schon weg sein. Er hatte keinen Zweifel. Es würde klappen.

Beckett setzte sich gerade hin. Sein Blick war ernst. Weigert war nicht so leicht zu knacken. Er schien tatsächlich von einem naiven Idealismus beseelt, die Wahrheit ans Licht zu zerrren und damit den Vielen zugänglich zu machen, die sie ohnehin nicht würden verstehen können. Nicht einmal der Hinweis auf den zur Disposition stehenden Posten Bergmanns hatte ihn gereizt.

„Was Sie uns vorwerfen, Herr Weigert, mag stimmen. Doch ich glaube, Sie bewerten falsch. Wir müssen so handeln, weil wir uns gegen jene verteidigen müssen, die unseren Weg zu Humanität und Toleranz angreifen. Und dieser Weg ist in ernster Gefahr.“

„Nehmen wir einmal an, die Liste der Schläfer Agarthis, die ich besitze, ist vollständig. Sind Sie tatsächlich der Meinung, daß 666 Leute in der Lage sind, etwas zu erreichen, was über ein paar politische Attentate hinausgeht?“

Beckett erschrak. Was!? 666!? Wenn Weigert wirklich im Besitz einer authentischen Liste war, dann war Agarthis lebendiger als Beckett es jemals für möglich gehalten hatte. Und Schamballah kannte gerade ein Dutzend seiner Gegenspieler. Dieser verdammte Journalist mußte die Liste herausrücken.

„Sie sind naiv, Weigert. Das sind nicht irgendwelche 666 Personen. Das sind Männer, die über Fähigkeiten verfügen, von denen Sie nur träumen können. Und diese Männer sind weder mit Geld noch mit ganzen Divisionen aufzuwiegen. Aber einmal abgesehen davon, Agarthis hat seit gestern nacht etwas, das noch unendlich wertvoller ist als diese Männer. Etwas, das diesen erst die Fähigkeit zur wirklichen Macht verleiht.“

Trevor Gillis leerte den Inhalt des Korbs in einen der großen Mülleimer, die im Hausflur standen. Er stellte den Korb ab und machte ein paar Kniebeugen. Dann kreiste er mit den Armen, und schließlich lief er ein paar Schritte am Stand. Er nahm den Korb wieder auf und trat durch das große Holztor hinaus auf den Gehsteig, der von zahlreichen Lampen und dem Licht, das aus den Schaufenstern und Cafés, drang, hell erleuchtet war.

Gillis' Beruf hatte ihn gelehrt, selbst Kleinigkeiten wahrzunehmen und ihnen Beachtung zu schenken. Der weitaus größte Teil davon erwies sich zwar später als belanglos, doch gleichzeitig war es schon zweimal passiert, daß ihm seine überdurchschnittliche berufsmäßige Aufmerksamkeit das Leben gerettet hatte.

Da vorne kam ihm doch tatsächlich der kleine, schwarzhäarige Mann entgegen, mit dem er vor zwei Minuten zusammengestoßen war. Aber da war dieser noch in die andere Richtung gegangen. Er mußte also ein paar Schritte nach dem Café, das das Objekt der Überwachung war, umgedreht haben.

Gillis überlegte, ob er vom Lieferwagen aus die Beschattung des Mannes veranlassen sollte. Aber dazu mußten zumindest zwei der acht eingesetzten Agenten abgezogen werden. Sollte sich das Ganze als Niete erweisen und sich gleichzeitig die mögliche Verhaftung Weigerts und seiner Freundin verkomplizieren, könnte er Schwierigkeiten bekommen.

Moment! Was war das? Der Mann blieb vor dem Mercedes stehen, in dem Weigerts Freundin saß. Er deutete ihr etwas. Jetzt öffnete sie die Tür. Gillis beschleunigte seinen Schritt, um schneller an den Lieferwagen und seinen Kollegen heranzukommen. Zwischen ihm und dem Mercedes waren etwa fünfzehn Meter und ein gutes Dutzend Passanten auf dem Gehsteig.

Plötzlich stieß der Mann seinen Arm ins Wageninnere und griff nach der Frau. Gillis ließ den Korb fallen und machte einen Satz auf die Motorhaube eines geparkten Autos. Gleichzeitig tauchte seine Hand unter den Arbeitsmantel, umklammerte die Ingram und riß sie auf dem Halfter. Von der Motorhaube aus konnte er sein Ziel über die Köpfe der Passanten hinweg anvisieren. Als er an dem Wagen ankam, hatte er die kleine Maschinenpistole bereits im Anschlag. Vom Fallenlassen des Korbes bis zum Krümmen des Zeigefingers war nicht einmal eine Sekunde vergangen. Als Stefano Lorenzo Claudia aus dem Wagen riß, war es bereits zu spät, die Kugeln zu stoppen.

„Wie schön. Und was soll das sein, das die Fähigkeit zur wahren Macht verleiht?“

Weigert wurde langsam ungeduldig. Er unterhielt sich jetzt schon zwanzig Minuten mit seinem unbekanntem Gegenüber. Und noch immer war er nicht dazugekommen, die Fragen zu stellen, die er eigentlich hatte stellen wollen.

„Sie kommen aus Wien, Herr Weigert. Bis in der vergangenen Nacht lag dort in der Hofburg ein Stück, das nicht nur Geschichte gemacht hat, sondern selbst Geschichte ist. Man nennt es allgemein die Heilige Lanze. Doch für uns, die Eingeweihten von Schamballah und Agarhi, ist es der Speer des Schicksals. Der römische Legionär Longinus hat diesen Speer einst in den Leib Jesu gerammt. Und seit diesem Zeitpunkt ist der Speer heilig. Er, ein Becher und die Dornenkrone sind die einzigen Gegenstände, die je mit dem Blut Jesu Christi in Kontakt gekommen sind. Der Becher, besser bekannt als der Heilige Gral, und die Dornenkrone sind verschollen. Der Speer ist da. Wer ihn besitzt, besitzt die Macht, zum Guten wie zum Schlechten. Wir haben geglaubt, daß niemand eine Chance hat, in die Schatzkammer einzudringen. Doch Agarhi hat sich den Speer geholt, wie schon Jahrzehnte zuvor. Sie, Weigert, könnten uns helfen, ihn wiederzufinden und so das Erwachen Agarhis zu verhindern. Wenn...“

„Moment! Ich habe absolut keine Ahnung, wovon Sie da sprechen.“

Was...“

Weigert fuhr herum, als er draußen die Schüsse peitschen hörte. Seine Pupillen weiteten sich. Er nahm alles wie in Zeitlupe wahr. Draußen vor dem Café sah er, wie Claudias Körper von den Einschlägen der Kugeln geschüttelt wurde. Sie prallte gegen einen Mann, der sie an der Hand gepackt hielt. Ein Schuß traf Claudias Hinterkopf. Die Kugel durchschlug die Schädeldecke, bohrte sich ihren Weg durch das Gehirn und trat knapp über dem Auge wieder aus, um schließlich im Hals des kleinen Mannes, den Weigert nie zuvor gesehen hatte, steckenzubleiben. Aus dessen Wunde spritzten augenblicklich Kaskaden von Blut hervor. Die Schlagader war getroffen. Claudia stürzte zu Boden. Ihr Körper drehte sich im Fallen und schlug mit der Seite auf dem Beton des Gehsteigs auf. Der Mann, gegen den sie geprallt war, rutschte – die geöffnete Wagentür im Rücken – zu Boden und blieb halb auf Claudia liegen.

Die drei Arbeiter ein paar Tische weiter, eben noch in ihr Kartenspiel vertieft, waren beim Krachen der Schüsse aufgesprungen. Plötzlich hielt jeder von ihnen eine Pistole in der Hand. Zwei stürzten zur Tür. Der dritte schien zuerst unschlüssig, dann drehte er sich zu Beckett und Weigert um.

Was sich binnen weniger Sekunden abgespielt hatte, erschien Weigert, als ob es Minuten dauerte. Claudia und der Unbekannte, der halb über ihr lag, waren tot. Das war die Erkenntnis, die Weigerts Unterbewußtsein aufnahm. Auch er und Beckett waren aufgesprungen. In Weigerts Augen waren nur noch maßlose Wut und Verzweiflung zu erkennen als Beckett ihn anblickte. Weigert verpaßte ihm einen Fauststoß gegen die Brust. Der Getroffene schrie auf, taumelte nach hinten und stürzte über einen Sessel. Doch von all dem bemerkte Weigert nichts mehr.

Er war zur Tür gesprungen, die zu den Toiletten führte. Der dritte der Kartenspieler versuchte sich einen Weg durch das Chaos zu bahnen, das das Café erfaßt hatte. Weigert rannte den Gang zu den Toiletten entlang auf eine Tür zu, die ins Freie zu führen schien. Plötzlich wurde sie aufgerissen und ein Mann stürmte herein, eine Pistole im Anschlag.

Weigerts Reaktionen liefen unter Ausschaltung seines Denkens so ab, wie sie ihm ein Japaner Jahre zuvor eingetrichtert hatte. Aus dem Laufen heraus sprang er hoch, zog das linke Bein an und stieß das rechte mit aller Kraft nach vorne. Gleichzeitig stieß er einen gellenden Schrei aus, in dem seine geballte Wut und grenzenlose Verzweiflung mitschwangen. Die Ferse traf das Gesicht des Mannes mit voller Wucht. Gleichzeitig löste sich ein Schuß aus dessen Waffe. Beide fingen zu Boden. Der Mann schwer getroffen durch den Fußstoß, Weigert, weil er die Balance verloren hatte. Die Kugel war hinter ihm in die Wand eingeschlagen.

Er rappelte sich auf, sprang über den wie leblos daliegenden Körper und stürzte durch die Tür. Der als Arbeiter verkleidete Geheimdienstmann unterbrach die Verfolgung, als er seinen Kollegen sah. Aus «Jessen Nase und Mund quoll Blut. Der Kiefer war eigenartig verdreht.

Indessen zog sich Weigert mit einem Klimmzug an der Mauer hoch, die den Hof abschloß, und ließ sich auf der anderen Seite in die Dunkelheit fallen. Er begann zu laufen. Seine Tränen vermischten sich mit den Regentropfen und benetzten sein Gesicht. Alle Brücken waren abgebrochen. Es gab jetzt kein Zurück mehr.

Es klopfte dreimal. Villiger stand auf und ging zur Tür.

„Wer ist da?“

„Ich bin's, Hans. Mach' schon auf!“

Er öffnete. Weigert stürzte herein und ließ sich auf einen Sessel fallen. Sein Blick ließ erkennen, daß etwas passiert sein mußte.

„Was ist denn mit dir los? Ist was schiefgegangen?“

„Claudia ist tot.“

Zuerst sagte Villiger einige Sekunden lang gar nichts. Dann zog er sich den zweiten Sessel, der im Zimmer stand, heran und setzte sich.

„Wiederhol' das nochmal!“

Weigert holte tief Luft. Als er sprach, war seine Stimme spröde. Immer wieder legte er kurze Pausen ein, in denen sich das schreckliche Geschehen vor seinem geistigen Auge noch einmal zutrug.

„Sie haben Claudia... erschossen.... Wir sind wie vereinbart in das Café gekommen. Sie hat... im Wagen draußen gewartet. Ich bin hineingegangen. ... Da drinnen... in dem Café... war ein Mann. Wir haben uns unterhalten. Und dann...“

Weigert schluckte, um den Knoten in seinem Hals zu beseitigen. Es half nichts. Dann sprach er weiter.

„Plötzlich fielen Schüsse.... Ich schaute aus dem Fenster... Draußen auf der Straße zog jemand Claudia aus dem Auto... In dem Moment wurde sie getroffen...“

Villiger sprang auf und stieß den Sessel mit einer wuchtigen Handbewegung zur Seite.

„Diese Arschlöcher!“

Villiger begann, auf und ab zu gehen. Bis zur Tür, die auf den Gang führte, dann umdrehen und wieder zurück. Als er das zweite Mal bei der Tür angelangt war und sich umgedreht hatte, preßte er noch einmal die Worte zwischen den Zähnen hervor, die er schon zuvor verwendet hatte. In seiner Stimme lag ohnmächtige Wut.

„Diese Arschlöcher!“

Weigert wollte etwas sagen, doch er wußte nicht so recht, was. Villiger blieb stehen und schaute ihn an. In seinen Augen loderte Zorn.

„Wieso haben sie eigentlich dich nicht geschnappt?“

Zwischen den Worten schwang ein leiser Vorwurf mit. „Ehrlich, Peter. Ich konnte nichts mehr tun für Claudia. Sie ist... Es hat sie ein paarmal erwischt. Mindestens vier oder fünf Schüsse...“

Einer davon... in den Kopf..."

Während Villiger zum Bett ging, auf dem ein Aktenkoffer lag, fragte er:

„Wer war es? Einer von den UNO-Leuten?“

Er öffnete den Aktenkoffer, griff hinein und nahm eine Pistole und ein gefülltes Magazin heraus. Er schob das Magazin mit einem Ruck in die Waffe und lud durch.

Weigert stand auf und ging langsam auf seinen Freund zu.

„Was hast du vor mit dem Ding? Egal was du tust, du kannst sie nicht mehr lebendig machen!“

Er legte seine Hand auf Villigers Schulter. Dessen Körper zitterte leicht.

„Also, wer war es?“

Weigert setzte sich auf die Bettkante.

„Ich weiß es nicht. Wirklich. Die Schüsse kamen von einer Stelle, die ich vom Café aus nicht einsehen konnte.“

Villiger betrachtete nachdenklich die Waffe, die er in der Hand hielt. Dann legte er sie bedächtig zurück in den Aktenkoffer und setzte sich neben Weigert.

„Was hast du gemacht, nachdem es passiert ist?“

„Ich bin abgehauen. Warum, weiß ich auch nicht. Es war wie in Trance.“

„Haben sie versucht, dich zu erwischen?“

„Ja.“

In Weigerts Gedanken tauchten wieder die drei vermeintlichen Arbeiter auf, die plötzlich Pistolen in der Hand gehabt hatten. Und dann der Mann im Gang zu den Toiletten. Der Schrei. Der Sprung. Der Schuß. Die Polizeisperrn in den Straßen, denen er ausgewichen war, während er durch die Stadt lief. Dann sein Telefonat mit Livio Lucentini, von dem er erfahren hatte, wo Villiger zu finden war.

„Du warst also schneller.“

„Ich hatte Glück.“

„Das heißt, daß sie dich auch umlegen wollten. Und wenn sie erfahren, daß ich auch mit drinnen hänge, dann bin ich der nächste.“

Weigert starrte das Muster des billigen Spannteppichs am Boden an.

„Vermutlich.“

„Agarhi oder Schamballah?“

„Was meinst du damit?“

„Ich meine damit, wer uns kaltmachen will. Agarathi oder Schamballah?“

„Ich weiß es nicht. Aber macht das einen Unterschied?“

„Kaum.“

Wieder herrschte einige Atemzüge lang bedrückende Stille zwischen den beiden Männern. Nur der Lärm des Verkehrs, der von der Straße herauf drang, war zu hören. Villiger erhob sich vom Bett und ging ins Bad. Er kam zurück mit zwei Gläsern. Er stellte sie auf das kleine Tischchen, das in einer Ecke des Zimmers stand, neben die Whiskyflasche, die dort bereits ihren Platz gefunden hatte. Er goß ein und reichte eines der Gläser Weigert. Dann setzte er sich wieder aufs Bett. Beide nahmen einen Schluck.

„Bist du sicher, daß sie tot ist?“

Villiger schaute seinen Freund fragend an. Weigert erwiderte den Blick nicht.

„Ja.“

„Scheiße.“

Wieder Stille. Villiger zündete sich eine Zigarette an. Dann die nächste Frage.

„Was jetzt?“

„Was schon? Wir geben auf. Das heißt, du siehst zu, daß du wieder nach Norwegen kommst. Noch wissen sie vermutlich nichts von dir. Und ich gehe zum UNO-Geheimdienst.“

Villiger nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

„Und dafür bist du abgehauen? Dafür, daß du dich dann erst recht teilst?“

„Verdammt, Peter, wir haben die Sache nicht mehr im Griff! Wenn wir weitermachen, gehen wir vielleicht alle dabei drauf!“

„Und wenn wir nicht weitermachen? Was ist dann? Willst du vielleicht alles, was wir herausgefunden haben, einfach so vergessen? Willst du so tun, als ob es nie etwas gegeben hätte? Agarathi, Schamballah, Steiner, die Wewelsburg, Martin, seine Frau, Volker, Greenspan, Garakin, die Schläfer und was weiß ich noch alles? Willst du jetzt kapitulieren!?“

Weigert stand wortlos auf, um sein leeres Glas nachzufüllen. Villiger ging hinter ihm her, packte ihn an der Schulter und riß ihn herum.

„Wenn du das machst, Hans, dann sind wir die längste Zeit Freunde gewesen. Claudia wird nicht wieder lebendig, wenn wir weitermachen. Aber wir haben eine Verpflichtung ihr gegenüber. Und wir haben mit dieser Scheiß-Story eine Verantwortung übernommen, zum Teufel! Und die kann uns niemand abnehmen!“

Verantwortung...? Hatte nicht der Mann in dem Café ihm gegenüber die gleichen Worte benutzt wie jetzt Villiger?

„Komisch. Das hat der Mann in dem Café auch gesagt.“

Villiger war irritiert. „Was?“

„Das mit der Verantwortung.“

„Was hat er eigentlich sonst noch alles erzählt? Wer war das überhaupt?“

„Ich weiß nicht, wer es war. Das wollte er mir nicht sagen. Erzählt hat er eigentlich nicht allzu viel, zumindest nichts von Bedeutung. Die Schießerei ist uns dazwischen gekommen. Er hat mir eine Dollarnote gezeigt...“

„Wozu das denn?“

„Er wollte mir damit zeigen, daß Gott seine Spuren hinterläßt.“

„Bist du völlig übergeschnappt?“

„Warum?“

„Was soll Gott auf einer Dollarnote?“

„Habe ich Gott gesagt? Ich habe Schamballah gemeint.“

„Und?“

„Naja, unmittelbar bevor die Schüsse gefallen sind, hat er noch von einem Symbol gesprochen, das angeblich von immenser Bedeutung sein soll, weil es mit dem Blut Jesu Christi in Kontakt gekommen ist.“

Zumindest messen diese Esoteriker dem offensichtlich eine zentrale Bedeutung bei. Wer es besitzt, besitzt die Macht, zum Guten Schlechten. Das zumindest hat der Mann behauptet.“

„Was war das für ein Symbol?“

Irgendein Speer, der angeblich in der Hofburg liegen besser, gelegen ist. Die Männer von Agarhi sollen ihn haben, letzte Nacht.“

„In Wien?“

„Ja.“

Villiger stellte das Glas krachend auf den Tisch und ging mit schnellen Schritten zum Bett hinüber. Neben dem Aktenkoffer stand eine Reisetasche. Er machte sie auf und begann darin herumzuwühlen. Plötzlich zog er eine Zeitung aus der Tasche und warf sie Weigert zu. Der fing sie auf.

„Was soll ich damit?“

„Lies. Da ist dein Speer.“ Weigert faltete die Zeitung auseinander und betrachtete sie näher. Es war die Abendausgabe der „International Herald Tribune“, die vor wenigen Stunden aus der Druckerei gekommen sein mußte. Er brauchte nicht lange zu suchen. Die Geschichte war auf Seite eins. Eine Ankündigung am Ende des Artikels verwies auf einen weiteren Bericht auf Seite drei. Er begann zu lesen.

Alles, was er dem Text auf Seite eins entnehmen konnte, war mehr oder weniger genaue Beschreibung der Ereignisse, die der Mann in dem Café bereits angedeutet hatte. Vergangene Nacht waren unbekannte Täter in die streng gesicherte Schatzkammer der Wie-

ner Hofburg eingedrungen. Wie, darüber gab es noch keine Anhaltspunkte. Spuren fehlten. Bemerkenswert war, daß das, was einer der größten Kunstdiebstähle der Geschichte hätte werden können, äußerst glimpflich ausgegangen war. Nur ein Stück war gestohlen worden. Dabei handelte es sich um die sogenannte Heilige Lanze, die bei den Habsburgern Throninsignien war. Nicht einmal aus der Vitrine, die die Täter geöffnet hatten, um die Lanze zu entnehmen, fehlte etwas anderes als dieses Stück. Folglich herrschte Rätselfragen über die Motive der Täter.

Bevor Weigert auf Seite drei umblätterte, zündete er sich eine Zigarette an. Dann las er weiter. Seine Hände umkrampften das Zeitungspapier.

Der zweite Artikel war ein Abriß über die Geschichte der Heiligen Lanze und ihre Bedeutung für die Habsburger-Monarchie. An sich nicht weiter interessant, wäre da nicht ein einziger Satz gewesen, der Weigert aufhorchen ließ: „Nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde die Heilige Lanze, zusammen mit anderen Gegenständen der Schatzkammer, nach Deutschland gebracht, wo sie zu Kriegsende von den amerikanischen Truppen wieder sichergestellt werden konnte.“

Wie hatte der Mann in dem Café dieses Stück Geschichte genannt? Den „Speer des Schicksals“. Hatte es bereits einmal einen Kampf um das Schicksal gegeben? Agarthi, der Thule-Orden, das Dritte Reich und – der Speer. Und Schamballah. Wie schon Jahrzehnte zuvor... Jetzt dämmerte Weigert, was der Mann in dem Café damit gemeint hatte.

Villiger war die ganze Zeit über ruhig gewesen. Als er sah, daß Weigert die Zeitung beiseite legte, blickte er auf seine Armbanduhr. Es war zwei Minuten vor Mitternacht. Er unterbrach die Stille.

„In zwei Minuten beginnt der 21. Dezember. Steiner hat zu dir gesagt, in wenigen Tagen wird Agarthi nach der Macht greifen. Bisher haben wir nicht gewußt, was dann passieren wird. Auch jetzt wissen wir es nicht. Aber wenn das stimmt, was dir dieser Typ in dem Café gesagt hat, daß Agarthi hinter diesem Raub steckt, dann hat das etwas damit zu tun. Vielleicht war der Raub auch das, was Steiner gemeint hat. Wenn diese Leute wirklich an die Kraft des Speers glauben, dann steht uns noch einiges bevor. Jetzt haben sie das Symbol der Macht. Sie werden sich auch die Macht selbst holen. Wir können nicht aufgeben, Hans! Nicht jetzt, wo es um die Entscheidung geht!“

„Und was sollen wir tun? Wir haben keine Ahnung, was und wo es passieren wird. Und wir wissen auch nicht sicher, ob überhaupt etwas passieren wird oder ob der Diebstahl des Speers schon alles war!“

„Denk' noch einmal genau daran, was Steiner dir gesagt hat! Vielleicht haben wir etwas übersehen.“

Weigert stand auf und trat ans Fenster. Der Speer des Schicksals... Konnte ein einfacher Gegenstand die Geschichte verändern? Konnte er wirklich Schicksal sein? Nicht in dieser Welt. Aber Agarthi und Schamballah entstammten einer anderen. Hatte der Speer dort eine Macht? Wenn ja, dann wirkten seine Kräfte via Agarthi und Schamballah doch auch in seine, Weigerts Welt. Aber genügte es nicht schon, wenn ein paar Verrückte daran glaubten, noch dazu, wenn diese Verrückten offensichtlich über beträchtlichen Einfluß verfügten? Waren sie überhaupt verrückt? Oder taten sie, zumindest dem Prinzip nach, nur Dinge, die auch jeder andere Gläubige tat? Hatten etwa die Marienerscheinungen in Lourdes Macht? Oder die Kaaba mit dem schwarzen Meteoritenstück in Mekka? Oder gewannen sie ihre Macht erst durch die Menschen, die daran glaubten? Aber vielleicht stand hinter ihnen auch eine Wahrheit, die mächtiger war als alles andere. Warum nicht auch hinter dem Speer?

Weigert schaute aus dem Fenster. Fünf Stockwerke unter ihm, am Hotel vorbei, floß der römische Nachtverkehr. Die Wolken, die den Nieselregen gebracht hatten, waren weg. Der Himmel war jetzt klar. Trotz der Helligkeit, die von der Stadt ausging, konnte man die Sterne erkennen, zumindest die ganz hellen unter ihnen. Und zwischen ihnen, den Himmel beherrschend, hing die runde, schmutziggelbe Scheibe des Vollmondes.

Der Vollmond. Seit Abermillionen von Jahren kam er mit einer Präzision immer wieder, von der die Menschen seit ihrem Auftauchen auf der Erde fasziniert gewesen waren. Wie von der Sonne.

Der Vollmond... Martin... Die Wewelsburg... Die Walhalla! War das die Verbindung, nach der er suchte? Was hatte Martin erzählt? Alle paar Jahre, wenn die Wintersonnenwende mit dem Vollmond zusammentraf, fiel das Licht des Mondes genau durch die Maueröffnung in jenes Gewölbe, das einst der SS als Kultraum gedient hatte. Und morgen – Weigert schaute auf die Uhr – nein, heute, war Wintersonnenwende.

Agarhi... Steiner... Der Speer... Die Wewelsburg. Das Ereignis, von dem Steiner gesprochen hatte, mußte dort stattfinden! Im Angesicht des Speers! Und mit den Männern von Agarhi! Das war es. Und nur dort würde sich die Geschichte aufhalten lassen.

Abrupt drehte sich Weigert um.

„Doch, Peter. Wir können etwas tun. Wir fahren zur Wewelsburg!“

Villiger begriff schnell.

„Du meinst also, Agarhi bringt den Speer dorthin?“

„Ich nehme es an. Martin hat mir erzählt, daß in dieses Kellergewölbe, du weißt schon, alle paar Jahre bei Vollmond durch eine Öffnung das Mondlicht fällt. Und in dem Raum soll die SS irgendwelche Rituale abgehalten haben.“

Villiger pfiff durch die Zähne.

„Natürlich! Steiner hat dir ja auch erzählt, daß er auf der Wewelsburg eingeweiht wurde! Und auf den CDs von Martin ist es ebenfalls vermerkt. Das könnte es sein.“

Er machte eine kurze Pause, blickte zu Boden, dann wieder auf Weigert.

„Wir können Claudia nicht wieder lebendig machen. Aber wir können wenigstens unsere Verpflichtung übernehmen. Das sind wir ihr schuldig. Laß' uns fahren.“

„Hast du alles von Lucentini bekommen?“

„Ja. Zwei Pistolen und die falschen Papiere. Heute habe ich mit meinem falschen Ausweis einen Wagen gemietet. Er steht unten. Du mußt nur noch dein Äußeres wieder an das Bild in deinem Paß angleichen. Denn nach den Ereignissen auf der Piazza Navona wird zumindest dein Konterfei längst an alle Bullen Europas gegangen sein.“

„Wir müssen noch etwas tun. Niemand weiß, was uns auf der Wewelsburg erwartet. Vielleicht gar nichts. Vielleicht Agarhi. Vielleicht ein Großaufgebot des UNO-Geheimdienstes. Wie auch immer. Wir müssen Vorsorge treffen, daß all das, was wir in den letzten Wochen herausgefunden haben, erhalten bleibt, wenn uns etwas zustoßen sollte.“

„Wie willst du das anstellen? Die beiden CDs mit der Schläferliste liegen in einem Banksafe. Den Schlüssel habe ich dabei. Aber alles andere?“

„Hillgruber.“

„Du willst deinem Ressortchef alles erzählen?“

„Ich werde ihm alles aufschreiben und ihm zuschicken. Hast du noch den Ausdruck von der Liste auf den CDs?“

„Ja. Ich wollte das Zeug gerade zerkleinern und im Klo hinunterspülen, wie wir es vereinbart haben. Was hast du damit vor?“ „Wir werden auch die Liste an Hillgruber schicken.“ „Glaubst du tatsächlich, daß man ihm vertrauen kann?“ „Ich hoffe es. Die Zeit ist knapp. Was bleibt uns anderes übrig?“ „Dann fang' halt an. Ich werde versuchen, inzwischen noch etwas zu schlafen. Falls ich das jetzt überhaupt kann...“

Weigert setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben. Zuerst ein persönlicher Brief an Hillgruber. Dann ließ er auf dem Papier noch einmal in allen Einzelheiten die Ereignisse der letzten Wochen passieren. Als er beim Tod Claudias angelangt war, mußte er mit den Tränen kämpfen. Mühsam rang er sich die letzten Zeilen ab. Dann nahm er die beschriebenen Seiten und steckte sie zusammen mit dem Ausdruck der Schläferliste in ein großes Kuvert. Zwei Dutzend Blatt Papier waren jetzt die einzige Rückendeckung gegen einen übermächtig scheinenden Feind.

Rom, 20. Dezember

„Wie konnte das passieren, Thomas?“

Kipling war so aufgeregt, daß sich seine Stimme überschlug. Der Schweiß stand noch dichter als sonst auf seiner Stirn. Und kein Taschentuch war da, ihn abzuwischen.

„Es war einfach Pech, kombiniert mit einem schießwütigen Geheimdienstmann.“

Das wollte Olaf Carlsson nicht auf sich sitzen lassen. Seine Stimme wurde so laut, daß man sie selbst draußen am Gang der UNO-Geheimdienstniederlassung in Rom noch hören konnte. „Was hätte Gillis sonst tun sollen? Vielleicht nichts!?“ Auch Beckett schraubte jetzt die Lautstärke seiner Stimme in die Höhe.

„Warum mußte dieser Verrückte unbedingt gleich schießen!? Beschäftigen Sie etwa nur Revolverhelden, die ihre Waffe besser zu handhaben wissen als ihr Gehirn!?“

Kipling platzte dazwischen.

„Warum kam er überhaupt in die Verlegenheit zu schießen?“

Beckett hatte es satt. Er überließ die Erklärungen Carlsson.

„Claudia Apollonio hat im Wagen vor dem Café auf Weigert gewartet. Soweit wir das bis jetzt eruieren konnten, hat ein Autodieb versucht, sie herauszuzerren und den Wagen zu stehlen. Darauf hat einer unserer Leute auf den Mann geschossen und dabei auch Apollonio getroffen.“

Kipling war noch nicht zufrieden mit der Erklärung.

„Sind Sie sicher, daß nicht Agarthi dahintersteckt?“

„Ziemlich.“

„Warum?“

„Erstens konnte der Mann identifiziert werden. Er wurde in der Vergangenheit mehrmals wegen Autodiebstahls und anderer Delikte verhaftet. Man hat ihm zwar nur selten etwas nachweisen können, aber alles spricht dafür, daß er nur ein kleiner Gauner ist. Und zweitens, wenn Agarthi hinter der Aktion gesteckt hätte, dann wäre es nicht auf diese Weise abgelaufen. Dann wären auch der Journalist und vermutlich auch Mister Beckett auf der Strecke geblieben. Nein, Agarthi steckt da nicht dahinter. Es war einfach Pech.“

Thomas Beckett hatte sich auf einem Stuhl niedergelassen und nippte Kaffee aus einem Pappbecher. Er war wieder etwas ruhiger.

„Joe, haben Sie wenigstens aus diesem Agnelli etwas herausbekommen? Weiß er etwas über den Speer? Oder über Agarthi?“

Kipling ließ seinen massigen Körper auf einen Sessel fallen.

„Agnelli, natürlich. Wir haben ihn verhört. Zuerst hat er geschwiegen und wollte gar nichts wissen. Dann sind die UNO-Leute ungemütlich geworden. Aber er hat versucht...“

„Ersparen Sie mir die Details! Ich will die Ergebnisse wissen.“

„Gut. Eine schlechte und eine gute Nachricht. Über den Speer weiß er nicht mehr als wir. Er hat keine Ahnung, wo er ist und was mit ihm geschehen soll. Die gute Nachricht ist, daß er ausgeplaudert hat, wann Agarthi den Auftakt für die Offensive gibt. Und das ist...“

Kipling schaute auf die Uhr. Es war zwei Minuten vor Mitternacht.

„Das ist praktisch schon heute, am 21. Dezember. Die Wintersonnenwende, das hätten wir uns eigentlich denken können.“

„Nachdem ich vom Diebstahl des Speers in der vergangenen Nacht erfahren habe, habe ich mir das fast gedacht. Hat Agnelli wenigstens gesagt was oder wo es passieren wird?“

Kipling hatte eine Serviette entdeckt, mit der er seine Stirn abtupfte.

„Nein. Da die Droge, die wir ihm verpaßt haben, verdammt gut wirkt, läßt das nur einen Schluß zu: Er weiß es selbst nicht. Entweder es war nicht vorgesehen, daß er an der Aktion teilnimmt, oder man hätte ihn noch informiert.“

„Haben Sie wenigstens veranlaßt, daß sein Haus, sein Büro und seine Wohnungen überwacht und die Telefone angezapft werden?“

Carlsson mischte sich wieder ein.

„Natürlich haben wir das. Sie halten uns ja für völlige Stümper!“

„Das habe ich nicht gesagt. Was wußte Agnelli sonst noch über Agarthi?“

„Kaum etwas, das uns weiterhelfen würde. Was die Zahl der Schläfer anlangt, so hat er die Angaben von Weigert bestätigt. Es sind wirklich 666, also weit mehr, als wir je ange-

nommen haben. Wie es scheint, sind sie in Zellen organisiert. In Agnellis Wochenendhaus in der Nähe von Rom haben sich zwei Mal im Jahr fünf von ihnen getroffen. Das...“

„Wir haben natürlich auch dieses Haus unter strengste Überwachung gestellt. Möglicherweise ist dort mit einem Treffen zu rechnen.“

Olaf Carlsson wollte zeigen, daß sein Geheimdienst sehr wohl funktionierte. Beckett ignorierte ihn einfach.

Was noch, Joe?“

„Das war's eigentlich. Wir werden das Verhör zwar noch fortsetzen, um weitere Details über die jetzigen Organisationsstrukturen Agarthis in Erfahrung zu bringen. Aber für den Moment war das wohl das Wichtigste.“

„Hat er noch die Namen von ein paar Schläfern ausgeplaudert?“

„Nur die fünf, die sich regelmäßig in seinem Haus getroffen haben. Zwei davon haben auch wir bereits auf unserer Liste gehabt. Die Überwachung der restlichen drei sowie aller anderen, von denen wir sonst noch wissen, ist bereits angeordnet worden.“

Carlsson nutzte die Pause, die Kipling machte. Er wollte seinem Arger, der sich in den letzten Tagen aufgestaut hatte, Luft machen.

„Meine Herren, ich muß hier einmal etwas feststellen. Der UNO-Geheimdienst ist maßgeblich an allen Aktionen gegen Agarthis beteiligt. Und ich hasse es, wenn Entscheidungen den Geheimdienst betreffend gefällt werden, die ich nur noch zu exekutieren habe. Ich bin hier der Chef, Mister Beckett!“

Beckett erhob sich, um sich frischen Kaffee aus dem Automaten zu holen. Während die heiße, schwarze Flüssigkeit in den Pappbecher floß, wandte er sich an Carlsson.

„Darf ich Sie darauf hinweisen, daß Sie sich beim Eintritt in Ihre Loge auch der Hierarchie Schamballahs unterworfen haben? Ich bin mir durchaus bewußt, daß Sie mit Ereignissen wie denen der letzten Wochen nicht gerechnet haben. Sie haben gedacht, Schamballahs Arbeit versteckt sich nur hinter den Türen irgendwelcher Logen. Und hin und wieder liefern Sie uns ein paar Dossiers, um irgendwelche Leute zu diskreditieren. Aber leider ist es damit nicht getan. Wir ziehen alle am gleichen Strang, Carlsson. Zuerst sind wir doch unseren Ideen verpflichtet und erst dann unserem Beruf, ist es nicht so?“

Carlsson zögerte etwas mit seiner Antwort. Als er sie gab, hatte er sich sichtlich wieder beruhigt.

„Ja, Sie haben recht. Entschuldigen Sie. Ich war nur etwas ungehalten, weil man dem UNO-Geheimdienst und damit auch mir vorwirft, nicht alles zu tun, um diese Angelegenheit zu einem guten Ende zu bringen.“

Becketts Becher war voll geworden. Er ging wieder hinüber zu seinem Sessel.

„Niemand hat Ihnen persönlich Vorwürfe gemacht. Sie können schließlich nichts dafür, wenn einer Ihrer Beamten einen zu losen Zeigefinger hat. Wir können auch jetzt nicht die Zeit damit verschwenden, uns über Pannen zu streiten. Der 21. Dezember hat begonnen. Wir müssen Agarthis stoppen. Alles andere ist jetzt gleichgültig.“

„Und wie?“

Beckett blickte nachdenklich zur Decke. Dann begann er langsam, seine Strategie zu entwickeln.

„Sie haben den Speer. Das ist der entscheidende Punkt. Der nächste Schritt ist das Ritual, das es ihnen erlaubt, die Kräfte des Speers zu nutzen. Sie werden es in der kommenden Nacht zelebrieren. Daran besteht kein Zweifel.“

„Aber wo, verdammt noch mal?“

Kipling war ganz aufgelöst, weil er keine Zigaretten mehr hatte.

„Ja, wo? Grundsätzlich könnte es überall stattfinden. Aber ich müßte mich schon sehr täuschen, wenn Agarthi dafür nicht einen besonderen Ort ausgewählt hätte.“

„Vielleicht in Tibet? Dafür würden die Informationen sprechen, die wir von dem Franzosen in Wewelsburg haben.“

Beckett schüttelte den Kopf.

„Nein, ich glaube nicht. Der Speer wurde vergangene Nacht gestohlen. Die Zeit würde kaum ausreichen, um ihn dorthin zu bringen.“

„Und was ist mit dem Naheliegendsten, und zwar Wien?“

„Möglich. Genausogut könnten es aber auch auf der Wewelsburg stattfinden.“

Jetzt meldete sich Carlsson.

„Ich denke, so kommen wir nicht weiter. Ich habe einen anderen Vorschlag. Wir haben von elf Schläfern gewußt. Agnelli hat uns drei weitere verraten. Macht zusammen 14. Agnelli selbst fällt aus, da er sich ein paar Stockwerke tiefer in einer Zelle befindet. Bleiben also 13. Alle 13 werden bereits überwacht. Wir könnten die Überwachung verstärken und hoffen, daß sich darunter welche befinden, die an dem Ritual teilnehmen werden. Und diese könnten uns dann dorthin führen. Wir bleiben inzwischen in Rom. Sollte die Zeremonie in Europa über die Bühne gehen, und dafür spricht die kurze Zeit zwischen dem Diebstahl des Speers und dem Ritual, dann könnten wir mit unseren Leuten rechtzeitig dort sein.“

Beckett stellte seinen Becher ab und nickte unmerklich mit dem Kopf.

„Das ist es. Veranlassen Sie bitte alles Notwendige.“

21. Dezember

München

Die beiden großen, am Boden aufgestellten Kerzen tauchten den Raum in warmes Licht. Zwischen ihnen stand der schlanke, nackte Körper eines Mannes. Seine Augen waren auf die Wand vor ihm gerichtet, dorthin, wo die schwarze Sonne aufgemalt war. Sein Blick tauchte ein in das Zeichen und imaginierte eine unsichtbare Verbindung zwischen Körper und Sonne.

Der Mann ließ die Arme herabfallen. Er senkte den Kopf, sodaß das Kinn die Brust berührte. Dann schloß er langsam die Augen und begann, tief und ruhig durchzuatmen. Er

konzentrierte sich darauf, wie die Luft durch den Mund eintrat, die Luftröhre hinabfloß und in seine Lungenflügel strömte. Beim Ausatmen folgte sein Geist dem umgekehrten Weg. Sieben Atemzüge lang.

Ohne die Augen zu öffnen, ging er vorsichtig in die Hocke, bis das Gesäß die Unterschenkel berührte. Die Fersen waren jetzt leicht vom Boden angehoben. Die Unterarme legte er mit den Handflächen nach unten auf die Oberschenkel. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben tiefe Atemzüge lang.

Dann öffneten sich die Lippen und entließen leise Töne aus dem Körper in die Freiheit des Raums.

Zuerst ein langgestrecktes A, dann, unmittelbar anschließend wie in einem Wort, ein gezischtes S.

„Aaaassssss.“

Einen Atemzug lang herrschte Pause. Dann folgte der nächste Vokal in Verbindung mit S.

„Eeeessssss.“

Wieder ein Atemzug Pause und dann das I. Mit dem O verfuhr er gleichermaßen. Nach dem „Uuuussssss“ ließ sich der Mann vorsichtig nach vorne fallen, sodaß seine Knie den Boden berührten. Die Augen immer noch geschlossen, hob er die Arme. Die Finger beider Hände griffen ineinander und formten das Zeichen des Lichts.

Nach neuerlich sieben tiefen Atemzügen sanken die Arme wieder herab auf die Oberschenkel. Der Mann öffnete langsam die Augen, deren Blick sich sofort wieder an der schwarzen Sonne festheftete. Dann richtete er seinen nackten Körper langsam wieder auf, verbeugte sich leicht in Richtung des geheimnisvollen Zeichens und drehte sich um.

Ludwig Meliert ging, ohne die Kerzen zu löschen, hinüber in sein Schlafzimmer, um sich anzukleiden. Als er damit fertig war, griff er nach seiner Armbanduhr und legte sie um sein Handgelenk. Es war 15 Uhr 12. In sechs bis sieben Stunden würde er in Wewelsburg sein können. Meliert sperrte die Wohnungstür ab und fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten. Seinen BMW hatte er eine Straße weiter geparkt, da vor dem Haus, in dem er wohnte, kein Platz mehr gewesen war. Er startete und manövrierte den Wagen aus der Parklücke. Zwanzig Meter dahinter, auf der anderen Straßenseite, wurde ebenfalls ein Motor angelassen. Mellerts Schatten nahm die Verfolgung auf.

Rom

Die große Digitaluhr an der Wand zeigte 15 Uhr 47. In dem Raum, der als Einsatzleitentrale diente, herrschte gespannte Ruhe. 13 der rund zwei Dutzend Telefone waren von Beamten der römischen Niederlassung des World Intelligence Service besetzt. Jedes von ihnen war die direkte Verbindung zu einem Überwachungsteam.

Carlsson und Beckett saßen an einem großen, runden Besprechungstisch in der Mitte des Raums und tranken Kaffee. Beide hatten nur wenige Stunden geschlafen. Joe Kipling hatte sich erst vor einer halben Stunde zurückgezogen, um sich hinzulegen. Er würde nicht dabei sein, wenn Carlsson und Beckett ausrückten. Seine Aufgabe war es, aus Agnelli soviel wie möglich über Agartha herauszuholen.

Carlsson hatte die Einsatzleitung übernommen. Der Chef der UNO-Geheimdienstniederlassung in Rom hatte, wie schon bei der Aktion auf der Piazza Navo-

na, keine Schwierigkeiten gemacht. Auf nähere Erklärungen hatte er verzichtet. Es hätte sie ihm ohnehin niemand gegeben. Schließlich kam es nicht selten vor, daß UNO-Leute fern ihres eigentlichen Stützpunktes Aktionen koordinierten.

Eines der Telefone summte. Der Mann davor nahm den Hörer ab.

„Einsatzleitung.“

Er hörte kurz zu, dann legte er wieder auf. Der Beamte stand auf und ging an den Tisch zu Carlsson.

„Das Team in München hat eben gemeldet, daß sich die Zielperson fünf auf der Autobahn Richtung Nürnberg befindet.“

„Danke.“

Carlsson wandte sich an Beckett.

„Das ist also der dritte. Was meinen Sie dazu?“

„Schwer zu sagen. Der in London ist auf dem Weg zum Flughafen Heathrow. Unter seinem Namen ist kein Flug gebucht. Aber das bedeutet nicht viel. Der aus Neapel ist mit dem Wagen nach Rom unterwegs. Und jetzt noch der da. Der Rest unserer dreizehn Kunden sitzt entweder zu Hause oder im Büro.“

„Oder liegt mit seiner Freundin im Bett, wie der in Wien.“

„Wie auch immer. Nur drei entfalten bisher eine Aktivität, die für uns von Bedeutung sein könnte.“

Carlsson schaute auf die digitalisierte Europakarte, die ein Computer an die Wand projizierte. Er zoomte sich Deutschland heraus.

„Autobahn München-Nürnberg... Die Richtung könnte stimmen, wenn er auf die Wewelsburg will.“

„Könnte. Könnte auch nicht. Aber wenn ihn Ihre Leute nicht verlieren, werden wir ja bald mehr wissen. Der in London macht mir im Moment die größeren Sorgen. Er fährt zum Flughafen, obwohl unter seinem Namen nichts gebucht ist.“

„Auch bei dem werden wir bald Bescheid wissen. Spätestens dann, wenn seine Maschine abhebt.“

„Bleibt nur zu hoffen, daß die Zeit dann noch reicht, um etwas zu unternehmen. Was ist, wenn er zum Beispiel in die USA fliegt?“

„Wenn das Ritual noch heute nacht stattfinden soll, dann käme er dafür nicht zurecht. Und wenn es doch in den USA über die Bühne gehen soll, dann muß ich eben meine Kollegen dort um Unterstützung bitten.“

„Das wäre keinesfalls in unserem Interesse. Mir reichen schon die paar Leute, die von der Sache mit Weigert und diesem Franzosen etwas mitbekommen haben. Je mehr Personen hinzugezogen werden, desto mehr Probleme können wir bekommen. Das heißt, zuerst einmal vor allem Sie, Herr Carlsson. Eine Menge Leute könnten sich später einmal fragen, wofür wir so viele Männer mobilisiert haben. Nein, solange es irgendwie geht, wer-

den wir versuchen, die Angelegenheit mit Ihrem Team zu bewältigen, ohne daß wir andere Behörden einschalten. Keine reguläre Polizei, keine anderen Geheimdienste und so wenig UNO-Leute wie möglich. Oder wollen Sie vielleicht, daß der wahre Grund unseres Unternehmens an die Öffentlichkeit dringt?“

„Nein, keinesfalls. Aber was ist mit den Leuten, die unsere 13 Zielpersonen überwachen?“

„Was soll damit schon sein? Die überwachen eben Verdächtige. Die wissen ja nicht, worum es dabei geht. Es ist für sie nur ein Auftrag wie viele andere auch.“

„Und wenn ein Einsatz notwendig ist?“ „Dann ziehen Sie sie eben ab, sobald wir dort sind.“ „Aber was ist, wenn wir nicht rechtzeitig dort sein können? Wir haben zwar den kleinen Jet zur Verfügung, und auch auf Hubschrauber werden wir zurückgreifen können, aber das alles nutzt uns nur etwas, wenn der Rummel in Europa stattfindet.“

„Im Moment scheint alles dafür zu sprechen. Die Zielpersonen in den USA und in Japan verhalten sich vorläufig noch ruhig. Und ich denke, dabei wird es auch bleiben.“

„Na ja, in ein oder zwei Stunden werden wir schon mehr wissen.“ Carlsson stand auf, um sich frischen Kaffee zu holen.

Autobahn Zürich-Stuttgart

Die Digitalanzeige des Tachometers zeigte 135. Die Uhr daneben 16 Uhr und drei Minuten. Die Straße war jetzt wieder trocken. Kein Schneefall behinderte mehr das rasche Vorwärtskommen. Villiger starrte durch die Windschutzscheibe nach draußen. Vor zwei Stunden hatte er Weigert am Steuer abgelöst. Seine Augen waren rotgerändert.

Immer wieder fielen die Lider nach unten. Doch jedesmal hatte er es geschafft, sie sofort wieder zu öffnen. Aber langsam wurde es Zeit, wieder etwas zu schlafen.

Weigert und Villiger waren noch in der Nacht von Rom aufgebrochen. Den Umschlag für Hillgruber hatten sie noch am Vormittag aufgegeben. Das Auto war – was mögliche Polizeikontrollen anlangte – das sicherste Verkehrsmittel für sie. Der UNO-Geheimdienst wußte nichts von Villiger. Und er wußte noch weniger von einem Peter Riedl, der seinen Ausweis gestern einer Leihwagenfirma präsentiert hatte. Die falschen Papiere, die ihnen Lucentini besorgt hatte, erfüllten ihren Zweck perfekt. Und Hans Weigert hatte sich die Haare, wie schon bei seinem Flug nach Tibet, blond gefärbt.

Weigert wälzte sich am Beifahrersitz herum und schlug die Augen auf.

„Wo sind wir?“

Er setzte sich auf.

„Kurz vor Stuttgart.“

Drei, vier Minuten herrschte Schweigen. Villiger unterbrach die Stille.

„Was ist eigentlich, wenn wir uns nicht geirrt haben und Agarthi den Speer tatsächlich auf die Wewelsburg gebracht hat?“

„Was soll dann sein? Wir holen uns den Speer, wie vereinbart.“

„Und was machen wir, wenn man uns daran hindert?“

Weigert verstand die Frage immer noch nicht.

„Natürlich werden die den Speer nicht freiwillig herausrücken. Für diese Leute hat er eine immense Bedeutung. Was denkst du denn?“

„Nochmal im Klartext: Ist dir schon bewußt geworden, daß man uns dabei töten könnte? Wenn Agarthi bereit ist, hochrangige Politiker umzulegen, dann werden sie bei uns davor nicht zurückschrecken. Und das Makabere dabei ist, daß sie damit gleich auch Schamballah einen Gefallen tun.“

Weigert schaute auf die Straße hinaus, dann zu Villiger hinüber.

„Steiner hätte mich schon in Tibet töten können. Ich...“

„Da wollte er noch etwas von dir. Aber du hast ihm den Wunsch nach der Veröffentlichung seiner Legenden nicht erfüllt. Du oder wir...“

Villiger hielt inne, da er an Claudia denken mußte. Er schluckte, bevor er weitersprach.

„Wir waren keine Gefahr für ihn. Aber jetzt haben wir eine Liste der Schläfer. Und wir wollen Agarthi den Speer abknöpfen. Glaubst du im Ernst, daß sie uns einfach ziehen lassen werden?“

„Von der Schläferliste wissen sie ja nichts.“

„Und der Speer?“

Weigert starrte wieder auf die Straße hinaus.

„Würdest du nur dann dort reingehen, wenn mit keinem Widerstand zu rechnen wäre?“

Villiger zögerte nur kurz mit seiner Antwort.

„Nein. Claudia ist tot. Was immer an diesem Speer auch dran sein mag, wenn man Agarthi und Schamballah damit eins auswischen kann, dann holen wir ihn uns.“

Er bog in einen Parkplatz ein und hielt den Wagen an, ohne den Motor abzustellen.

„So, jetzt könntest du wieder fahren. Ich muß mich ein bißchen aufs Ohr hauen.“

Die beiden tauschten die Plätze. Weigert setzte sich hinter das Lenkrad und fuhr an. Als er sich wieder in den Autobahnverkehr eingereiht hatte, meldete sich sein Freund zu Wort.

„Eine dumme Frage, Hans. Gesetzt den Fall, wir schnappen uns den Speer. Was machen wir dann eigentlich damit?“

Die Frage war keinesfalls dumm. Doch Weigert wußte keine Antwort darauf. Noch nicht zumindest.

„Ich weiß es nicht. Aber dieser Speer scheint für Agarthi und Schamballah von äußerster Wichtigkeit zu sein. Dieser Mann in dem Café hat vom ‚Speer des Schicksals‘ gesprochen. Vielleicht können wir damit Schicksal spielen.“

Villiger brummte noch etwas, das Weigert nicht verstehen konnte. Dann fielen seinem Freund die Augen zu und er schlief.

Frankfurt

„So, und hier bekomme ich noch eine Unterschrift, bitte.“

Der Mann unterschrieb mit Karl-Heinz Essinger. Es war jener Name, auf den auch sein Führerschein ausgestellt war. Gleich daneben hatte der Computer Datum und Uhrzeit auf das Formular gedruckt.

21. Dezember, 16 Uhr 58.

Die Angestellte lächelte und entblößte dabei zwei Reihen makelloser Zähne, deren Weiß in aufregendem Kontrast zu dem Rot ihrer Lippen stand. Sie zeigte auf einen der Ausgänge.

„Sie finden den Wagen, wenn Sie da drüben rausgehen, gleich links. Es ist ein blauer Ford. Das Kennzeichen steht auf dem Formular. Damit Sie es nicht beim Falschen probieren.“

Der Mann griff nach dem Schlüssel.

„Danke.“

„Auf Wiedersehen und gute Reise.“

„Auf Wiedersehen.“

Es war eine Lüge. Sie würde ihn niemals wiedersehen. Karl Steiner wußte, daß heute die letzte Wintersonnenwende seines Lebens sein würde. Vor fünf Tagen, als er noch in der Einsamkeit der tibetischen Berge gesessen war, hatte sich ihm sein Schicksal offenbart. Er hatte keine Sekunde getrauert. Ein Mensch war nichts im Vergleich zur Welt, der Steiner diene. Nicht einmal dann, wenn dieser Mensch auf dem Weg zum Göttlichen ein großes Stück vorwärts gekommen war. Jetzt galt es, das Schicksal zu erfüllen. Das Alte mußte vergehen, denn das Neue zeichnete sich bereits als Silberstreif am Horizont ab. Wenn die Macht des Speers erst einmal beschworen war, dann würde niemand mehr Agarhi aufhalten können. Das war seine letzte große Aufgabe, ehe er für immer von der einen in die andere Welt wechseln würde. Selten hatte sich Steiner so frei gefühlt.

Rom

„Sieben Minuten nach fünf. Langsam wird's Zeit.“

Carlsson ging nervös auf und ab und rauchte. Beckett saß in Gedanken versunken am Tisch. Plötzlich summte wieder eines der Telefone. Der Mann an dem Platz war gerade aufgestanden, um sich Zigaretten zu holen. Carlsson stürzte an den Apparat und hob selbst ab.

„Einsatzleitung.“

„Zielperson drei hat den Flughafen eben wieder verlassen. Er hat eine Frau abgeholt, die mit der TWA-Maschine aus New York gekommen ist. Sollen wir weiter dranbleiben?“

„Ja, natürlich. Melden Sie sich wieder, sobald Sie wissen, wo die beiden hinfahren. Ende.“

Beckett hatte Carlsson beobachtet.

„Und?“

„Der Mann in London ist nicht weggeflogen. Er hat nur jemanden vom Flughafen abgeholt. Eine Frau.“

„Können Sie feststellen, wo sich die beiden anderen befinden?“

Carlsson führte zwei Gespräche. Dann hatte er die Information.

„Der aus München ist jetzt an Würzburg vorbei Richtung Kassel unterwegs. Der andere aus Neapel sitzt allein in einem Restaurant in Terracina. Das liegt etwa auf halbem Weg nach Rom.“

„Können Sie mir die Route von unserem Münchner Freund auf der Karte zeigen?“

„Ja, hier.“

Carlsson fuhr mit dem Finger die Strecke entlang.

„Das würde also passen?“

„Bis jetzt, ja.“

„Können wir noch rechtzeitig auf der Burg sein?“

„Mit dem Jet und einem Hubschrauber von Köln/Bonn aus könnte es klappen.“

„Dann sagen Sie Ihren Leuten Bescheid. Wir starten.“

Wewelsburg

Was waren schon Jahrzehnte für ein Bauwerk, das seit 400 Jahren von den Hügeln auf die Täler ringsum herabblickte? Es war, als hätte die Wewelsburg gewartet. Darauf, daß die Jünger von Agarthi einst wiederkommen würden und sie aus ihrem Schlaf erweckten. Jetzt war es soweit.

Vor Stunden schon hatte ein starker Nordwind die Wolken vom Himmel gefegt und ihn in jungfräulichem Blau zurückgelassen. Dann erst war die Sonne hinter dem Horizont versunken. Das Dunkel der Nacht war von Osten her über das Land gekommen, um es in seine Arme zu nehmen.

Doch die längste Nacht des Jahres würde heute nur von kurzer Dauer sein. Die Wiedergeburt einer neuen Sonne würde in ihrem Schoß stattfinden, einer Sonne, die nur die Wenigen würden sehen können, einer schwarzen Sonne, die sich aus dem Urgrund der Zeiten erheben würde. Und am nächsten Morgen, der frisch, klar und kalt heraufdämmern würde, würde nichts mehr so sein, wie es heute noch war.

Der Speer des Schicksals würde Zeugung und Tod zugleich bewirken. Seine Kraft würde der schwarzen Sonne den Odem des Lebens einhauchen und eine neue Zeit erwecken. Und im gleichen Moment würde sich seine Spitze tief in den Leib der alten Zeit bohren und ihr den Todesstoß versetzen. Dabei würde die Geschichte den Atem anhalten, um anschließend tief Luft zu holen, ihre Richtung zu ändern und mit Riesenschritten einem neuen Ziel entgegenzueilen. Und die Männer von Agarthi würden auf ihren Schultern reiten. Die Stunde der Entscheidung war da.

„Bis jetzt sind zwölf Personen in der Burg verschwunden, der letzte vor rund zwanzig Minuten. Sie haben den Eingang zu einem Turm genommen, der außerhalb des Burghofs liegt. Soweit wir das bis jetzt überblicken konnten, dürfte die Veranstaltung weitgehend ungesichert über die Bühne gehen. Irgendwelche Wachposten haben wir nicht ausmachen können. Es ist aber durchaus möglich, daß in den Räumen der Burg oder irgendwo im Ort ein Empfangskomitee für ungebetene Gäste bereit steht. Sollen wir etwas unternehmen?“

Der Geheimdienstmann preßte den Hörer des Funktelefons an sein Ohr, um besser verstehen zu können, was am anderen Ende der Verbindung gesprochen wurde. Ein Geräusch, das sich wie das Knattern eines Hubschrauberrotors anhörte, ließ ihn die Worte Carlssons nur undeutlich vernehmen.

„Nein, auf keinen Fall. Warten Sie, bis wir da sind.“

„Und was ist, wenn in der Zwischenzeit jemand verschwinden will?“

Am anderen Ende gab es eine kurze Pause. Der Einsatzleiter schien mit jemandem Rücksprache zu halten.

„In diesem Fall schlagen Sie sofort zu. Aber passen Sie auf. Es ist damit zu rechnen, daß die Zielpersonen bewaffnet sind. Sollte sich etwas Verdächtiges tun, informieren Sie uns umgehend.“

„Verstanden. Wann können Sie hier sein?“

„In zwanzig Minuten, schätze ich.“

„Alles klar. Ende.“

Der Agent legte den Hörer zurück auf die Halterung. Der zweite Mann, der noch im Wagen saß, hatte mitgehört. Der dritte lag einige Hundert Meter entfernt hinter einem Stapel aus Baumaterial und beobachtete den Eingang zum Nordturm der Burg, dort, wo zwölf Männer in das Innere des Gemäuers verschwunden waren.

Der Ranghöchste der drei UNO-Agenten griff auf den Rücksitz. Er zog den leichten Kevlar-Helm nach vorne und stülpte ihn sich über den Kopf.

„Du bleibst beim Wagen, Dieter. Wir halten über Helmfunk Kontakt. Du meldest mir alles, was dir verdächtig vorkommt. John und ich informieren dich über die Lage an der Burg. Sollte sich dort etwas tun, dann gibst du es umgehend an den Einsatzleiter durch.“

„Es könnte heiß werden heute.“

„Sieht so aus. Und deshalb werden wir die schwere Artillerie auspacken.“

Die beiden Männer stiegen aus und gingen zum Kofferraum ihres sorgfältig im Schatten einer Scheune abgestellten Wagens. Der mit Dieter Angesprochene öffnete den Deckel und reichte seinem Chef einen Gürtel, an dem zwei Taschen befestigt waren. Jede enthielt zwei volle Magazine für die Maschinenpistolen, die ebenfalls im Kofferraum lagen. Sein Chef schnallte sich den Gurt um. Dann nahm er einen weiteren Gurt sowie zwei Maschinenpistolen heraus.

„Ich werde John sein Spielzeug mitbringen. Er liebt diesen Krempel ja ohnehin über alles.“

„Wenn dieser Trottel nur nicht vergessen hätte, heute morgen die schußsicheren Westen und das Nachtsichtgerät einzupacken. Ich habe wirklich keine Lust, mir eine Kugel einzufangen. Die anderen sind mindestens zu zwölf, wir sind zu dritt. Ein schönes Mißverhältnis, findest du nicht?“

„Wenn schon. Soweit wir beobachtet haben, hat keiner der Männer automatische Waffen dabei. Vielleicht haben sie nicht einmal Pistolen. Und außerdem ist die Luftkavallerie ja schon unterwegs.“

Der Mann schüttelte nur verständnislos den Kopf und setzte seinen Helm auf. Er schaltete das Funkgerät ein.

„Sprechprobe. Eins, zwei, drei.“

„Alles klar, funktioniert. So, ich mach' mich jetzt auf die Socken zu John.“

„Willst du nicht für ihn auch einen Helm mitnehmen? Was ist, wenn ihr euch trennen müßt?“

„Soviel kann ich nicht tragen. Ich muß schon seine Waffe und die Magazintaschen schleppen. Ich melde mich, wenn ich bei John bin. Das wird etwa fünf bis zehn Minuten dauern.“

„Da ist es!“

Weigert stellte den Motor ab und ließ den Wagen am Straßenrand ausrollen. Über die Dächer der kleinen Ortschaft ragten die Umrisse der Burg hervor. Sie waren deutlicher zu erkennen, als er angenommen hatte. Kein Wunder. Der Vollmond stand in voller Pracht am wolkenleeren Himmel und tauchte die Landschaft in sein mildes Licht.

Villiger griff in das Handschuhfach und holte die beiden Pistolen hervor, die er von Lucentini bekommen hatte. Er reichte eine davon an Weigert weiter. Der zögerte einen Moment, bevor er sie ergriff.

„Nimm' schon! Denk' an Claudia!“

Weigert griff zu. Beide luden ihre Waffen durch. In der Ferne heulte ein Hund. Weigert steckte die Pistole in die Tasche seiner Lederjacke.

„Bis zur Burg sind es rund 500 Meter. Wir gehen am besten im Gelände an den Häusern vorbei, sonst laufen wir noch einem Nachtschwärmer in die Arme. Irgendwo dort vorne...“ – Weigert wies mit der Hand die Richtung – „dort vorne müssen wir nach links. Dann kommen wir direkt zum Eingang des Nordturms.“

„Bist du sicher, daß der Turm der richtige Ort ist? Könnten sie nicht auch in dem Saal sein, wo die schwarze Sonne in den Boden eingelassen ist?“

„Ich bin so gut wie sicher, daß sie in der Walhalla sind. Wenn nicht, dann nehmen wir uns den Saal vor.“

„Gut so.“

Villigers Augen strahlten seine Entschlossenheit aus, Claudias Tod zu sühnen. Der Speer war jetzt das Objekt, in dem sich seine Emotionen bündelten. Damit würde er Agarthi und Schamballah am härtesten treffen können. Und genau das wollte er. Für Claudia.

Peter würde keinen Moment zögern, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, dachte Weigert und hoffte gleichzeitig inständig, daß sein Freund keinen Anlaß dafür finden würde.

„Na dann, gehen wir.“

Die beiden stiegen aus und machten sich auf den Weg, vorsichtig darauf bedacht, jedes Geräusch zu vermeiden. Das Licht des Vollmonds machte es ihnen leicht, sich zurechtzufinden. Zwölf Minuten später ließen sie sich nebeneinander ins Gras sinken. Die Aufregung, die sich in ihnen breitgemacht hatte, ließ sie die Kälte nicht wahrnehmen. Sie starrten angestrengt nach vorne zum Eingang des Nordturms der Burg.

„Sieht ziemlich ruhig aus.“

Villiger hatte seine Stimme auf Flüsterton gesenkt.

„Ja, beinahe zu ruhig. Wenn der UNO-Geheimdienst hierher gefunden hätte, dann hätte er schon längst die Burg stürmen lassen. Wir werden es also nur mit Agarhi zu tun haben.“

„Falls überhaupt jemand da ist. Was jetzt?“

„Wir müssen rein.“

„Das weiß ich auch. Aber wie? Willst du einfach durch das Tor da gehen und die Herren freundlich begrüßen? Was ist, wenn sie bewaffnet sind?“

Weigert senkte den Blick zu Boden und betrachtete ein Büschel verdorrter Grashalme, das aus der Erde ragte. Er dachte nach. Villiger unterbrach ihn.

„Hast du Angst?“

Weigert zögerte mit seiner Antwort. Dann kam es ganz leise über seine Lippen.

„Ja.“

„Ich auch.“

Sie schwiegen. Eine halbe Minute verstrich. Dann war es Villiger, der sich wieder zu Wort meldete.

„Wenn schon. Was hat Egger immer gesagt? Wenn du dich einmal entschlossen hast zu springen, dann spring.“

Weigert erinnerte sich wieder an den kleinen, drahtigen Ausbilder mit dem lustigen Schnurrbart. Er hatte sie beim Militär zu kämpfen gelehrt. Damals hatten die beiden Freunde das alles noch als Spaß betrachtet. Aber heute...

Da lag er. Der Speer des Schicksals. Hingebreitet auf einem steinernen Würfel genau in der Mitte der Walhalla, über den die Männer von Agarhi eine Bahn samtener, blutroten Stoffe gebreitet hatten.

Exakt 50 Zentimeter und sieben Millimeter lang war das Schicksal, das einst eine einfache Speerspitze gewesen war, die auf einem hölzernen Schaft gesessen hatte. Aus dem Eisenblatt hatte ein Schmied um das Jahr 1000 den Mittelgrat spitzoval ausgestemmt

und an diese Stelle einen Nagel des Kreuzes gesetzt, an das man Jesus Christus geschlagen hatte. Dabei war der Speer in der Mitte auseinandergebrochen.

Daraufhin hatte der Schmied einige starke Kupferdrähte angebracht, die die beiden Teile zusammenhalten sollten. Mit weiteren Drähten hatte man zwei kleine Messerklingen – eine rechts, eine links – am unteren Ende der Lanze befestigt. Einige Jahrzehnte später, unter Heinrich IV., war dann eine Silbermanschette in der Mitte angebracht worden. Rund 300 Jahre danach, unter Karl IV. von Böhmen, war die Silbermanschette gegen eine aus Gold ausgetauscht worden. Sie trug jetzt die Inschrift „LANCEA ET CLAVVS DOMINI“ – Lanze und Nagel des Herrn. So sah der Speer des Schicksals heute noch aus.

Einst hatte der römische Legionär Longinus den Speer in den Leib Jesu gebohrt. Damals, als in Jerusalem das Blut des Sohnes Gottes das Metall der Waffe benetzt hatte, war die Kraft der anderen Welt auf die eine übergesprungen. Ihr Fokus war der Speer, der künftig das Schicksal der Menschheit bestimmen sollte. Und so zog er seine Spur durch die Geschichte.

Mauritius, Führer der Thebäischen Legion und direkter Nachfahre des Longinus, hielt ihn in der Hand, als er seinen letzten Atemzug tat. 6666 Soldaten hatten die Treue zu ihrem Anführer und ihrem Glauben zuvor mit dem Tod bezahlt. Die Legion hatte von Maximian den Auftrag erhalten, einen Christenaufstand niederzuschlagen. Als sich Mauritius und seine Männer weigerten, den Befehl auszuführen und gegen ihre Glaubensbrüder zu kämpfen, ließ Maximian ein Exempel statuieren. Dem toten Mauritius entriß er den Speer.

Konstantin der Große, der Maximians Tochter heiratete, erhielt die Lanze als Hochzeitsgeschenk. Konstantin umklammerte den Speer, als er in die Schlacht an der Milvischen Brücke bei Rom ritt, wo es sich entschied, wer künftig über das Römische Reich herrschen sollte.

Attila, der Hunnenkönig, dessen Horden plündernd und mordend aus dem Osten kommend gegen Europa vordrängten, verschonte bei seinem Feldzug die Stadt Konstantinopel. Doch der Preis dafür waren Gold und – die Heilige Lanze. Aber Attila wußte deren Macht nicht zu gebrauchen. Die Eroberung von Rom schlug fehl. Und so ritt er vor die Tore der Stadt und warf den römischen Offizieren die heilige Waffe mit den Worten „Nehmt sie wieder zurück!“ vor die Füße.

Karl Martell ließ sich vom Speer leiten, als er bei Poitiers seinen Sieg gegen die Araber erfocht. Karl der Große hatte im Vertrauen auf die Kraft der Lanze 47 erfolgreiche Feldzüge geführt.

Heinrich der Vogeler gab den Speer an den englischen König Athelstan weiter. Als dessen Schwester Eadgita Otto den Großen heiratete, kehrte das Symbol der Macht wieder nach Deutschland zurück. Mit dessen Hilfe gelang Otto der Sieg auf dem Lechfeld. Er gab die Heilige Lanze an seinen Sohn weiter, der sie wiederum seinem Sohn, Otto III., vermachtete. Nach Heinrich II. sowie dessen Sohn und Enkel landete der Speer schließlich bei Friedrich Barbarossa.

Als dieser, mit einer riesigen Kreuzzugsarmee auf dem Weg nach Jerusalem in einem türkischen Fluß ertrank, nahm Leopold von Österreich den Speer an sich. Er brachte ihn zurück nach Palästina, 1000 Jahre nachdem die Lanze jenen Ort verlassen hatte, wo die Kraft der anderen Welt auf die eine übergesprungen war. Dort übernahm ein deutscher Ritterorden die Obhut über das Heiligtum. In dessen Gefolge wurde der Speer von Palästina nach Osteuropa gebracht.

Als jedoch die Mongolen während der Zeit Friedrichs II. diese Region unsicher machten, entschloß man sich, die Lanze zurück nach Deutschland zu bringen. Dort befand sie sich

– weitgehend unbeachtet – die nächsten 550 Jahre. Das Zepter war jetzt das Symbol des Reichs.

1806, als Napoleons Truppen den Großteil Europas überrannt und das Erste Deutsche Reich besiegt hatten, versteckte man den Heiligen Speer in einem Tunnel unter der Nürnberger Burg. Doch dieser Platz schien nicht sicher genug. Und so wurde er nach Wien gebracht, wo er in den Besitz des Hauses Habsburg überging.

In der Nacht vom 14. auf den 15. März 1938 schließlich bemächtigte sich in der Wiener Schatzkammer ein neuer Mann jenes Symbols, dem er sich 18 Jahre zuvor unterworfen hatte. Adolf Hitler und den Männern von Agarthi blieben sieben Jahre, die Macht des Speers zu nutzen. Am 30. April 1945 lief das Schicksal zu Schamballah über. Bis vor zwei Nächten. Denn jetzt war es wieder in die Wewelsburg zurückgekehrt.

Zwölf steinerne Podeste schmiegt sich an die Wände des kuppelförmigen Kellergewölbes. Auf elf standen, in Trance versunken, die Auserwählten von Agarthi. Das zwölfte Podest war frei. Karl Steiner würde es betreten, wenn er seine Meditation vor dem Speer beendet hatte. Sekunden später würde ein Strahl des Vollmonds durch die Maueröffnung fallen und den Speer in sein fahles Licht eintauchen. Dann würde der Zeitpunkt für die Wiedergeburt Agarthis in dieser Welt gekommen sein.

„Na endlich!“

Der UNO-Agent griff nach der Maschinenpistole und den Magazintaschen. Während er sich den Gurt umschnallte, kniete sich der andere hinter den Bretterstapel und spähte in Richtung Turm. Dann schob er das kleine Mikrofon des Funkhelms zurecht.

„Kannst du mich hören, Dieter?“

Die Antwort folgte prompt.

„Ja, kein Problem.“

„Ich bin jetzt bei John. Hier tut sich immer noch nichts. Ende.“

„Alles klar, Ende.“

John lud die Maschinenpistole durch. Auf seinem Gesicht spiegelte sich die freudige Erwartung des Henkers vor der Hinrichtung.

„Wann gehen wir dort rein?“

„Vorläufig gar nicht. Ein Kommando ist hierher unterwegs. Sie werden in ein paar Minuten eintreffen. Ich nehme an, daß es dann losgeht.“

„Hoffentlich. Ich habe das...“

John fuhr herum und brachte die Maschinenpistole in Anschlag. Der Lauf deutete jetzt gegen das Gebüsch hinter den beiden.

„Hast du das gehört?“

„Was?“

Die Antwort ging in einem rasenden Stakkato von Schüssen unter. Die ersten Kugeln fuhren einen Meter vor den zwei Männern in den Boden. Dann, Sekundenbruchteile später, tanzte die Salve näher. Das letzte Geräusch, das John wahrnahm, war das Klatschen, welches die Bleistücke verursachten, als sie in das Holz der Bretter schlugen. Zuvor hatten sie den Körper des UNO-Agenten durchbohrt.

„Laß' mich vorgehen.“

Hans Weigert wollte sich gerade aufrichten, als die kalte Nachtluft vom Peitschen der Schüsse zerrissen wurde. Instinktiv warf er sich zu Boden und preßte das Gesicht auf die Erde. Sein Körper war wie gelähmt. Jeden Augenblick erwartete er, getroffen zu werden.

Villiger hatte sich herumgerollt und seine Pistole mit beiden Händen in Anschlag gebracht. Da! Etwa zweihundert Meter halbrechts sah er das grelle Zucken von Mündungsfeuer in die Nacht leuchten. Er visierte die Stelle an, wo es immer wieder aufblitzte. In seinem Hals hatte sich ein Kloß gebildet. Sein Magen fühlte sich an, als ob Ameisen darin herumliefen. Sein Herz schlug rasend schnell. Er hatte Angst.

Als er endlich bemerkt hatte, daß das Feuer nicht ihm und Weigert galt, schaute er für einen kurzen Moment zu seinem Freund hinüber. Weigert drehte sich gerade langsam und vorsichtig herum, seinen Körper eng an den Boden geschmiegt. Auch er hielt jetzt seine Waffe in der Hand. Das Schießen hatte aufgehört. Es war gespenstisch ruhig. Doch die Nacht schien nur den richtigen Moment für eine weitere Überraschung abzuwarten.

„Scheiße! Woher kommt das!?“

Obwohl Weigert seine Stimme zu einem Flüstern dämpfte, konnte man die Aufregung und Furcht spüren, die darin lagen.

„Von da drüben.“

Villiger deutete mit der Pistole in die Richtung.

„Es hat nicht uns gegolten.“

Weigert stieß einen tiefen Seufzer aus, der Erleichterung und Verzweiflung zugleich bedeutete. Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Jetzt! Jetzt mußten sie in die Burg! Noch bevor die Männer von Agarhi wieder in der Nacht verschwunden waren. Sie mußten die Schüsse gehört haben. Schüsse... Das Geräusch des Todes... Warum gerade er, zum Teufel!? Weigert wäre viel lieber weggelaufen. Aber was dann? Da drinnen lag das Schicksal! Und nirgendwo sonst! Wenn er jetzt nicht handelte, dann nie mehr. Er mußte sein Schicksal erfüllen und niemand würde ihm dabei helfen. Außer Villiger.

„Los! Wir müssen rein! Jetzt!“

„Bist du verrückt!?“

Villiger wollte Weigert zurückhalten. Doch dieser war bereits aufgesprungen und arbeitete sich im Schutz der Büsche in Richtung Nordturm vor. Claudia war tot. Und sein Freund war auf dem besten Weg, ihr zu folgen. Nein! Er konnte ihn nicht allein lassen. Nicht wegen Agarhi, nicht wegen Schamballah und auch nicht wegen des Speers. Das einzige, was im Augenblick zählte, war ihre Freundschaft. Jetzt oder nie! Im Kampf um das Schicksal mußte sich erweisen, was sie wert war.

Als Villiger aufsprang, peitschten wieder Schüsse. Doch immer noch galten sie nicht den beiden Freunden. Wo war Weigert? Jetzt sah er ihn. Zwanzig Meter weiter vorne hockte

er im Schatten eines Strauchs. Villiger lief los. Verdammt! Was machte Hans jetzt? Er konnte erkennen, wie sich Weigert aufrichtete und auf den kleinen Fußweg heraussprang, der zum Eingang des Turms führte. Bis dorthin hatte sein Freund noch zehn, vielleicht auch fünfzehn Meter.

Da sah er es. Eine Gestalt trat aus einer Mauernische neben dem Tor. Erschreckt hielt sie inne, als sie Weigert erblickte, der gerade in vollem Lauf den Weg entlangstürmte. Jetzt erkannte auch er die Gefahr. Er ließ sich fallen und rollte sich seitlich ab. Die Gestalt riß die Arme empor. Villiger erkannte im Mondlicht die Umrisse einer Maschinenpistole. Gleich würde sich ihr tödlicher Inhalt in Richtung Weigert ergießen.

Villiger stoppte abrupt, ging leicht in die Knie und zielte. Kein Gedanke trübte seine Instinkte. Sein Zeigefinger krümmte sich. Einmal, zweimal, dreimal. Die Gestalt wurde zurückgeworfen, prallte gegen das schwere Holztor des Turmeingangs und rutschte langsam nach unten. Die Maschinenpistole polterte zu Boden. Als Weigert sich umdrehte, war Villiger bereits losgelaufen. Er zerrte den toten Körper beiseite und griff nach der Waffe, die dieser eben noch in seinen Händen gehalten hatte. Sein Freund riß das Tor auf. Der Eintritt in die Walhalla war frei.

„Dieter, bitte kommen!“

„Was ist denn los bei euch? Wer hat da geschossen!?“ „Keine Ahnung! Ich sitze hier fest! John hat es erwischt!“ Während der UNO-Agent die Worte hervorstieß, versuchte er seine Gegner auszumachen. Sie mußten mindestens zu zweit sein. Plötzlich krachte es dreimal kurz hintereinander. Der Turm! Er drehte sich hastig um und sah, wie zwei Männer in Richtung Eingang liefen. Davor, mit dem Rücken gegen die Tür, lag jemand. Jetzt wurde er weggezerrt.

„Schnell, Dieter! Jemand versucht, in die Burg einzudringen! Verständige den Einsatzleiter! Und dann hilf mir! Bitte!“

Der Mann im Wagen griff nach dem Hörer des Funktelefons.

„Team fünf ruft Einsatzleiter!“

Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bis sich jemand meldete.

„Hier Einsatzleiter. Was ist los?“

„Jemand versucht gerade, in die Burg einzudringen! Es wird geschossen. Einer von uns ist getroffen worden. Was sollen wir unternehmen?“

„Solange die Zielpersonen nicht aus der Burg kommen, gar nichts. Wir sind in Kürze bei Ihnen. Ende.“

Carlsson schaute auf Beckett, der neben ihm im Hubschrauber saß.

„Wer kann das sein?“

Beckett starrte auf den Boden des Hubschraubers. Dann hob er langsam den Kopf.

„Weigert, dieser Hund! Er hat es geschafft.“

„Schnell! Nach unten!“

Weigert und Villiger stürmten die Treppen in die Walhalla hinunter, ihre Waffen im Anschlag. Villiger stürzte als erster in das Kellergewölbe, Weigert folgte eine Zehntelsekunde später.

„Hände nach oben! Keiner bewegt sich!“

Jetzt erst realisierte Weigert, daß sich zwölf Männer in dem Raum befanden. Elf davon standen auf den Podesten, die sich ringsum an die Wand schmiegen. Ihr Blick war starr in die Mitte des Gewölbes gerichtet. Sie mußten in Trance sein. Ein Mann war gerade auf dem Weg zu dem letzten freien Podest. Weigert sah nur seinen Rücken.

„Stehenbleiben und umdrehen!“

Der Mann machte keinerlei Anstalten, der Aufforderung Folge zu leisten. Villiger schoß in die Luft. Der Knall war ohrenbetäubend, vielfach verstärkt durch das Gewölbe. Keine Reaktion. Der Mann ging weiter und stieg auf das Podest. Dann erst drehte er sich um. Weigert erschrak, obwohl er es geahnt hatte.

„Steiner!“

„Ich habe schon auf Sie gewartet, Herr Weigert.“

Weigert sprang in die kreisrunde Vertiefung, in deren Mitte der mit blutrotem Samt belegte steinerne Würfel mit dem Speer stand. Er griff nach der Heiligen Lanze und hob sie hoch. In diesem Moment fiel das Mondlicht durch die kleine Öffnung hoch oben in der Mauer. Der Strahl traf genau die Stelle, wo eben noch der Speer gelegen hatte. Es war totenstill. Die Blicke von Weigert und Steiner trafen einander.

Steiner hob mahrend die Hand. Sein Gesicht blieb unbewegt.

„Und jetzt, Herr Weigert? Was wollen Sie mit dem Speer? Ihr Leben zählt nach Jahren. Agarhi aber lebt ewig. Es werden andere kommen, um das Schicksal in die Hand zu nehmen. Sie können die Geschichte nicht aufhalten.“

„Ich kann, Steiner! Ich kann, weil ich will!“

Weigert schob den Speer in seine Jackentasche. Fast die Hälfte ragte daraus hervor.

„Hans! Hörst du das!?“

Villiger hatte sich an den Eingang des Gewölbes zurückgezogen und lauschte.

„Das klingt wie ein Hubschrauber! Laß' uns abhauen!“

Weigert ging langsam nach rückwärts, Steiner immer im Auge behaltend.

„Leben Sie wohl, Steiner!“

Er drehte sich um und lief über die enge Wendeltreppe hinauf. Villiger folgte ihm und sicherte mit der Maschinenpistole nach hinten. Oben angelangt, schlug Villiger die schwere Eichentür zu. Er griff nach einem Stück Holz, das am Boden lag, und schob es in den Spalt unter der Tür. Weigert schaute nach oben.

„Da! Der Hubschrauber!“

„Da unten sind sie! Los, runter!“

Carlsson brüllte den Piloten an. Beckett hielt sich krampfhaft an seinem Sitz fest, als der Helikopter abrupt nach unten gezogen wurde. Carlsson schrie jetzt noch lauter.

„Feuerfrei!“

Schon vor ein paar Minuten hatten die UNO-Agenten die Schiebetüren an den Seiten des Hubschraubers geöffnet. Je einer von ihnen hatte sich in den Öffnungen festgeschnallt. Beide Männer hatten jetzt ihre Maschinenpistolen im Anschlag. Während sich die restlichen vier Agenten in Position stellten, um kurz vor dem Aufsetzen möglichst schnell aus dem Hubschrauber zu springen, eröffneten die Männer in den offenen Türen das Feuer.

Weigert war schon ein paar Schritte vorausgelaufen. Jetzt drehte er sich um und schrie Villiger zu.

„Laß' doch die Tür! Wir müssen weg!“

Sein Freund wollte sich gerade umdrehen, als die erste Salve über ihm in die Burgmauer einschlug. Weigert warf sich zu Boden. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Villiger sich ebenfalls fallen ließ und hinter einem Gebüsch zu liegen kam. Der Hubschrauber war nur noch zehn Meter über dem Boden. In zwei oder drei Sekunden würde er aufsetzen.

Neben Weigert fuhren die Kugeln in den gefrorenen Boden und rissen Erdbrocken heraus. Ohnmächtig vor Wut brachte er seine Pistole mit beiden Händen Richtung Hubschrauber in Anschlag und drückte ab.

Fünf Meter neben ihm hatte Villiger die MP an die Schulter gezogen und richtete sich etwas auf. Als er den Zeigefinger krümmen wollte, warf ihn ein mächtiger Schlag zurück. Er wälzte sich herum. Als er das Blut auf seiner Brust sah, überkam ihn mit einem Mal die Gewißheit: Er hatte sein Schicksal erfüllt.

Der Mann in der rechten Tür des Helikopters riß das leere Magazin aus der Waffe, ließ es einfach fallen und zerrte ein neues aus dem Gürtel. Als er es mit einem Ruck in die Öffnung schieben wollte, zersprang das Glas der Pilotenkanzel. Der Mann dahinter schrie auf und ließ das Steuer los. Augenblicklich stürzte der Hubschrauber ab. Vier Meter freier Fall, dann schlug er auf. Die Kufen brachen unter dem Druck auseinander, der Rumpf krachte auf den Boden und begrub die Beine des Mannes unter sich, der eben das Magazin seiner Waffe hatte wechseln wollen.

Beckett kauerte benommen in seinem Sitz. Einer der Agenten war aus der offenen Tür gestürzt und gleichzeitig mit dem Hubschrauber aufgeschlagen. Der Pilot hing tot in seinen Gurten. Der Copilot hielt sich sein rechtes Bein, aus dessen Oberschenkel das Blut quoll. Carlsson und die anderen Agenten hatten sich noch rechtzeitig festklammern können. Jetzt sprangen sie aus der Maschine.

Villiger sah den Hubschrauber auf den Boden prallen. Noch einmal griff er nach der Maschinenpistole, sammelte seine letzten Kräfte und rappelte sich hoch. Jetzt sprangen die Männer aus dem beschädigten Helikopter. Er stellte sich breitbeinig hin und schoß. Die Kugeln prasselten gegen das Metall des Hubschraubers und durchschlugen es. Die Männer erwiderten das Feuer.

Villiger wurde wieder getroffen – zuerst in die Schulter, dann in das Bein und schließlich in den Bauch. Er brach zusammen. Als sein Körper am Boden aufschlug, explodierte der Tank des Hubschraubers mit einem tosenden Knall. Während die Flammen nach Thomas Beckett griffen, um dessen Fleisch zu verzehren, schöpfte Peter Villiger zum letzten Mal

nach Atem. Sein Mund verzerrte sich zum Anflug eines Lächelns. Er und Weigert: Sie hatten gesiegt! Auf diesen Moment hatte er ein Leben lang gewartet. Dann begehrte er Einlaß in die andere Welt.

Österreich, 25. Dezember

Der Winter hatte gnädig seine weiße Decke über das Land gebreitet. Darunter verborgen sammelte die Natur neue Kraft, um im Frühjahr in voller Blüte ihre Wiedergeburt einleiten zu können. Bis dahin aber lag sie in tiefem Schlaf. Der Himmel war von tiefhängenden Wolken bedeckt, die sich schon seit Stunden zu erleichtern versuchten, indem sie unaufhörlich einen dichten Schleier aus Schneeflocken auf die Erde niederließen. Die Äste der Tannen bogen sich bereits unter der schweren Last, die der Himmel auf sie übertragen hatte.

Doch zwischen ihnen, inmitten der Einsamkeit der Wälder, stand jemand, dem eine noch viel schwerere Bürde aufgeladen worden war. Hans Weigert blickte hinaus auf die glatte Oberfläche des kleinen Sees. Die feuchten Haare hingen ihm in die Stirn, in seinen Augen standen Tränen.

Rundherum herrschte ein diffuses Zwielficht. Es war von jener Art, wie es wohl an der Stelle sein mußte, die den Übergang von der einen in die andere Welt markierte. Ein Licht, das den Wanderer warnte, um ihm zu sagen: Hier ist eine Grenze, die nur von den Wenigen überschritten werden kann. Die Vielen mögen umkehren.

Drei Stunden anstrengenden Fußmarsches lagen hinter Weigert. Durch die dunklen Wälder, über die steilen Bergrücken, bis an den kleinen See. Dieser lag inmitten eines verborgenen Talkessels, der der Ansammlung von Wasser gerade genug Platz bot, um überhaupt „See“ genannt zu werden. Unmittelbar an seinem Ufer stiegen die baumbewachsenen Hänge steil an. Kein Haus stand hier, keine Straße verirrte sich an diesen Ort. Die einzige Zugangsmöglichkeit, die nicht querfeldein über die Berge führte, bestand in einer kurzen Bootsfahrt. Denn der kleine See war der letzte in einer Reihe von drei Gewässern. Das erste davon war das bei weitem größte. Im Sommer herrschte dort reges Treiben, wenn die Touristen die vielen schmucken Häuser füllten, um ihren Urlaub zu genießen und die betuchten Gäste, vornehmlich aus Wien, ihre Maßanzüge gegen Lederhosen tauschten.

Das zweite Gewässer dieser Dreierreihe lag etwa 15 Gehminuten vom ersten entfernt, verbunden mit ihm durch einen kleinen Fluß, in dessen kalten Fluten man im Sommer die schlanken Körper der Forellen hin- und herhuschen sehen konnte. Kam man über die Sandstraße heranspaziert, die teilweise dem Lauf des kleinen Flusses folgte, so stieß man unmittelbar auf das einzige Gebäude dort: ein kleines Holzhaus, das in der warmen Jahreszeit eine Gaststätte sowie einen Bootsverleih beherbergte. Und von hier aus konnte man dann – über die dunklen, tiefen Fluten hinweg – fast bis zu jenem dritten Gewässer rudern, das das letzte in der Reihe war, vom zweiten nur durch einige Hundert Meter Land getrennt, doch wiederum verbunden mit ihm durch ein munter über die Steine rauschendes Bächlein.

Jetzt, da der Winter im Land stand, war das Holzhaus mit dem Bootsverleih freilich geschlossen. Und so hatte Weigert den beschwerlichen Weg über die Berge gewählt, wie ein Verstoßener, der heimlich an den Ort seiner Jugend zurückschlich, um zu sehen, ob sich etwas geändert hatte. So war es auch. Denn Weigert war mit fünfzehn zum ersten Mal hier gewesen, zusammen mit seinem Vater. Es war damals eine wunderbare, unbeschwertere Zeit gewesen. Damals, als er noch jung gewesen war. Aber das war lange her.

Weigert ließ sich vorsichtig auf einem umgestürzten Baumstamm nieder. Seine Beine schmerzten von der Anstrengung des Marsches. Er stützte die Ellbogen auf seine Ober-

schenkel, legte den Kopf in die Hände und starrte auf den See. Es war nicht sehr kalt gewesen in den letzten Tagen. Deshalb hatte sich nur am Ufer eine dünne Eisdecke bilden können, die nicht mehr als ein oder zwei Meter weit hinausreichte. Und doch vermittelte sie, wie auch der Schnee ringsum, den Eindruck tiefer Kälte.

Claudia war tot. Peter war tot. Hillgruber ebenfalls. Gestern, am Weihnachtstag, hatte er aus dem „Blatt“ vom Tod seine Ressortchefs erfahren. „Der Wagen kam von der schnee-glaten Fahrbahn ab, überschlug sich mehrmals und stürzte schließlich zwanzig Meter über eine Böschung. Dann ging er in Flammen auf. Hillgruber konnte nur noch tot geborgen werden.“ Es folgte ein langer Nachruf auf den verdienten Redakteur des „Blatt“, der seiner Zeitung mehr als zwei Jahrzehnte die Treue gehalten hatte. Jetzt war er nicht mehr am Leben, und mit ihm war die einzige Hoffnung gestorben, die sich Weigert noch gemacht hatte. Die Ergebnisse seiner Recherchen, die Liste der Schläfer von Agarhi, alles, was er seinem Ressortchef geschickt hatte, war nicht mehr. Entweder mit Hillgruber verbrannt oder in falschen Händen. Es gab niemanden, der Weigert davon würde überzeugen können, daß Hillgrubers Tod ein Unfall gewesen war. Er war ebenso auf dem Altar der anderen Welt geopfert worden wie Peter und Claudia.

Er, Hans Weigert, war der einzige, der noch fehlte. Die Treibjagd hatte bereits begonnen. Nur mit viel Glück war es ihm gelungen, von der Wewelsburg unbehelligt hierher zu gelangen. Doch er machte sich keine Illusionen. Sie würden ihn kriegen, morgen, in einer Woche, in einem Monat, irgendwann. Denn er besaß etwas, das für seine Jäger von größter Bedeutung war. Er hatte mit seinem Leben bereits abgeschlossen. Es galt jetzt nur noch, den letzten Akt zu Ende zu bringen.

Er öffnete den Reißverschluß seines Anoraks ein Stück, griff nach der wasserdichten Metallbox, die darunter verborgen war und zog sie heraus. Darin befanden sich der Schlüssel zu dem Tresor, in dem die beiden CDs lagen, die er bei Pierre Martin gefunden hatte, eine Kopie seiner für Hillgruber niedergeschriebenen Recherche-Ergebnisse und – der Speer.

Barg diese alte Waffe wirklich ein Geheimnis, das der einen Welt, in der er, Weigert, – noch – lebte, nicht zugänglich war? Gab es wirklich eine andere Welt, wie es ihm Steiner in den tibetischen Bergen oder der Unbekannte in dem römischen Cafe erzählt hatten? Und bestimmte diese andere Welt tatsächlich, was in jener von Weigert geschah? Waren Agarhi und Schamballah nur ein Haufen Verrückter, die ihre Esoterik zur politischen Maxime erhoben?

Garakin, Volker, Greenspan, Martin, dessen Frau, all jene, die in der Wewelsburg umgekommen waren, und vor allem Claudia und Peter: Ihr Tod jedenfalls war blutige Realität. Und wenn sie Weigert einmal hatten, dann würde er keinesfalls der letzte auf dieser Liste sein, so wie Garakin wohl nicht der erste gewesen war. Agarhi und Schamballah, sie würden weiterleben. Ob in dieser Welt oder in einer anderen. Doch der Speer des Schicksals würde für immer verschwinden. Vielleicht konnte das ihre Macht brechen. Vielleicht aber verschwand damit nichts weiter als ein altes Stück Metall.

Weigert wußte, daß der Grund des kleinen Sees gleich nach dem Ufer steil abfiel. Das Wasser war sehr tief, weit tiefer jedenfalls, als man es aufgrund der Größe des Gewässers vermutet hätte. Hier würde der Speer, 2000 Jahre nachdem er der Legende nach den Leib Christi durchbohrt hatte, seine letzte, würdige Ruhestätte finden.

Weigert holte aus und schleuderte die Metallbox weit hinaus. Sie durchdrang das dichte Schneetreiben, drehte sich einige Male in der Luft und schlug auf dem Wasser auf. Einige Sekundenbruchteile hielt sie sich an der Oberfläche, dann versank sie. Und mit ihr versank das Schicksal.

Weigert starrte solange auf die Stelle, bis sich die Kreise auf dem Wasser wieder verlaufen hatten. Dann drehte er sich um und marschierte los. Er hatte getan, was er konnte. Mochten die Jäger jetzt ihr Opfer finden. Sein Leben würde man ihm nehmen können, sein Geheimnis nicht.

Deutsche Rubrik | Velesova Sloboda | 2010

Thule-Watch



Der Szene-Zeitmesser - das Symbol der Schwarzen Sonne als Zifferblatt! Verchromtes Metallgehäuse, Mineralglas, Schweizer Qualitätswerk, wasserdicht, 12 Monate Garantie, schwarzes Lederarmband. Ein Muß! Verpackt im schwarzen Velourpochette.

Zu bestellen -> http://www.thule-seminar.org/thule_kollektion_1.htm